This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Th. Kuffner's

erzählende Schriften,

dramatische und lyrische Dichtungen.

Ausgabe letzter Hand.

Dreizehnter Band.

Wien, 1845.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

PT 2388
K83
1843
v.13

Erzählungen.

Das Schiffs-Ungethüm.

Unter den vielen Kaufleuten, welche die Woll- und Garnmärkte in Schottland jährlich zu beſuchen pflegten, war John Robſon, ein alter Mann, aber ein großer Liebling der Weiber, einer der vorzüglichſten. Er hatte viel Geld, viele lange ſchöne Gebete, und wußte viele ſchöne abenteuerliche Geſchichten von Schlachten und Gefahren zu Land und zu Waſſer. Damit wohl ausgerüſtet, gelang es ihm, die beſten Geſchäfte zu machen und ſtets ein warmes Stübchen zu bekommen, wenn ihn die Nacht überfiel. Unter den Geſchichten, die er beſonders gerne zu erzählen pflegte, befand ſich auch die folgende, die ich ſo gut im Gedächtniſſe behalten habe, daß ich ſie beinahe mit ſeinen eigenen Worten, oder wenigſtens ganz auf ſeine Weiſe wieder erzählen kann.

Nur den Ort, von welchem ſie abſegelten, vermag ich nicht mehr beſtimmt anzugeben; ich glaube, es war ein Seehafen in Spanien. Ich laſſe den alten Robſon nun ſelbſt ſprechen.

„Als wir eines Morgens, geleitet vom günſtigſten Winde, freudig dahin ſegelten, ſahen wir etwas, einer Tonne gleich, von Woge zu Woge vor uns dahergaukeln. Der Kapitän befahl uns, das Ding aufzufangen. Wir zogen es ſogleich heran. Und was war's?"

„Ein Weidenkorb, und im Korbe ein ſchreiender Knabe. Wir erſtaunten nicht wenig über die wunderbare Erhaltung der kleinen Kreatur, denn der Korb war wie jeder andere Korb; das Waſſer plätſcherte durch und durch, wie's dem wunderlichen Element beliebte; den Korb hielt nur die Leichtigkeit in der Höhe. Unſer Erſtaunen wurde aber noch größer, als wir die Kreatur näher beſahen."

„Sie war vier Fuß lang, hatte ein uraltes runzeliges Geſicht, wie eine Hexe, oder ſonſt ein halb menſchliches, halb hölliſches Weſen. Wir ſetzten ihm verſchiedene Gerichte vor; er fraß wie ein Wahnſinniger, und ſchien unerſättlich zu ſein. Er ſprach ſchnell und auch nicht übel, allein in einer uns Allen unverſtändlichen Sprache; wir wußten nicht, was wir aus ihm machen ſollten. Er war kaum zehn Minuten am Borde, als wir im Takelwerk des Maſtkorbes ein Gekrache hörten, und zu gleicher Zeit das Schiff ſich wie eine Wiege zu ſchaukeln anfing. „Was Teufel iſt denn das?" rief der Schiffskapitän. Jeder geſtand ſeine Unwiſſenheit, denn Keiner von uns merkte die geringſte Annäherung oder Wendung des Windes. Während wir nun ſo ſtanden und ſpähten, ob wir nicht ſehen könnten, woher die Erſchütterung käme, vernahmen wir in den Segeltüchern eine Art von Aechzen, wie das Windgeſtöhne. Dies wiederholte ſich nach einigen Minuten, und das Schiff ſchoß heftig vorwärts."

„Der Kapitän erſtaunte über eine Erſcheinung, die ihm noch nie vorgekommen war; er befahl uns, die Segel eiligſt einzuziehen, da eine Art von Wirbelwind im Anzuge zu ſein ſchien. Nie werde ich dieſen Morgen vergeſſen; denn

der Sturmwind überfiel uns, ohne das geringste Vorzeichen, mit einer solchen Gewalt, Stoß auf Stoß, immer heftiger und lauter, daß wir uns auf einmal in der Mitte eines allgemeinen Aufruhres befanden. Wir wurden so geworfen und gehoben, bald dahin, bald dorthin, daß ich glaubte, das Schiff werde schon in die Luft hinauf gewirbelt. Alles war in totaler Verwirrung, und wir wurden jeden Augenblick nach einer anderen Richtung gestoßen und geschleudert."

„Hoch gingen die Wogen, schäumend und brausend, wie in Schlachtordnung, gegen einander. Donner brüllten, Blitzflammen zuckten und Hagelschauer prasselte. Unser Schiff schien bald zu den Wolken hinaufgehoben, bald so tief in den Grund des Meeres hinabgesenkt zu sein, daß ich das Rasseln und Knarren des Kiels im Sand und Schlamm zu hören glaubte. Kurz, so wie der Sturm schon einen unnatürlichen Anfang hatte, so zeigte sich auch in dem Ganzen nicht das geringste Natürliche, und es war ein wahres Wunder, daß Einer von uns mit dem Leben davon kam. Aber was sag' ich! Die Zahl unserer Tage war noch nicht voll, unser Stündlein noch nicht gekommen. Ein alter Matrose drängte sich zum Kapitän und sagte: „Kapitän M' Nikol, glaubt einem erfahrnen alten Kerl, dieser Aufruhr der Elemente ist nichts Natürliches, und ich bin fest überzeugt, daß die Kreatur, die wir aufgefangen und an Bord genommen haben, entweder ein Mörder, oder ein Höllengespenst, oder ein Wasserunhold ist. Folgt meinem Rath, und laßt sie wieder in's Wasser werfen!" —

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Th. Kuffner's

erzählende Schriften,

dramatiſche und lyriſche Dichtungen.

Ausgabe letzter Hand.

Dreizehnter Band.

Wien, 1845.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

ßen aber aus ſeinen Zeichen und Geberden, daß er mit dem Kapitän zu ſprechen wünſchte. Als es dieſem gemeldet wurde, kam er beinahe außer ſich und ſchrie: „Schießt auf ihn! Werft ihn über Bord! Setzt das große Boot aus und laßt ihn entkommen!“ — Lieutenant Jones und der Hochbootsmann ſetzten ſich dagegen, und erboten ſich, den Kapitän zu dem ſeltſamen Fremdling hinzubegleiten, welches ihnen das beſte Mittel zur Rettung des Schiffes zu ſein ſchien. Sie führten ihn daher, halb mit Gewalt, in den verborgenen Winkel, wo das Ungethüm auf ſeiner Tonne ſaß. Keiner von uns hatte noch dieſe, mit allerhand Holzwerk und altem Gerumpel verdeckte Tonne früher geſehen, als in jener Nacht, da wir nach dem Leck ſuchten. Das kleine Ungethüm ſchnatterte und ſprach viel, und deutete, indem ſeine Augen von unheimlicher Freude glänzten, auf die Tonne, und winkte den Kapitän zu ſich. Als er ſich endlich genöthigt ſah, dem Unhold näher zu treten, ſprang dieſer von ſeinem Sitz auf, flüſterte dem Kapitän ein einziges Wort (es ſchien ein Name zu ſein) in's Ohr, nahm dann wieder ſeinen vorigen Platz auf der Tonne ein, und ſchüttelte das Haupt auf eine drohende Weiſe gegen ihn.“

„Unbeſchreiblich iſt das Entſetzen, welches jetzt den Kapitän ergriff; es überwältigte ihn ſo ſehr, daß alle Offiziere ſich wunderten, wie ein ſonſt ſo muthiger Mann alle Faſſung auf ſolche Weiſe verlieren konnte.“

„Er war wirklich ganz außer ſich; auch herrſchte Schrecken und Verwirrung auf dem ganzen Schiffe, welches ſich ſchaukelte und drehte. Matroſen und Seeſoldaten rannten

Erzählungen.

mit dem fürchterlichen Geheul eines Wahnſinnigen auf das Verdeck, ſtürzte ſich in's Meer, und verſchwand."

„Der Unhold ſchlug ein gellendes Gelächter auf, lief nach ſeinem Korbe, ergriff denſelben mit beiden Händen, ſtürzte ſich damit in's Meer, zog den unglücklichen Kapitän aus den Fluten, legte ihn in den hölliſchen Korb und verſchwand mit ihm in einem Nu. Wir hörten einige kurze gebrochene Töne vom Angſtgeſchrei des Dulders; das war Alles. In dieſem Augenblick hob ſich das geſenkte Schiff aus den Wellen; der Himmel klärte ſich auf, und wir ſahen zu unſerm größten Erſtaunen, daß wir uns auf derſelben Stelle befanden, auf welcher wir uns beim Anfang des Sturmes befunden hatten, von der wir uns doch eine lange Strecke weit ſüdlich dahingeſchleudert glaubten."

„Nach hergeſtellter Ruhe war unſer erſtes Geſchäft, jene Tonne zu öffnen, mit welcher unſer hölliſcher Gaſt ſo viel Spektakel getrieben hatte. Dies geſchah auf dem Verdeck vor mehr als hundert Zeugen. Alles, was wir darin fanden, war der Leichnam einer jungen Frauensperſon, mit entzweigeſchnittener Kehle, aufgeſchlitztem Bauche und herausgeriſſenen Gedärmen, die alſo auf gräßliche Weiſe war ermordet worden."

„Dies iſt Alles, was ich mit Gewißheit ſagen kann. Lange nachher habe ich gehört, der Kapitän M'Nicol habe auf einer frühern Reiſe zwei ſchöne junge Fremdlinge an Bord gehabt, die nach Liverpool kamen; der junge Mann ſei verſchwunden und es ſei gewiß, daß der Kapitän ſich ſeiner Geliebten bemächtiget habe. Ob nun aber jener Leichnam

der ihrige war oder nicht, kann ich nicht ſagen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auf der Stelle in der hohen See, wo der Kapitän ein ſo ſchreckliches Schickſal erfuhr, ein großes himmelſchreiendes Verbrechen begangen worden iſt. Es ſollte dies zur Warnung dienen, daß man es ja niemals wagen ſoll, irgend eine Frevelthat zu verüben, in der Hoffnung, ſie werde verborgen bleiben. Wenn man daran denkt, wie Alles, früher oder ſpäter, an's Licht kommt und uns Strafe, Schmach und Verderben bringt, ſo wird dies uns wohl von allem Böſen und Sündhaften zurückhalten, wenn wir anders nicht vollkommene Sklaven unſerer laſterhaften Neigungen ſind. Auf jeden Fall aber dürft ihr euch darauf verlaſſen, daß gewiß ein Tag kommen wird, an welchem jede ſchlechte That vor dem Gerichte der Menſchen und des Himmels offen da liegen wird."

Das Wiederfinden auf dem Dämonenſchiff.

Ich lebte mit meiner verwitweten Mutter in Edinburg zwar dürftig aber vergnügt, bis zur Ankunft der Gräfin Marplot, mit deren Eintritt in unſer Haus die frohe Jünglingszeit von mir Abſchied nahm.

Dieſe holde Dame hatte bisher bei ihrem älteſten Sohne gewohnt, welcher ſie aber aus dem väterlichen Schloſſe verwies, da ihre Sucht Alles zu tadeln, mit dem Selbſt-

gefühl ſeiner Unfehlbarkeit nicht harmoniren wollte. Sie fand nun bei meiner ſanftmüthigen Mutter die erwünſchte Aufnahme, theils weil ſie unſerer armen Familie die Ehre erzeigte, eine Verwandtſchaft im fünfzigſten Grade huldreich anzuerkennen, theils auch, weil ſie ein jährliches Einkommen beſaß, welches unſere kleine Haushaltung auf einen beſſern Fuß zu ſetzen verſprach.

Dieſe herrſchſüchtige Dame erlaubte ſich nun, bei der zu großen Nachgiebigkeit meiner guten Mutter ſchon nach Verlauf weniger Wochen die Frau im Hauſe zu ſpielen. Alles mußte ſich ihrem Willen fügen; am meiſten aber ließ ſie mich Ärmſten ihre Macht fühlen, und ich trat gleichſam an die Stelle des verhaßten Sohnes, welcher die Zankſüchtige aus dem Hauſe entfernt hatte. Des Tadelns und Keifens mit mir war kein Ende; bald lernte ich zu wenig, bald aß ich zu viel; bald war ich ein Siebenſchläfer, bald ein Poltergeiſt, bald ein verſchmitzter kecker Bube, bald ein Blödſinniger, jetzt ein bleierner Vogel, dann ein Vagabund, und ſo weiter. Ich wurde Student, dann Soldat, und hatte, ehe ich nach Irland ging, das Vergnügen, von der holden Dame, als ich an meinem fünf und zwanzigſten Geburtstage von ihr Abſchied nahm, nochmal die wiederholte Verſicherung zu erhalten, ich ſei ein Taugenichts.

Die folgende Geſchichte wird leider beweiſen, wie böſartig die Gräfin, und wie unklug ich war, daß ich ſie mir zur Feindin machte. Um dieſe Zeit wurde mir eine Militärcharge in Indien angetragen. Ich blieb lange unentſchloſ-

ſen, ob ich ſie annehmen ſollte. Dies hatte ſeinen guten Grund.

In meinem Geburtsorte lebte ein ausgetretener ſchottiſcher Offizier, zu dem ich die größte Zuneigung hegte. Er hatte eine Tochter, die ich ſchon von Kindheit auf ſo liebte, daß meine Liebe zunahm, je mehr das Mädchen zur Jungfrau heranwuchs. Margarethe Cameron war jetzt ſiebzehn Jahre alt, acht Jahre jünger als ich, ſchön, vom Vater etwas verzärtelt, jedoch ein herrliches Weſen, in welchem die Keime der edelſten Eigenſchaften lagen. Ich eröffnete dem Vater und der Tochter meine Abſicht freimüthig. Der Vater ſprach von der zarten Jugend des Töchterchens. Margarethe lachte darüber, daß ich nur einen Gedanken auf ſie haben könnte, ſagte, ich ſei zweitauſend Jahre älter als ſie, und erklärte geradezu, ſie könnte eben ſo gut einen ältern Bruder oder ſogar ihren Vater heiraten als mich. Ich hörte ihr ſchweigend zu, verſchmähte es, nur ein Wörtchen für mich zu ſprechen, verbeugte mich mit der Miene der Entſagung, und verließ ſie.

Als ich ſie wieder ſah, war ich im Reiſekleide. Sie ſtand im Garten und begoß Blumen. „Ich komme (ſagte ich) von Ihnen Abſchied zu nehmen.“

Sie. So? Wohin geht die Reiſe?

Ich. Nach Indien.

Sie. Unſinn!

Ich. Was Andere ernſthaft nehmen, erſcheint Ihnen nur zu oft als Scherz oder Unſinn.

Sie. Vermuthlich ein galanter Morgenbeſuch.

auf der Welt mir ſo theuer war als Margarethe; eben ſo klar ward es mir auch, daß ich ihr theuer war.

Sie erholte ſich; wir verließen ſchweigend den Garten. Der Wille ihres Vaters und die Nothwendigkeit, mir eine Beförderung zu erringen, zwangen mich, einige Jahre in Indien zu dienen, um dann die Hand der Geliebten erhalten zu können.

An meinem aſiatiſchen Beſtimmungsort angelangt, ſchmachtete ich lange vergebens nach Briefen aus Europa. Eines Tages nahm ich ein engliſches Zeitungsblatt in die Hand. Ich leſe: „Am —— ſtarb im Dorfe A. — Margarethe, die achtzehnjährige Tochter des Kapitäns Cameron.“

Ich will keinen meiner Leſer mit der Beſchreibung der Empfindungen martern, die mir in jenem Augenblicke das Herz zerriſſen. Ich ſchrieb an den Vater, und bat ihn, in Ausdrücken der Verzweiflung, mir zu erklären, jene Todesanzeige ſei Irrthum oder Lüge, indem das Leben ſonſt für mich eine troſtloſe Wüſte ſei. Die Gräfin Marplot beantwortete mein Schreiben in einem mit ſchwarzem Rande und mit einem großen ſchwarzen Siegel dekorirten Briefe. Margarethe Cameron war nicht mehr; den tief erſchütterten Vater hatte ein Schlagfluß gerührt. Seine Vermögensumſtände waren zerrüttet, die Gräfin hatte bei ihm Wohnung genommen, um die Sache wieder in Ordnung zu bringen.

So dunkel mein Inneres war, ſo glänzend wurde meine militäriſche Laufbahn. Endlich heiratete ich; meine Gattin gebar mir zwei Kinder; aber ſchon nach drei Jahren war ich ein kinderloſer Witwer, und die Nacht der tiefſten Melancholie umhüllte meine Seele. Oberſt in meinem ſechs

und dreißigſten Jahre, aber düſter und lebensſatt, und auf meinem Haupte ſchon manches graue Haar, beſchloß ich in mein Vaterland zurückzukehren. Ich langte in einem Hafen der Levante an, beſtieg dort ein Schiff und landete glücklich in Malta.

Zu dieſer Zeit ward das ganze Gebiet des Mittelmeeres durch das berüchtigte Dämonenſchiff in Schrecken geſetzt, welches ſo ungeheuere Unternehmungen ausführte, und ſolche Gräuel verübte, daß man ſich das furchtbare, grauenhafte Wirken in einem ſo weiten Umfange des Waſſerreiches nicht anders erklären zu können glaubte, als dadurch, daß man ſeine Zuflucht zu einer übernatürlichen Urſache nahm, und nicht zweifelte, dieſes Schiff ſei entweder von blutdürſtigen, verderblichen Dämonen bewohnt, oder wenigſtens das Werkzeug eines böſen Geiſtes; denn es hatte zwiſchen jeder Flotte unbemerkt durchgeſegelt, es war den hitzigſten Verfolgern entwiſcht, es hatte die ſchnellſten Flüchtlinge ereilt, es war erſchienen, wo Niemand es vermuthete, und verſchwunden, wo das Verſchwinden beinahe etwas Unmögliches zu ſein ſchien; kurz, es ſchien überall zu ſein. Seinen Namen erhielt es zuerſt von Denjenigen, die ſeine Opfer zu werden befürchteten. Der Schauder erregende Name ſchien dem furchtbaren Schiffe ſo willkommen zu ſein, daß es denſelben von jener Zeit an mit Flammenzügen auf der Spitze des Maſtbaumes führte. Einige Seefahrer behaupteten nachher ſogar, daß dieſes Schiff meilenweit einen phosphoriſchen Glanz und einen Schwefeldampf um ſich verbreite; Andere ſagten, dasſelbe habe durch böſe Dämonen die Macht erhalten, ſich in einen

ſo wunderbaren dichten Nebel zu hüllen, daß ſeine Schlachtopfer deſſen Annäherung nicht eher zu erkennen vermöchten, als in dem Augenblicke, da ſie demſelben ſchon gleichſam in den Rachen fielen. Dieſes Schiff zu fangen, ſchien etwas Unmögliches; es bemeiſterte die Schiffe von gleicher Größe, und trieb mit den an Stärke ihm überlegenen Spiel und Spott. Zahllos waren damals die Schiffe, welche aus verſchiedenen Häfen des Mittelmeeres ausliefen, und für immer verſchwanden; es ſchien die grauſame Weiſe des Dämons, Schiffe ſammt ihrer Bemannung zu verſenken. Man ſprach von den Häfen der Levante bis Gibraltar allenthalben von dem Dämonenſchiff, und kein Seefahrer hielt ſich ſicher, bevor er die Meerenge paſſirt hatte.

Endlich konnte man eine ſolche Zerſtörungsmacht in jenen Gewäſſern nicht länger dulden; mehrere Seemächte rüſteten Schiffe aus, um ſich jenes Seeungeheuers zu bemächtigen, oder es in den Grund zu bohren; da ſchien es, zu allgemeinem Erſtaunen, auf einmal aus dem Mittelmeere verſchwunden zu ſein. Einige glaubten, die Mannſchaft des Schiffes habe ſich nach dem Verlauf einer gewiſſen Zeit dem böſen Feinde verſchrieben, dieſe Friſt ſei nun verfloſſen, der Abgrund habe ſeine Opfer verſchlungen, und die See werde nun nicht ferner gefährdet ſein. Andere meinten, das Geſpenſterſchiff habe ſich nur eines geheimen Zweckes wegen zurückgezogen, um in kurzer Zeit furchtbarer als je wieder zu erſcheinen. Viele Handelsſchiffe ſegelten unter dem Schutz einer britiſchen Fregatte nach England. Der Zudrang war ſo ſtark, daß es mir nur mit vieler

Mühe gelang, auf einem derſelben einen Platz zu bekommen, und zwar in einem kleinen, auf dem Verdeck befindlichen Kämmerchen, wofür ich dem artigen kleinen Schiffskapitän ſogleich das halbe Reiſegeld entrichtete. Das ganze Hintertheil des Schiffes hatte eine engliſche Dame gemiethet, die unerkannt und unbemerkt ſein wollte. Deſſen ungeachtet aber flüſterte mir der Kapitän geheimnißvoll in's Ohr, dieſe Dame ſei die verwitwete Gräfin Marplot.

„Wie (dachte ich) bin ich denn vom Schickſal verdammt, ſobald ich mich meiner Heimat nur etwas nähere, unter den Einfluß dieſer Frau zu kommen?" —

Schon wollte ich meinen Platz aufgeben, und zurückbleiben; nur der Gedanke an das ſchon vorausbezahlte halbe Reiſegeld beſtimmte mich zum Mitfahren; ich beſchloß aber, mich von meinem alten weiblichen Quälgeiſte ſo viel als möglich entfernt und verborgen zu halten. Um auf alle Fälle mein Inkognito zu ſichern, nahm ich, im Vertrauen auf mein verändertes Aeußeres, den Namen Kapitän Lyon an, welchen während meiner Jugendzeit ein Freund des Kapitäns Cameron geführt hatte. —

Es war im Monat Juni, eine drückende Hitze, und ſo windſtill, daß wir jeden Tag nur eine kleine Strecke Weges zurücklegten. Als uns die erſte Nacht auf dem Schiffe umfing, ſtreckte ich meine Glieder behaglich auf einer Bank aus, welche ſich an den Stufen in der Nähe des Hinterverdeckes befand. In meiner Seele erwachten die Tage der Vergangenheit, aus ihnen trat Margarethens Bild lebhaft hervor, in ihrer vollen Lieblichkeit; da ich aber

wußte, daß sie todt sei, führten mich meine wachen Träume bald zu ihrem frühen Grabe. Ich erblickte den Kirchhof; das goldene Sonnenlicht verherrlichte manchen grünen Hügel; einer derselben zog mich vor allen übrigen an sich; ich las auf dem Leichenstein die Worte: „Margaretha Cameron, starb im 18. Jahre ihres Lebens."

Indem ich mich meinem Schmerze ganz hingab, schollen sanfte Trauertöne aus dem Grabe herauf. Während ich horchte, verschwand der Kirchhof, und es schien mir, als segelte ich auf einem öden Meere einsam dahin, die Trauertöne klangen aber leise, lieblich, und wie verkündend fort. Ein leichter weißlicher Nebel brütete über dem Hintertheile des Schiffes; er verdichtete sich endlich, und gewann Margarethens Gestalt. Ihr Antlitz schien in diesem ungewissen Lichte kalt und bleich zu sein, so wie ihr leichtes nicht irdisches Gewand, welches sich nicht bewegte, obschon ein trauriger Wind durch die Segeltücher unseres Schiffes seufzte. Sie glich in meiner Vision Einer, die, indem sie von der Erde schied, nicht nur ihre Leidenschaften, sondern auch alle Neigungen und Gemüthsbewegungen hinter sich zurückgelassen hatte; in ihrem glanzlosen Auge lag eine entfernende Gleichgültigkeit. Ihre Stimme aber, deren klagender Tonfall mein Ohr traf, klang noch immer lieblich fort in den Tönen einer Ballade, die ich einst oft mit ihr zu singen pflegte.

Die Erde sei mein Kissen nicht,
Der grüne Rasen nicht mein Grab;
In deinem Grabe will ich ruh'n,
Die Flut sei unser Leichentuch!

Ich erwachte, glaubte aber noch zu träumen, indem es mir ſchien, Margarethe ſchwebe noch immer zu den Füßen meiner Schlafſtelle, und ſchaue, auf das Geländer des Oberverdeckes ſich lehnend, auf mich herab. Ich erhob mich, und blickte nach allen Gegenſtänden rings umher, um aus dieſer Sinnestäuſchung wieder zu einem klaren Bewußtſein zu kommen. Der Vollmond ſtand in der Mitte des Firmaments. Ein leichter Nebel, die Folge der Tageshitze, erhob ſich aus dem Meere; dabei herrſchte die tiefſte Stille und Ruhe auf der Waſſerfläche. Von den Schiffen unſers kleinen Geſchwaders war nichts zu ſehen als die weißen Segel, die im Mondlicht ſchimmerten, und nichts zu hören, als ihr leiſes Flattern und das raſtloſe Plätſchern der Wellen, die nur durch unſer Schiff, welches ſie durchſchnitt, in Bewegung geſetzt wurden.

Noch immer fiel das Mondlicht auf Margarethens weiße Geſtalt und auf ihr bleiches Angeſicht. Auffahrend rief ich aus: „Es iſt nichts als Täuſchung, oder ſoll ich, weil etwa eine Zofe der Gräfin dem Ideal meiner Jugend gleicht, an Geiſtergeſchichten glauben, und als Mann von ſechs und dreißig Jahren etwas für wahr halten, worüber ich als ſechzehnjähriger Jüngling geſpottet habe?“ Meine Geberden und die Heftigkeit meines Aufſtehens ſchienen mein ſchönes Phantom zu erſchrecken, und ſie lieferte in der Eile, mit welcher ſie die Flucht ergriff, einen hinlänglichen Beweis ihrer menſchlichen Schwäche, indem ſie über ein, ihr im Wege liegendes Taugewinde ſtolperte und in die Knie ſank. Ich flog ihr im Augenblick zu Hülfe, ergriff einen Arm,

dann eine Hand, weich, zart, und ohne Zweifel von Fleiſch und Blut, und half ihr auf die Beine. Sie dankte mir in einem ſo milden Tone, daß mir alle Nerven bebten, und erweckte in mir neuerdings den Glauben, die Stimme der Todten in meinem Ohre klingen zu hören.

Ein weißer Schleier fiel ihr vom Haupt und von den Schultern; ich brachte ihn wieder in Ordnung, und überzeugte mich dabei, daß er weder von Aether, noch von Nebel, noch aus Mondſtrahlen gewoben ſei. Ich gab ihr nun meine Beſorgniß zu erkennen, daß die Heftigkeit meiner Bewegung die Urſache dieſes unangenehmen Zufalls geweſen ſei. „Ich fürchte vielmehr," erwiederte ſie mit der melancholiſchen Muſik ihrer Stimme, „daß mein Geſang Ihren Schlaf geſtört habe."

Nachdem wir noch eine Weile geſprochen hatten, und ich ſie während des Geſpräches ſo anſah, als ob eine Wundererſcheinung vor mir ſtände, wagte ich es, ſie ſo gleichgültig, als ich es vermochte, zu fragen, ob ſie mit einem Kapitän Hugo Cameron in A. verwandt ſei? Ihre auffallende Aehnlichkeit mit der verſtorbenen liebenswürdigen Tochter dieſes Mannes möge mir zur Entſchuldigung dienen. Sie ſah mich einen Augenblick voll Ueberraſchung an; dann ſagte ſie mit Würde und Selbſtbeherrſchung: „Ich habe vermuthlich das Vergnügen, einen alten Bekannten des Kapitäns Cameron vor mir zu ſehen?" Wie der Irrthum entſtanden ſein mag, daß irgend Jemand glauben könne, dieſe Tochter ſei nicht mehr am Leben, kann ich nicht begreifen; er wird indeß durch meine Perſon widerlegt, denn

ich bin die Tochter des Kapitäns Cameron. Nachdem ich mich Ihnen hiermit nun ſelbſt vorgeſtellt habe, werden Sie mir auch erlauben, Sie als Bekannten meines Vaters, um Ihren Namen zu bitten." —

Man mag ſich wohl denken, wie wenig ich mich jetzt in dem Gemüthszuſtande befand, den Namen nennen zu können. Ich eilte fort an den Bord des Schiffes, beugte mich darüber, und ſchnappte nach Luft mit einem ſolchen Aufruhr meines Innerſten, daß ich faſt den Athem verlor. Es läßt ſich gar nicht beſchreiben, welche Veränderung dieſe ſonderbare Entdeckung in meinen Empfindungen hervorbrachte. Es gab einſt Tage, ja Wochen, worin ein Gedanke an Margarethe den feſten Weltmann in ſeinen Geſchäftsverhältniſſen nicht im geringſten geſtört hätte; und nun lebte die Wiedergefundene in den Gefühlen ſeines Herzens ſo friſch auf, als ob kaum ein Tag ſeit ihrer Trennung verfloſſen wäre. Ich erkannte, es müſſe hier irgend eine Verrätherei obgewaltet haben, ja, daß ich ſelbſt Margarethen als ein Verräther erſchienen haben müſſe. Ich faßte daher ſogleich den Entſchluß, meinen Namen nicht eher zu nennen, als bis ich meinen Charakter gerechtfertiget haben würde.

Ich war noch Weltmann genug, um meine Empfindungen beherrſchen zu können, und entſchuldigte mich gegen Margarethen mit einer Unpäßlichkeit, die wirklich kein leerer Vorwand war. Sie erwiederte mit feiner Gewandtheit, ſie glaube das Vergnügen zu haben, mit ihren Reiſegefährten, dem Kapitän Lyon zu ſprechen, deſſen Namen ſie oft

von ihrem Vater nennen gehört habe. Mir mißfiel dieſer Irrthum nicht, obſchon ich dadurch mit einem Manne verwechſelt wurde, der um zwanzig Jahre älter war als ich. Ich überzeugte mich indeß bald, daß der breitkrämpige, grüngefütterte Livorner-Hut mich vor genauer Beobachtung ſchützte; auch war ja meine Stimme durch Jahre und klimatiſchen Aufenthalt verändert. Ich ſagte daher, daß ich allerdings ehemals das Vergnügen hatte, ein guter Bekannter des Kapitäns Cameron zu ſein, daß aber eine Reihe von Jahren mich von ihm und ſeiner Familie getrennt habe. „Es ſei aber," fuhr ich etwas zaghaft fort, „ein ſeither zum Oberſten beförderter Kapitän Francillon in Indien geweſen, welchem man die glücklicher Weiſe falſche Nachricht vom Tode der Miß Cameron hinterbracht habe."

Margarethe lächelte ungläubig, aber mit einer würdevollen Gleichgültigkeit, welche den Gegenſtand ſchien fallen laſſen zu wollen. Ihre Lebensgeiſter ſchienen alle Schwungkraft, ihre Wangen die Roſenblüte der Jugend verloren zu haben. In ihrem Weſen lag aber eine Anmuth, eine Art von melancholiſcher Würde, und in ihrem Antlitz ein rührender Ausdruck, dergleichen ihr ſonſt nicht eigen war. War ſie mit ſiebzehn Jahren ſchöner, ſo war ſie mit acht und zwanzig Jahren intereſſanter. Da ich ihr Lächeln ſah, und wahrnahm, daß ſie, mit lieblicher Anerkennung meines Beiſtandes, im Begriffe ſtand, ſich zu entfernen, gerieth ich in Verzweiflung, und wagte raſch zu fragen, ob ſie den Oberſten Francillon ſelbſt gekannt habe? Sie antwortete mit einer mir peinlichen Selbſtbeherrſchung, daß ſie aller-

dings in ihrer Jugend einen Lieutenant Francillon gekannt habe, welcher, wie ſie glaube, ſeither in Indien befördert worden, und wahrſcheinlich derſelbe Offizier ſei, von dem ich ſpreche.

„Vielleicht," ſagte ich, „lebt auf der weiten Welt kein Menſch, an deſſen Schickſal ich mehr Antheil nehme, als an dem des Oberſten Francillon." —

„Er iſt glücklich, einen ſo warmen Freund zu haben," ſagte Margarethe höflich-unbefangen; in dieſer leicht hingeworfenen Aeußerung ſchien aber etwas Pikantes zu liegen, das mir weniger wehe that, als ihre frühere Gleichgültigkeit.

„Ich kenne," ſagte ich, „nichts, was eine ſo plötzliche und zauberartige Umwandlung des Gemüthes in Beziehung auf Scenen und Empfindungen der Vergangenheit verurſacht, als ein unerwartetes Zuſammentreffen mit denjenigen (oder ſelbſt mit ihren Verwandten), mit denen wir in den früheſten und friſcheſten Tagen unſeres Daſeins verbunden waren."

„Gewiß," antwortete Margarethe, „nichts mahnt uns mit ſolcher Gewalt an die Veränderung, die in unſerem Weſen und in unſeren Gefühlen Statt gefunden hat."

„Allerdings," erwiederte ich, „in dieſem Augenblicke ſcheint die Veränderung aufgehoben zu ſein; unſere Herzen ſchlagen mit demſelben Pulſe, der ſie vorher belebte, und die Zeit ſcheint gegen ihre Gefühle vergebens angekämpft zu haben."

„Um uns vielleicht vergebens eine Lehre gegeben zu haben," ſagte meine Gefährtin.

Ich ſchwieg einen Augenblick, und fragte dann: „Und welche Lehre ſollte uns die Zeit geben?“

„Sie ſollte uns lehren,“ erwiederte ſie mit ſanftem Ernſt, „daß die beſten und wärmſten Gefühle unſeres Herzens auf etwas verſchwendet werden können, was täuſcht und ſie nicht befriediget.“

„Ich vernehme Ihre Lehre mit Vergnügen,“ antwortete ich in einem etwas traurigen Tone, und ſetzte hinzu: „Die einzige Gefahr beſteht darin, daß wir nicht irriger Weiſe die Abkühlung der Zeit für Erwerbung von Grundſätzen nehmen.“

„Zeit und Täuſchung,“ ſagte ſie „mögen wohl die Macht haben, uns von der Welt zu trennen, oder wenigſtens eine unfruchtbare Erkenntniß hervorbringen, wie wenig ſie uns befriediget; es überſteigt aber ihre Macht, die Seele mit einer ſtandhaften und thätigen Liebe an jene einzig rechtliche, einzig vernünftige Quelle des Glückes zu feſſeln. Das iſt der Prüfſtein, welchem der Selbſttäuſcher nicht widerſteht.“

Ich ſchwieg; in meiner Bruſt lag ein ſüßes, unbeſchreibliches Gefühl. „Dies,“ begann ich endlich ſchüchtern, „ſind die Empfindungen des Oberſten Francillon, und da wir nun ſchon von alten Freunden geſprochen haben, ſo hätte ich beinahe Luſt, Ihnen ſeine Geſchichte zu erzählen. Sie gleicht zur Hälfte wahrhaftig einem Roman; wenigſtens zeigt ſie, wie oft im wirklichen Leben Umſtände — faſt möcht' ich ſagen Abenteuer — eintreten, über welche wir in einer Dichtung ſpotten würden, weil ſie durch Verſtoßung gegen alle Wahrſcheinlichkeit den guten Geſchmack

beleidigen. Soll ich Ihnen die Geſchichte Ihres ehemaligen Bekannten erzählen?"

„Erzählen Sie mir die Geſchichte!" ſagte Margarethe unwillkürlich, nicht ohne Rührung, doch auch nicht ohne einen Beiſatz von Aufwallung. „Warum nicht? Ich meine ſeine indiſche Geſchichte; denn die in England werden Sie, da Ihre Familien einander kannten, wohl ſo gut wiſſen, als ich ſelbſt."

Die Selbſtbeherrſchung der Menſchen von Welt nimmt gewöhnlich im Verhältniß zur Befangenheit derjenigen zu, mit welchen ſie zu thun hat; dennoch aber begann mein Herz ſtärker und ſchneller zu pochen, als ich, Margarethens Schweigen benützend, meine eigene Geſchichte zu erzählen anfing. —

„Francillon," ſagte ich, „war, als er in Indien ankam, begeiſtert von dem Beſtreben, aus den reinſten und edelſten Beweggründen, welche die menſchliche Bruſt entflammen können, Reichthum und Ehre zu erwerben."

Hier wendete ſich Margarethe von mir, mit einem Mißfallen edlerer Art, welches dieſe kleine zarte Anſpielung auf ihre vergangene Geſchichte zu rügen ſchien. Ich fuhr fort, als ob ich ihre Bewegung nicht bemerkte: „Francillon ſtand in einem Verhältniſſe mit einer jungen, liebenswürdigen Landsmännin, deren Bild das Ideal ſeines Herzens war, deren Name aber aus einem natürlichen und heiligen Gefühle nie über ſeine Lippen kam."

Hier ſchien Margarethe wieder aufzuathmen. Ich erzählte ihr alſo meine Geſchichte einfach und herzlich, und

ſchilderte ihr meinen Schmerz, als ich Margarethens Tod vernahm, mit ſo glühenden Farben, daß der Erzähler mit dem Helden der Erzählung in Eine Perſon zuſammenſchmolz. Ich bin überzeugt, daß meine Reiſegefährtin gerührt und überraſcht ward. Als ſie ſich aber wieder gefaßt hatte, ſagte ſie in einem Tone, mit welchem eine angenommene Unbefangenheit vergebens kämpfte: „Es iſt doch ſonderbar, daß ein verheirateter Mann über den Gegenſtand einer erloſchenen Liebe ſolchen Schmerz empfand.“ — In mir erwachte der Gedanke, man habe zwiſchen Margarethen und mir ein ſchändliches Spiel geſpielt.

„Hauptmann Francillon,“ ſagte ich laut, „heiratete erſt fünf Jahre nach jener Periode, von welcher wir ſprechen. Er reichte ſeine Hand einem Weſen, von dem er gewiß nie anders, als mit jener Hochachtung ſprechen wird, welche ſie verdiente, der er aber offen geſtand, daß er ihr ein getheiltes Herz bringe, deſſen beſſere Hälfte mit ſeinen Empfindungen im Grabe derjenigen liege, welche ihm dieſelben zuerſt eingeflößt habe.“

Ich verſuchte vergebens zu erſpähen, welche Wirkung dieſe Entdeckung auf meine Gefährtin machte. Sie ſchien ihr Geſicht vorſätzlich weggewendet zu haben. Rings umher lag tiefe Stille, jedes Lüftchen ſchien auf der Meeresfläche zu ſchlummern; es konnte alſo nicht die Nachtluft ſein, welche Margarethens weißes Kleid an der Bruſt ſo heftig bewegte.

Ich ſetzte meine Geſchichte fort, brachte mich nach Malta und an Bord eines engliſchen Schiffes. Hier, ich

will's aufrichtig geſtehen, verließ mich die Hälfte meines Muthes; ich erzählte aber fort: „Francillon (ſagte ich) unternahm jetzt die Rückreiſe in ſein Vaterland. In der erſten Nacht der Seefahrt warf er ſich auf's Verdeck hin, und rief ſich, halb ſinnend, halb träumend, Scenen der Vergangenheit zurück; eine Geſtalt aber, durch ſein treues Gedächtniß belebt, ſtand immerzu vor ſeiner Phantaſie. Er träumte auch ſo etwas von einer Pilgerfahrt zu dem einſamen Grabe derjenigen, die er liebte und verlor; dann ſchien es ihm in der Phantaſie-Schwärmerei, er ſchiffe auf einem einſamen traurigen Gewäſſer. Aber ſelbſt hier erſchien ihm eine Geſtalt, deren Stimme in ſein Ohr drang, deren Auge ſein Herz in eine ungewohnte Bewegung brachte. Er erwachte — aber ach! die Erſcheinung verſchwand nicht. Im Mondlicht ſah er Diejenige, die ihn der Traum ſchauen ließ, noch immer vor ſich. Er fuhr empor. Die Geſtalt zog ſich haſtig zurück; er folgte ihr, um die in der Eile des Entfliehens Gefallene aufzurichten, und entdeckte mit einer Empfindung, die ihn für einen Augenblick beinahe überwältigte, daß ſie, die er hier erblickte, der Gegenſtand der früheſten und ſchönſten Gefühle ſeines Herzens — Margarethe Cameron war!"

Als ich meine Erzählung endigte, fehlte mir beinahe der Athem. Ich ſprach leidenſchaftlich und entblößte bei den letzten Worten mein Haupt. Margaretha ſprang auf, erſchüttert und erſtaunend, und ſtammelte: „Iſt's möglich! — Seh' ich recht? — O ja! — Wie glücklich bin ich!" — Sie bemühte ſich, ruhig zu ſein, und den ihr eigenen An-

ſtand zu beobachten, aber vergebens! Sie ſetzte ſich wieder, bedeckte das Geſicht mit den Händen; ein Thränenſtrom ſtürzte aus den Augen. Ich war entzückt, fühlte aber, daß ich ſie in große Verlegenheit geſetzt hatte. Ich ließ mich neben ihr nieder und nahm ihre Hand, mehr wie ein Bruder, als ein Liebhaber, und ſagte: „Margaretha! ich war etwas zu raſch. Verzeihen Sie, daß ich ſo kühn war, Ihnen die Geſchichte eines Menſchen aufzudringen, der wenig Grund und noch weniger ein Recht hat, Ihre Theilnahme für ſich zu hoffen. Begraben Sie einige Stellen der Erzählung in Vergeſſenheit, und verzeihen Sie dem Erzähler, wenn er ſich über einige Gefühle, welchen Sie kein Gehör ſchenken wollen, zu frei herausgelaſſen hat!“ — Ich reichte ihr die Hand, und wir drückten uns die Hände ſo warm, wie zwei Freunde, die ſich nach langer Zeit wieder finden.

Ich wünſchte etwas von Margarethens eigener Geſchichte zu erfahren — warum ſie nach Malta gekommen war, und dergleichen — ſie zeigte aber keine Neigung, meiner Neugierde zu willfahren, und ich errieth nur ſo viel, daß die Urſache, weshalb ſie die untergeordnete Gefährtin der Gräfin Falcondale ward, in den veränderten Glücksumſtänden ihres Vaters zu ſuchen ſei. „Ich bemerke,“ ſagte ich lächelnd, „daß ich mehr als Eine alte Bekanntſchaft auf dieſem Schiffe finde;“ und als ich vernahm, daß meine ehemalige Freundin — beinahe hätte ich geſagt Feindin — die Gräfin Falcondale, hier ſei, war ich ſchon halb entſchloſſen, die Reiſe zu unterlaſſen.“ —

Margarethe ſagte nach einigem Zögern, halb lächelnd

halb traurig: „Ich kann meine Selbſtbiographie nicht ſo, wie mein Freund erzählen; aber — vielleicht haben Sie etwas von dem unglücklichen Vermögenszuſtande meines theuren Vaters gehört, welcher ſeine Tochter veranlaßte, einen Schritt — vielleicht einen falſchen Schritt zu thun. Ich kann meine Geſchichte nicht erzählen. Friede ſei mit dem Todten! Kindliches und eheliches Gefühl heiligen ſeine Aſche. — Legen Sie ſich aber keinen Zwang auf! Meine Stiefmutter iſt nicht hier. Sie finden nur eine verwitwete Gräfin auf dieſem Schiffe, und dieſe drückt Ihnen jetzt die Hand und ſagt Ihnen gute Nacht.“ — Margaretha entfernte ſich ſchnell, und verließ mich, von Erſtaunen betäubt. Ich ſäumte nicht, meine gräfliche Reiſegefährtin am nächſten Morgen zu beſuchen, und dies auch an den folgenden Tagen zu thun. Es war leicht zu errathen, daß ſie ihre Hand hingab, um einen Vater zu retten, und daß ſie mit einem Gatten auf Reiſen ging, durch deſſen Tod ſie Witwe wurde, und zwar — für mich leider — eine reiche Witwe! Wenn der Raum es mir geſtattete, ſo könnte ich hier eine lange Geſchichte von Betrug und Verrath erzählen, wie nämlich die bösartige Gräfin mich in dem Glauben erhielt, daß der Tod der Nichte des Kapitäns Cameron, welcher zu A ** bald nach meiner Abreiſe erfolgte, jener meiner geliebten Margarethe war, wie ſie, als Vorſteherin über die Angelegenheiten des vom Schlagfluſſe gerührten Offiziers, meine Briefe unterſchlug, wie ſie Margarethen dahin brachte, in die Vermählung mit dem Grafen Falcondale einzuwilligen, indem ſie dadurch wieder eine mütterliche Gewalt im Hauſe des Sohnes zu erringen,

und eine vermögenloſe gebeugte Schwiegertochter zu beherrſchen hoffte, wie Margarethe ſich ſtandhaft weigerte, bis man ſie endlich glauben machte, daß ich die Treue brach, endlich, wie die Bekanntmachung ihrer Heirat durch die öffentlichen Blätter verhindert wurde.

Margarethens Heirat erregte in mir ſchmerzliche Empfindungen. Der Gedanke, ſie habe je einem Andern angehört, war mir unerträglich; nebſtdem kränkte es mich, daß ihr Rang und Reichthum meiner Bewerbung den unverdienten Schein von Eigennutz geben würde. Ich fürchtete nun das Ende der Reiſe in eben dem Grade, als ich es früher herbeigewünſcht hatte. Es wäre mir angenehm geweſen, immerfort über dieſe ſtillen blauen Wogen dahinzuſegeln. —

Als wir in einer Nacht auf dem Verdecke beiſammen ſtanden, und das unvergleichlich ſchöne Blau eines ſüdlichen Sommerhimmels betrachteten, glaubte ich in dem Augenblicke, da ich von der Gräfin Abſchied nahm, zu bemerken, daß ein leichtes Lüftchen ſich erhebe. Sie vernahm dieſe ihr mitgetheilte Bemerkung mit einer Freude, die in meiner Bruſt kein Echo fand. Als ich in den Schiffsraum hinab ſtieg, glaubte ich unter den Matroſen einen gewiſſen Girod Jaqueminot zu ſehen, deſſen Geſicht mir vorher nicht aufgefallen war. Er war ein Franzoſe, dem ich ehemals weſentliche Dienſte geleiſtet hatte, wofür er mir, obſchon, im Ganzen genommen, ein wilder Geſelle, ewige Dankbarkeit gelobt hatte. Er verbarg ſich hinter ſeinen Kameraden, und ſchien ſeinen Wohlthäter nicht erkennen zu wollen.

Ich ſchlief in der folgenden Nacht ſehr feſt. Als ich

erwachte, vernahm ich ein ſtarkes Getöſe der gegen das Schiff brandenden Fluten, lärmende Stimmen der Matroſen, und das Sauſen des Windes in den Segeln und Tauen; bald bemerkte ich, daß unſer Schiff, von einem Sturmwinde gejagt, dahinflog. Der Tag begann kaum zu grauen. Düſtere Wolken bedeckten den Himmel. Ich ſpähte nach den weißen Segeln der Schiffe, die uns das Sicherheitsgeleite gaben. Sie waren verſchwunden. Wir ſchienen auf den ſchwärzlichen Wogen allein zu ſein. In dieſem Augenblick, vernahm ich eine Stimme, die in gebrochenem Engliſch rief:" — „Zum Teufel! — Während ich das verwünſchte Bramſegel einziehe, iſt meine Pfeife erloſchen." — „Zünde ſie am Kompaß wieder an!" ſagte ein Matroſe ſpottend; „und laß Dich an einer Segelſtange aufhängen!" — „Comment faire? Sacrebleu! Ohne meine Pfeife kann ich gar nicht denken. Der Monſieur in dem kleinen Hühnerſtall dort brennt ſtets eine Lampe zu ſeiner Leſerei. Jetzt ſchläft er. Ich gehe leiſe hinein, und zünde meine Pfeife an." —

Er ſchlich ſogleich nach meinem Kabinet in der Kajüte. — „Heda mein Freund!" redete ich den Eintretenden in franzöſiſcher Sprache an: „Weiß euer Kapitän nicht, daß wir die Convoyſchiffe aus dem Geſichte verloren haben?" — Girod antwortete in ſeiner Mutterſprache: „O hätte ich Sie doch früher geſehen! Sie glauben vielleicht, ich habe vergeſſen, wie ſehr ich Ihnen verpflichtet bin? Nein — nein! nun iſt's aber zu ſpät! — In dem Geſichte dieſes Menſchen zeigte ſich ſo viel Entſetzen und Angſt, daß ich

erſchrack. Er deutete gegen den Horizont, an deſſen äußerſtem Rande ein einziges Segel noch ſichtbar war. Ein rollendes Toſen kam über die Wogen daher. „Es iſt die britiſche Fregatte," ſagte Girod, die auf uns feuert. Unſer Kapitän hat aber keine Luſt, dem Signal Folge zu leiſten. Wenn Sie nicht recht auf Ihrer Hut ſind, Herr, ſo iſt's um Sie geſchehen!" —

„Glaubſt du denn, daß das Dämonenſchiff in dieſem Gewäſſer ſegelt?" fragte ich ängſtlich. Girod trat dicht an mich. Mit einem Geſichte voll Verzweiflung und Gewiſſensbiſſen, das mir unvergeßlich bleibt, ergriff er meinen Arm, hielt ihn zum Himmel empor, und flüſterte: „Blicket zu Gott auf! Wir ſind am Bord des Dämonenſchiffes!" Ich vernahm einen Tritt in der Nähe des Kabinets; Girod flog hinaus, ich hielt ihn aber beim Ärmel zurück. „Um des Himmelswillen, der Mylady und Ihrerſelbſtwillen," flüſterte er, „zeigen Sie ja durch kein Wort, durch keine Miene, daß Sie um das Geheimniß wiſſen! Erführe unſer Kapitän, daß ich es verrieth, ſo ſänken wir Beide dieſen Augenblick in die Tiefe des Meeres hinab. Alles, was ich thun kann, iſt, daß ich für Sie Zeit zu gewinnen ſuche. Wenden Sie aber alle Klugheit an, ſonſt ſind Sie verloren!" —

Er verließ ſogleich das Kabinet; ich wußte nicht, ob ich träumte oder wachte. Wenn ich bedachte, wie lange und wie ſorglos unſer Schiff im Hafen von Valette verweilt hatte, und unter welcher mächtiger Bedeckung es endlich abgeſegelt war, ſo fühlte ich mich geneigt zu glauben, Girod

treibe mit mir Spaß. Stimmen erſchollen, ich beſchloß mich ſtille zu verhalten und zu horchen. „Was haſt du dort gethan? ſagte eine Stimme, die ich bisher nicht gehört hatte, und deren rauher Ton ſich zu keinem leiſen Geflüſter moduliren laſſen wollte. „Meine Pfeife geht aus," antantwortete Girod Jaqueminot, „und ich bin nicht der Narr, ſie am Kompaß anzünden zu wollen. So ging ich denn, ſie an der Lampe des Monſieur anzufeuern und der ſchlief, und ſchlief fort und ſchnarchte, und ſchnarchte all die Weile, und wußte nichts davon. Ich habe noch keinen Menſchen geſehen, der einen ſo feſten Schlaf hatte." —

Ich hörte nun die Stimmen Girod's, des Kapitäns, und des Fremden, die ein ernſthaftes Geſpräch führten. Was zuerſt meine Furcht befeſtigte, war die Bemerkung, daß unſer Kapitän den Mann mit der rauhen Stimme als Schiffskommandanten anredete, da er den vorigen ganz vertraulich Jak genannt hatte. Sie gingen auf dem Verdeck herum und ſprachen leiſe. Ich bemerkte aber, daß Girod ſich bemühte, ſie wie im Eifer des Geſpräches, ſo viel möglich in die Nähe meines Kabinets zu bringen. Ich getraute mich kaum zu athmen. „Ich frage aber nochmal Jakob," ſagte der Kapitän; „was thun wir mit unſern charmanten Paſſagieren? Ich bin des Komödieſpielens müde, und meine Leute wollen ſich nicht länger im Zaume halten laſſen. Seht nur, wie jenes Segel am Horizont einſinkt! Es kommt nimmer zu uns."

„Sie ſind ein ſehr geiſtreicher Herr" ſagte Jaqueminot; „wär's aber nicht räthlicher, das gänzliche Verſchwin-

den jenes Segels abzuwarten, ehe wir zeigen, daß wir keine Kaufleute, ſondern Männer vom Metier ſind, die ſich durch ihre Tapferkeit Geld zu verſchaffen wiſſen?" —

„Der Gedanke iſt nicht übel," erwiederte Jak; „wenn die Convoy-Schiffe wieder zu uns kommen, und die Paſſagiere vermiſſen, ſo ſind wird verloren." —

„Es iſt doch beſſer," ſagte Jaqueminot," ein paar Tage zu warten, parbleu! als durch Übereilung Alles zu verlieren." — „Dieſe zarten Paſſagiere," ſagte der Kapitän mit rauher Stimme: „Mylady mit ihrem Zuckerwerk, mit ihren Hühnchen und Paſtetchen, und der galante Kapitän mit ſeinen Ausländerweinen, mit ſeinen Chocolade- und Mocca-Kaffeh-Geſchirren — ſie ſind mir höchſt zuwider. Er bezahlt Alles mit einer ſo vornehmen Miene, als ob wir nicht ſchon ſein Geld in unſern Händen hätten. Was iſt nun zu thun?" — „Meine Meinung," ſagte Jak, „iſt die, daß wir abwarten, bis die See wieder ruhig wird. Jenes Schiff iſt noch immer am Horizont, und mit guten Fernröhren verſehen." — „Ich," ſagte der Kapitän, „möchte lieber, ohne längeres Berathen, geradezu in das Kabinet hinabſteigen, und die Paſſagiere ganz in der Stille abthun, als einen Aufſtand der Schiffsleute riskiren." —

Bei dieſen Worten erſtarrte mir das Blut in den Adern. Plötzlich ſchrie Jak: „Seht doch! die Fregatte erreicht uns!" — Ich ſchaute durch mein vortreffliches Fernrohr, und entdeckte, daß die Convoy ſich wirklich uns näherte. O welche tröſtliche Erſcheinung! Aber welche hoffnungsloſe Qual, als ich das Fernrohr vom Auge nahm,

und das Schiff, deſſen Mannſchaft ich vorher beinahe zählen kennte, in einen dunklen Punkt am Horizont einſchrumpfte.

Der Kapitän fluchte fürchterlich, und ſchrie den Matroſen zu: „Hollah! Spannt alle Segel! Laßt das große Segel los! Das Marsſegel heraus! das Bramſegel auf!“ u. ſ. w.

Ich erſtaunte ſehr, als ich bemerkte, daß unſer Lauf plötzlich eine andere Richtung erhielt, und das Schiff, welches ſo eben vor dem Winde hingetrieben wurde, jetzt mit Preßwind ſegelte. Das Getöſe der raſſelnden Taue, das Herumtrappen der Matroſen auf dem Verdecke, und das zunehmende Sauſen des Windes hinderte nun das Wahrnehmen jedes andern Schalles. Das Dämonenſchiff flog unglaublich ſchnell. Noch einmal blickte ich nach dem Horizont. O Gott! die Fregatte begann abermal zu ſinken. Ich ſah voraus, daß man mich binnen wenigen Stunden kaltblütig tödten würde; ich bebte nicht; aber daß auch Margarethens Blut vergoſſen werden ſollte, — der Gedanke brachte mich in Verzweiflung. Ich über legte, ob noch irgend ein Mittel mir zu Gebot ſtünde, das drohende Schickſal abzuwenden. Keines bot ſich mir dar. Ich ſah, daß wir uns in der Gewalt der dämoniſchen Seeräuber befanden; ich ſah, daß Alles, was Girod für uns thun konnte, darin beſtand, einige Stunden Aufſchub zu gewinnen.

Ich beſchloß, Margarethen ſobald als möglich von der herannahenden Gefahr zu benachrichtigen; ich fürchtete aber, durch einen voreiligen Schritt das, was ich vermeiden wollte, zu beſchleunigen, und wartete daher den Morgen ab.

Da ſtand ich auf und verließ die Kajüte. Es war kaum Licht, dennoch bemerkte ich manches Geſicht, das ich bisher nicht geſehen hatte, manche wilde Phyſiognomie, welche bisher verborgen zu halten der Schiffskommandant vermuthlich ſeine guten Gründe hatte. Alles war voll Unruhe. Die Fenſter der Gräfin waren noch mit den Vorhängen bedeckt; ſie ſchien, ſo wie ihr weibliches Gefolge, noch ruhig zu ſchlafen. Es drängte mich, ſie aus einem Schlafe zu erwecken, dem bald ein noch tieferer folgen ſollte; es konnte aber leicht auffallen, und gefährlich werden. Ich ging alſo auf dem oberſten Verdecke auf und nieder, und meine Seele erhob ſich im Gebete zu Gott.

Die Sonne ging auf; die Gräfin erſchien auf dem Verdecke. Ich entdeckte ihr das grauenvolle Geheimniß der uns drohenden Gefahr. Das Blut entfloh von ihren Wangen und Lippen, der Athem ſtockte. Bald aber gewann ſie Faſſung. „Ich muß einige Minuten allein ſein," ſagte ſie, „vielleicht beſuchen Sie mich nach Verlauf einer Stunde." Sie hüllte ihr Geſicht in den Schleier, um ihre innere Bewegung vor dem Schiffsvolke zu verbergen, und ſtieg in ihr Kabinet hinab.

Als ich zur beſtimmten Zeit zu ihr kam, hatte ſich eine himmliſche Ruhe über ihr Antlitz verbreitet. Sie hielt mir eine Hand entgegen, deutete mit der andern zum Himmel empor, und ſagte: „Ich habe ihn nie vergebens angefleht."

„Setzen Sie ſich zu mir, mein Freund! Unſere Augenblicke auf Erden ſcheinen gezählt zu ſein, aber welches grenzenloſe Daſein erwartet uns jenſeits! O, wie ſehr fühlen

wir in einem Moment, wie dieſer gegenwärtige, das Bedürfniß eines höhern Lebens, als dieſe Erde gewähren kann!" Die Bibel lag vor ihr. Aufgeſchlagen war die Geſchichte der Leiden Desjenigen, auf den ihre Seele hoffte. Sie rief ihre Dienſtmädchen, zwei Schweſtern fromm und gut; wir laſen und beteten. Die beiden Schweſtern ſaßen, einander in den Arm haltend, bleich und weinend.

Es gehörte ein ſehr kluges Benehmen dazu, um den Schiffsleuten nicht zu verrathen, was in unſerm Innern vorging. Wir fühlten, daß ſelbſt unſer längeres Beiſammenſein Verdacht erwecken könnte, und dennoch vermochten wir es nicht, uns zu trennen. Man brachte uns das Frühſtück, doch ohne dabei die gewohnte Aufmerkſamkeit zu zeigen; das Nichterſcheinen des Mittagsmahls, obſchon der Tag ſich neigte, gab uns die fürchterliche Überzeugung, daß der Dämonen-Kapitän es nicht mehr für nöthig hielt, mit ſeinen verurtheilten Paſſagieren viel Umſtände zu machen.

Margarethe ſchmiegte ſich ſo an mich, daß es mir unmöglich wurde, ſie nur einen Augenblick zu verlaſſen; dennoch mußte ich mich von ihr trennen, indem ich es für Pflicht hielt, mir die Gewißheit zu verſchaffen, ob ſich noch irgend ein Strahl von Hoffnung für uns zeige, oder ob Girod etwas für unſere Rettung zu thun vermöge.

Ich ging gegen Abend auf dem Halbverdeck, in die Ferne ſpähend, herum, konnte aber kein einziges Segel am Horizont erblicken. Ich ſuchte mit Girod zu ſprechen; er ſchien mich aber vorſätzlich und ängſtlich zu meiden. Ein einziges

Mal traf mich ein Blick von ihm, welcher deutlich ſagte: „Dein Urtheil iſt gefällt!“ Ich ſtieg ſogleich in die Kajüte, und meine Unglücksgefährtinnen laſen in meinem Geſicht, daß alle Hoffnung verloren ſei. Wir verſchloßen nun die Thür; ich lud meine Piſtolen und ſteckte ſie in meinen Buſen. So erwarteten wir unſer Schickſal. Margarethe reichte mir die Hand und flüſterte: „O mein theurer Eduard!“ — — Zehn Jahre waren verfloſſen, ſeitdem ich dieſe Worte von ihren Lippen vernommen hatte! Wir Beide überließen uns nun, ohne Scheu vor den Domeſtiken den zärtlichſten Ergießungen, und nahmen, wie Sterbende, feierlichen Abſchied von einander. Dann ſchwiegen wir; unſere Herzen erhoben ſich im ſtummen Gebet; unſere Ohren horchten auf jeden Schall, der ſich dem Kabinet näherte. Die ungewiſſe Art des Todes, der uns erwartete, machte denſelben noch furchtbarer. Das Meer ſollte unſer Grab werden, das war gewiß; ob aber die Flut, der Strick, die Piſtole oder der Dolch das Werkzeug des Mordes ſein würde, das wußten wir eben ſo wenig, als ob wir eines langſamen und qualvollen, oder eines leichten und ſchnellen Todes ſterben müßten. Ich bebte nicht um mich, nur um ſie; denn Augenzeuge ſein müſſen, wenn Diejenigen, die wir lieben, gemordet werden, das erfüllt uns mit Entſetzen ſelbſt dann, wenn wir glauben, daß das Schwert des Mörders der Schlüſſel ſein wird, der uns die Pforte des Himmels öffnet.

Die Sonne ſank in's Meer; der letzte Schimmer der Abendröthe erloſch auf den dumpfbrauſenden Wogen; der Wind ſchwieg. In dieſem Augenblick hörte ich den Kapitän

rufen: „Sieh zu, Jak, ob ſich ein Segel am Horizont erblicken läßt!“ — Wir athmeten kaum, voll banger Erwartung der Antwort, die unſer Schickſal entſcheiden ſollte. Wir vernahmen ein ſchnelles Laufen, dann die Worte: „Auf fünfzig Meilen weit kein Segel!“ — „Wohlan! So verrichtet das Werk dort unten! Macht's aber kurz! Ich will kein Gewinſel. Und räumt die Rumpelkammer aus! Wir halten heute Nacht dort ein Zechgelag.“ — Leiſe Schritte näherten ſich jetzt unſerm Kabinet; eine Hand verſuchte die verſchloſſene Thüre zu öffnen. Ich trat an den Eingang und ſagte: „Wer immer es verſuchen will, in dieſes Zimmer einzudringen, der thut es auf Gefahr ſeines Lebens! In dem Augenblick, da die Thür geöffnet wird, feure ich meine Piſtole ab.“ — Eine Stimme ſprach: „**Laissez moi entrer donc!**“ — Ich zögerte einen Augenblick und — öffnete. Girod trat ein und ſchloß die Thür hinter ſich. Er hatte vier Seile bei ſich, an welche ſchwere Steine befeſtigt waren, und eben ſo viel Säcke. Die Frauenzimmer ſanken zu Boden.

Girod zog in einem Augenblick den Teppich vom Eſtrich weg, öffnete eine darunter befindliche Fallthür, und ſagte zu der Gräfin und zu mir: „Hinab! hinab!“ — Ich ſtieg mit Margarethen hinunter, indem ich aber beiden Schweſtern die Arme reichen wollte, fiel die Thür plötzlich zu, ward verriegelt, die Zimmerthür dagegen geöffnet, und Girod ſchrie hinaus:

„He da! Harry — Jak — und wie ihr Alle heißet! kommt! Zwei von ihnen hab' ich abgethan. Mehr kann ich

nicht handhaben; der verdammte Kapitän hat mir, als ich ihn in den Sack ſtopfte, beinahe den Arm gebrochen."

Schwere Schritte trabten über den Fußboden des Zimmers. Ein Schrei, in dumpfes Aechzen hinſterbend, folgte, dann ein plätſchernder Fall in's Waſſer, und — das Schickſal der zwei unſchuldigen Schweſtern war entſchieden!

„Wo iſt Monſieur Girod?" rief endlich eine rauhe Stimme. „Er iſt hinauf gegangen;" erſcholl die Antwort; „hält ſich für zu gut, um andere als vornehme Leute umbringen zu können." —

„Das nicht!" rief ein dritter; „er hegte gegen den Kapitän, der nun im Meeresgrunde liegt, einen perſönlichen Haß, und ließ ſich darum nicht nehmen, ihn mit eigenen Händen in die Tiefe hinab zu puffen. Richtet nun hier ſogleich den großen Tiſch zum Schmauſe her!" —

In dieſem Augenblick kam Girod wieder in's Zimmer, und ſagte: „Macht euch nun friſch an die Arbeit! Ich ſteige indeß hinab und bringe das Mehl herauf; dann können wir ungeſtört die ganze Nacht zuſammen ſchmauſen und zechen." — Er ſtieg nun mit einem Lichte in unſern Kerker hinab. Margaretha erſchrack bei ſeinem Anblick; er ſagte aber begütigend: „Ich hätte euch gerne Alle gerettet, wenn's möglich geweſen wäre. Das, was ich gethan habe, iſt mit Gefahr meines Lebens geſchehen. Nun iſt aber kein Augenblick zu verlieren. Hier ſtehen zwei Reihen von Mehlſäcken; Ihr, Lady, hinter der einen, Ihr, Herr Oberſter, hinter der andern; ſo hat jedes von Euch ſein abgeſondertes Gemach ſäumt aber keinen Augenblick!"

Ich dankte ihm, fragte aber, was endlich mit uns geſchehen ſolle? — „Ich werde Euch," erwiederte er, „von Zeit zu Zeit mit Lebensmitteln verſehen. Wie lange Ihr hier bleiben müſſet und ob es mir gelingt, Euch zu retten,— das wird die Zeit lehren. Vielleicht kann ich Euch, wenn wir in einem Hafen der Levante landen, in einem dieſer Mehlſäcke an's Land ſetzen; das wird aber noch nicht ſobald geſchehen können."

„Seid alſo ruhig und geduldet Euch! Ich gäbe Euch gerne ein Licht, es iſt aber zu gefährlich. Erſticken werdet Ihr nicht. Verbergt Euch! Ich muß fort." Die erſte fürchterliche Nacht in dieſem engen, dunklen Raume wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Die Dämonen ſchwelgten, lärmten, fluchten und tobten über unſern Häuptern ſo abſcheulich, daß Margarethe ſich den Tod wünſchte, um nur jene abſcheuerregenden Aeußerungen der Verruchten nicht zu hören. Dabei wurde die Hitze ſo unerträglich, daß wir kaum athmen konnten. Und ach! jeden Augenblick drohte uns die Gefahr, von den Unholden entdeckt zu werden, da nur die dünnen Bretter des Fußbodens uns von ihnen trennten, durch deſſen Spalten manchmal ein Lichtſtrahl zu uns herab drang, der mich mit Schrecken erfüllte, wenn er auf Margarethens weißes Kleid fiel. Wir hörten dieſe Dämonen ganz gleichgültig, wie von einer unbedeutenden Nebenſache, von unſerm Tode ſprechen.

Endlich brachen die Zecher auf; das Gemach wurde leer. Ich hob die Fallthüre ein Bischen in die Höhe, um meiner verſchmachtenden Unglücksgefährtin etwas Luft zu

verſchaffen, und ſie zu beleben. Alles war finſter und ſtill wie das Grab. Ich hörte den Regen auf das Kajütendach praſſeln. Der Wind ſauſ'te, das Schiff wurde heftig bewegt. Die Wogen ſchlugen an unſer Gefängniß.

Gegen Morgen, wie es mir ſchien — denn in unſerm Kerker herrſchte fortwährend finſtere Nacht — vernahm ich Stimmen über uns. „Ein ſtarker Wind!" bemerkte Jak.— „Deſto beſſer!" erwiederte der rauhe Kapitän; „deſto beſſer geht's vorwärts, deſto geſchwinder entkommen wir den Schiffen des verwünſchten Gouvernements. Wir müſſen noch mehr Beute machen; bis jetzt ſieht's damit ſchlecht aus. Der Kapitän hatte viertauſend Pfund Sterling bei ſich, als wir ihn an Bord nahmen."

„Ei, den haben wir geplündert und im Sack erſäuft!" ſagte Jak mit ſcherzhaftem Ton. — „Seine Uhr, die Ringe und Kleider, und die zweitauſend Thaler der Gräfin; dazu ihre Juwelen, die bei zweitauſend werth ſein mögen!"

Kapitän. Das möchte wohl eine ergiebige Beute für irgend ein kleines Schifflein abgeben; das Dämonenſchiff ward für höhere Dinge gebaut." —

Jak. Ich dächte, wir könnten jetzt zur Vertheilung ſchreiten, das Geld unter die Mannſchaft, Juwelen und Prätioſen an die Offiziere, und was jenes Käſtchen betrifft, welches wir der amerikaniſchen Brigantine wegkaperten —"

Kapitän. Das befindet ſich in dieſem Augenblick unter unſern Füßen."

Jak. Der Inhalt desſelben wird ſich gut vertheilen laſſen. Ich will ſogleich ein Licht herbringen."

Kapitän. Wäre unnöthig; ich finde es im Finstern auf den ersten Griff.

Mit diesen Worten öffnete der Dämonen-Kapitän rasch die Fallthüre. Ein schwaches Licht strömte in unser Gefängniß hinab, glücklicherweise aber in die Mitte des Raumes, und die Seiten blieben dunkel. Es mochte jetzt ungefähr vier Uhr des Morgens sein. Ich hatte Margarethen ein Bette von einigen alten Segeln gemacht, worauf sie sich legte, während ich mich hinter ein Bollwerk von Mehlsäcken zurückzog. Ich eilte, ehe der Freibeuter herabkam, zu ihr, und bedeckte sie; dann drängten wir uns an die Bretterwände und zogen die Mehlsäcke auf uns. Der Kapitän tappte mit den Händen herum, und steckte sie auch zwischen die Säcke. Nun schob er den Arm auch durch diejenigen hinter welchen wir uns verborgen hatten. Großer Gott! Seine Hand entdeckte die Kleider der Gräfin; er faßte sie, zog sie hervor; in diesem Moment aber stieß sein Fuß an das Kästchen, welches er suchte. Indem er nun dieses ergriff, und von Margarethen abließ, schob ich seiner Hand die alten Segeltücher entgegen. Er zog sie vorwärts und ließ sie los. Er hatte aber die feste Stellung der Säcke zerstört; als daher das Schiff einen heftigen Stoß erlitt, stürzte unsere ganze Verschanzung nieder, und wir standen ohne Scheidewand vor dem Kommandanten des Dämonenschiffes. Alles schien nun verloren, und ich beugte mich über Margarethen, um ihr meine Brust zum letzten schwachen Schutze darzubieten.

Der Dämonen-Kapitän trat an die Fallthüre, um das Käſtchen hinaufzuſtellen; da ging die Sonne auf, ihre erſten Purpurſtrahlen fielen auf ſein Geſicht; ſein geröthetes Geſicht glühte wie vom Widerſcheine des hölliſchen Feuers, und er ſelbſt glich einem böſen Geiſte. Die Sonne ward aber nun unſere Retterin, denn ihre Lichtglanzmaſſe blendete die Augen des Unholdes ſo ſehr, daß der untere Schiffsraum vor ihm in nächtliche Finſterniß verſank. Er ſchritt alſo gegen uns, ohne uns zu ſehen; wir ſahen ihn, und konnten es kaum glauben, daß er uns nicht ſah. Er ſtellte die umgefallenen Säcke wieder in Ordnung, und ſtieg fluchend hinauf. So waren wir athemlos und zitternd dieſer Gefahr entgangen.

In dieſer ſchrecklichen Lage blieben wir mehrere Tage, bald dem Erſticken, bald dem Erhungern nahe. Ich befürchtete jeden Augenblick, daß Margarethe ſo vielen Leiden erliegen werde. Ihr ganzes Weſen war fieberhaft; ſie vermochte kaum zu reden; der Todesſchweiß trat auf die Stirne. Ich betete, ich ſuchte, obſchon ſelbſt troſtlos, ſie zu tröſten. Von außen hörten wir das Toſen und Heulen eines fürchterlichen Sturmes. Endlich kam Girod wieder. Er legte bedeutſam den Finger auf die Lippen und flüſterte: „Nur Muth — Rettung. Am Horizont zeigt ſich ein Schiff, und zwar, wie ich kaum zweifle, ein britiſches.“ —

Ich ergriff Margarethens Hand; ſie erwiederte ſchwach den Druck, und ſagte mit ſanftem Tone: „Zu ſpät!“ — Das Getümmel und Schreien auf dem Schiffe nahm wieder zu; durch das Getöſe ſcholl die Stimme des Kapitäns, der das Dämonenſchiff anzutreiben befahl. Girod verließ uns

mit dem Verſprechen, daß er uns bald mehr Neuigkeiten bringen werde. Nach einiger Zeit legte ſich der Sturm; das Schiff ging ruhiger und langſamer. Eine Stimme von oben herab ſprach: „Das Schiff macht auf uns Jagd.“ — O wie glücklich fühlten wir uns! Ich zweifelte nicht an naher Hülfe. Endlich rief Girod wieder: „Das Schiff hat uns erreicht; wir werden handgemein.“ — „Gott ſei gelobt!“ rief ich. „Amen!“ ſetzte Margarethe hinzu. —

„Jubelt nicht zu frühe!“ ſagte Girod; unſer Kapitän bereitet ſich zu gewaltigem Widerſtand und zum Siege. Das Dämonenſchiff hat ſchon manche Schiffe von gleicher Größe und Stärke gemeiſtert, das britiſche iſt aber ſchwächer und kleiner als das unſrige.“ — Mit dieſen Worten eilte Girod weg. Wir vernahmen nun das Getöſe großer Zubereitungen. Die Decken im Gemach über uns wurden vom Fußboden weggenommen, und das Gemach ſelbſt ward geöffnet. Kanonen wurden geladen und gerichtet, Gewehre in die Schußlöcher gelegt. Der Kapitän hielt an das Schiffsvolk eine Rede, um deſſen Muth und Habgier zu entflammen; dann eilte er in das über uns befindliche Kabinet und ſchwur einen fürchterlichen Eid, daß er hier, ſobald die Schiffe auf einander ſtoßen würden, und der Feind an Bord komme, nicht nur das feindliche Schiff, ſondern auch den Dämon in den Grund bohren wolle.

Wir hatten alſo, unſere böſen Geiſter mochten ſiegen oder beſiegt werden, auf keinen Fall die geringſte Hoffnung zu unſerer Rettung. Und dennoch wollte ich ſie nicht ganz aufgeben. Ich ſuchte ſelbſt Margarethen mit froher Ausſicht

zu erheitern; ich fächelte ihr Luft mit dem Sacktuche zu, um ſie zu erfriſchen. Vergebens horchte ich auf irgend ein Signal. Endlich erſcholl die Aufforderung einer Schiffstrompete, und eine Stimme verlangte die Auslieferung des Oberſten Francillon und der Gräfin Falcondale. Darauf folgte aus unſerm Schiffe die Antwort: „Sucht ſie auf dem Meergrunde!“ Dieſe Antwort wurde vom Knall vieler Schießgewehre des Dämonenſchiffes begleitet. Hierauf begannen die Donner gegenſeitiger Kanonade. Unſer Schiffsmaſt krachte und ſtürzte. Deſſen ungeachtet dauerte das Schießen, ſo wie das Siegesgeſchrei unſerer Dämonen ohne Unterbrechung fort. Endlich geriethen die Schiffe dicht an einander; ich konnte aber nicht unterſcheiden, welches von beiden im Vortheile ſtand. Die ängſtliche Erwartung hemmte faſt die Schläge meines Herzens. Lange noch wüthete ein Kampf der Verzweiflung über unſern Häuptern. Allmälig wurde das wilde Geſchrei der Korſaren ſchwächer und ſchwächer. Das Siegesgeſchrei der britiſchen Krieger erſcholl, und ich vernahm dazwiſchen die Worte: „Keine Pardon den Räubern!“ Endlich ſchien das Dämonenſchiff alle Gegenwehre aufzugeben. Ich ſchrie nun laut auf; vergebens! das Getümmel tobte ſo fürchterlich, daß Niemand mich hörte. Ich ſuchte die Fallthüre zu öffnen; ſie trotzte aller meiner Anſtrengung.

Das bisher ſo gewaltig bewegte Schiff kam nun in die größte Ruhe; und — o Entſetzen! ich merkte deutlich, daß es zu ſinken anfing. Ich ſchrie, bis ich heiſer ward und die Stimme mir verſagte. Ich ſchlug an die Wände unſers

Kerkers, ich ſtieß mit aller Gewalt gegen die Fallthüre. — Alles vergebens! Ich hörte, wie die Sieger aus dem ſinkenden Schiffe forteilten und die Korſaren ihrem Untergange überließen. Ich faßte Margarethens Hand und hielt ſie, wie zum Gebet gefaltet, gegen den Himmel. Todesſtille herrſchte; keine menſchliche Stimme, nur das dumpfe Toſen des Waſſers, welches durch die von den Korſaren ſelbſt gebohrten Löcher in das Schiff drang. Dieſes ſank nun ſo reißend ſchnell, daß ich nun jeden Augenblick erwarten mußte, die Wogen würden über demſelben zuſammenſchlagen und uns in den Abgrund verſenken. Ich betete und ſchloß Margarethen in meine Arme. Sie konnte nicht ſprechen, nicht einmal ſeufzen. Ihre Hand war eiskalt, kein Puls regte ſich. Sie ſchien todt zu ſein.

Endlich hörte ich Stimmen; Laſten wurden von der Fallthüre weggeſchafft; ſie ward geöffnet, und die Worte: „O Himmel! Der Kerl hat recht; ſie befinden ſich hier, wohlgeborgen.“ Ich traute kaum meinen Ohren. Da erblickte ich einen britiſchen Offizier, ein paar Matroſen, und Girod, die Hände gebunden, hinter ihnen. Ich zog Margarethen, eine bewußtloſe Halbtodte, zur Oeffnung; ſie ward hinaufgehoben. Ich ſelbſt ſprang, wie aus einem ſchrecklichen Traume erwachend, in den obern Schiffsraum, Gott dankend, daß die Holde mit noch immer geſchloſſenen Augen nichts von der gräßlichen Scene hier ſehen konnte. Rings umher lagen die verſtümmelten Körper unſerer Tyrannen, auf ihren häßlichen Geſichtern ſelbſt im Tode noch den Ausdruck von Rohheit und Keckheit! Die

Wogen, welche über ſie hinrollten, floßen blutgeröthet in das Meer zurück, und das ſehr hart beſchädigte Schiff zerfiel bei jedem Windſtoß noch mehr in Trümmer.

Margarethens Bruſt entwand ſich ein tiefer Seufzer, als der erſte friſche Lufthauch ihre bleichen Wangen umſpielte. Ich unterſtützte ſie mit meinen Armen; ſie öffnete die Augen und blickte zuerſt voll Dank gegen Himmel, dann voll Liebe nach mir. In unſerer Nähe ſtand Girod, noch immer gebunden; ich konnte es nicht ertragen, ihn, das Werkzeug Gottes zu unſerer Rettung, in dieſer Lage zu ſehen. Ich nahm mein Taſchenmeſſer, und zerſchnitt den Strick, ohne mir die Zuſtimmung des Offiziers erbeten zu haben. Wir trugen nun Margarethen in die Schaluppe, welche ſich indeß genähert hatte, — ein Sprung, und wir waren aus dem Dämonenſchiff, welches nach wenigen Minuten in das Wellengrab verſank — für immer!

Die Schaluppe langte nach einigen Tagen in Neapel an. Margarethe wurde nach ſo vielen, langen und ſchweren Leiden von einer Krankheit ergriffen, von welcher ſie endlich genas, um zu beglücken und glücklich zu werden. Wir wurden in der britiſchen Geſandtſchafts-Kapelle getraut, und ſegelten am folgenden Tage nach England.

Blitz und Donner,

oder:

Minchen, die Wasserbraut.

1.

Am ungeheuer großen runden Tisch saß der Hauptmann Blitz dem Korporal Donner gegenüber, Beide durch den Tabakqualm beinahe schon so unsichtbar, als sie es in früheren Zeiten vom Pulverdampf waren. Nur ihre mächtigen Kraftworte tönten noch, wie Götterstimmen aus den Wolken, Orakelsprüche über Kriege und Zeiten. In den Neigungen und Ansichten Beider herrschte die seltenste Gleichheit; nur Ein Punkt brachte oft zwischen Beiden einen gewaltigen Wortkrieg hervor. Der Hauptmann Sebaldus Tobias Blitz gab den Seeschlachten den Vorzug, indeß Ambrosius Rochus Donner den Landkrieg für sein Schooßkind erklärte. So entstand denn in dem übrigens ganz friedfertigen Hause mancher Bürgerkrieg, welchen gewöhnlich Minchen beilegte, wenn sie als moderne Julia versöhnend zwischen Cäsar und Pompejus trat.

Die Seekriege der Hanse, der schmalkaldische Bund, mit tüchtigen Seitenhieben auf Martin Luther's schmalkaldische Artikel, der dreißigjährige sammt dem siebenjährigen Krieg, die Armada nebst allen Expeditionen der englisch-ostindischen

Handelskompagnie waren jetzt schon zum hundertsten Male die Musterung passirt, als Carl eintrat, des Hauptmanns Neffe. Er befand sich zwar erst achtzehn Jahre im irdischen Treibhause, hatte aber einen Körper von so echtdeutschem Schrott und Korn, daß man ihn für einige Jahre älter nahm. Sein Geist glich noch den Flaxmann'schen Umrissen; zwar die richtigsten Außenlinien, aber im Innern viel leerer Raum. Er sollte, nach dem Willen seines Oheims, zur Landwirthschaft gebildet werden, dabei aber doch so viel von der Soldateska haben, als nothwendig werden könnte, um den Boden, welchen er besaß, nöthigenfalls auch vertheidigen zu können. Carl begriff leicht, und lernte ganz lustig, was er lernen mußte; mehr aber auch nicht. Eines nur wollte ihm gar nicht in den Sinn, — die edle Schwimmkunst. Er haßte das Wasser und berief sich immer darauf: er habe mit diesem ehemaligen Element der Chemie als Landmann nichts zu schaffen. An dieser Klippe scheiterten alle Befehle des Oheims; Carl war und blieb fest auf dem festen Lande, und des Hauptmanns sehnlichster Wunsch, den Jüngling im Wasser zu sehen, wurde zu Wasser.

2.

Korporal Donner verließ jetzt den Tisch und den Hauptmann, und ging mit Carl in den geräumigsten aller Haushöfe, um das für diese Stunde vorgeschriebene Exercitium vorzunehmen.

Als sie zur Thür hinaustraten, rief ihnen der Hauptmann nach: „Dein Mädel hat beim Exerciren nichts dabei

zu thun; ſie leſe mir indeſſen vor! Dort liegt Tamerlan's Biographie aufgeſchlagen, ſie iſt aus authentiſchen Quellen gezogen." — Donner murmelte: „Was ſein muß, iſt immer gut;" aber Carls rechter Fuß, ſtärker auf den unſchuldigen Boden ſtoßend, verkündete ſeine Unzufriedenheit mit dem Tagsbefehle des Oheims.

„Minchen hinauf!" rief Donner auf der Treppe. Sie flog empor, nachdem ſie des Vaters narbenvollem Geſichte das ſchnell vergeſſene Denkmal eines Kuſſes, Carls warmer Hand aber einen elektriſchen Druck in Eile zurückgelaſſen hatte. —

Die Elektricität aber war eben die Urſache, derentwegen der Hauptmann nicht wollte, daß Minchen gegenwärtig ſei, wenn Carl im Feuer exercirte, denn er hatte bemerkt, daß Carl und das Mädchen unter dem Kommando der Liebe im Feuer zu exerciren wirklich ſchon angefangen hatten.

Das ſtand ihm aber nicht zu Geſichte, denn das gute Minchen war bei all' ihrer Güte doch nur die Tochter eines Korporals. Indeß liebte er die fromme Kleine doch ſo ſehr, daß er es nicht über ſich vermochte, in Anſehung dieſes bedenklichen Artikels — was er doch ſonſt gerne that — irgend ein förmliches Edikt zu promulgiren.

3.

Carl und ſein Kommandant ſtanden im Hofe. Vergebens donnerte Donner ſchon zum zweiten Male: „Feuer!" Carls Gewehr feierte ſtatt zu feuern; ſeine Liebe zu Minchen, und das in ſeinem Innern lodernde Feuer ließ ihn den

Befehl zum Gewehrfeuer überhören. Ihm den Verweis, ſich ſelbſt den Verdruß zu erſparen, kommandirte Donner jetzt: „Setzt ab!“ Der erröthende Träumer nahm die [illegible]umme Flinte aus dem linken Arm hervor, und ſtellte ſie, von den beredteſten Blicken umſtrahlt, an die Deichſel der nahe ſtehenden Kaleſche.

Donner merkte wohl, daß der bedrängte Jüngling reden wollte, und ſchweigend ſchon gar Vieles ſagte. Er dachte deshalb auch ſogleich an das beim Tamerlan ſitzende Objekt der Rede, fragte aber dennoch mit barſcher Stimme: „Hab' ich nicht recht kommandirt?“ Carl machte jetzt einen gewaltigen lyriſchen Sprung, kam vom Feuer geradezu auf's Waſſer und ſagte: „Du weißt, lieber Donner — ohne Dein ſüßes Minchen macht das ganze Leben mir ein ſaures Geſicht. Für ſie thu' ich Alles, was man von mir verlangen kann. Der Oheim aber ſcheint mit der Sache nicht ſo recht einverſtanden zu ſein. Höre darum meinen Plan! — Du weißt, wie übel es mein Oheim nimmt, daß ich meine Waſſerſcheue nicht überwinden kann. Wie wär's, wenn ich nun ganz heimlich die Schwimmkunſt erlernte, und ihn unerwartet — plötzlich mit einem Meiſterſtück überraſchte?“ Donner ſtrich ſich immer ſchneller den Schnurbart, und brummte immer tiefer: „Hm, hm!“ und Carl fuhr fort: „Wenn nur der Himmel es dann ſo fügen wollte, daß Dein Minchen bald — in's Waſſer fiele, zum Beiſpiele in jenen Fluß dort, und ich wäre dabei, ſtürzte wie ein Weiher in die Fluten hinein, und zöge ſie glücklich heraus! Triefend und zitternd trüg' ich ſie nun geraden Weges zu meinem Oheim und

ſagte: Sieh, was die Liebe vermag, in Verbindung mit der edlen Schwimmkunſt!"

„Ei," ſagte Donner, „Sein Einfall iſt nicht ſo übel, junger Herr; aber es kann nichts daraus werden. Alſo, Punktum!"

Heftiger noch erwiederte Carl: „Und wird daraus nichts, — ſo ſoll auch aus mir nichts werden!"

4.

Das Zweigeſpräch wurde durch den Gegenſtand ſeines Inhalts unterbrochen. Der Hauptmann war, gerade als Tamerlan den Sultan Bajazeth in den eiſernen Käfig ſperrte, unter dem fürchterlichen Toben und Wüthen des Türken, ſanft eingeſchlafen, indeß Minchen über den unglücklichen Fürſten in bittere Thränen zerfloß.

Jetzt wurde die entſchlüpfte Vorleſerin von ihrem Vater und vom künftigen Leander freundlich empfangen, da Beide aus ihr die Veranlaſſung zu einer glorreichen That hervorſchimmern ſahen; denn Donner, obſchon er Carl's Idee kurz abgeurtheilt hatte, konnte doch nicht umhin, ſie im Stillen bei ſich ſelbſt ſchön und lobenswerth zu finden. Auch lag ihm der Gedanke: „Carl's Zukünftige!" mehr, als er ſich's geſtehen wollte, am Herzen.

Wie nun der Jüngling bemerkte, daß Donner ſeine Lieblings-Idee immer ſtiller donnerte, ſprach er öfter und länger davon, bis der gute Donner endlich ſelbſt in Feuer gerieth. So nahm er denn eines Tages Minchen mit ſich auf's

Feld und ſagte mit feierlichem Tone: „Höre, Mädel! haſt Du den Carl lieb?“

Minchen. Wie Dich und mich ſelbſt. Iſt's recht?

Donner. Recht und nicht recht; wie man's nimmt. Er iſt Dir auch herzlich gut, und will an Dir eine große That ausüben.

Minchen. O Himmel! Große Thaten — die kommen in Tamerlan's Lebensbeſchreibung vor; ich kenne ſie ſchon. Wie ſchön wär's, wenn Carl die auch zu Stande brächte. — O rede Vater! darf ich auch dabei ſein bei den großen Thaten?

Donner. Haſt Du Courage?

Minchen. Nicht die geringſte!

Donner. Sehr übel! — Fürchteſt Du das Waſſer?

Minchen. Entſetzlich!

Donner. Hol' Dich der Teufel!

Minchen. Die Mutter ſagte ja immer, das Waſſer ſei ein falſches und grauſames Element, dem man nicht trauen dürfe.

Donner. Du armes Element! Von den Männern wirſt du gehaßt, von den Weibern gefürchtet, von den Wirthen gemißbraucht, von den Gäſten verwünſcht, von den Wolken auf die Erde herab geworfen, von der Erde verunreinigt! — Aber höre, Minchen! wenn Du durch's Waſſer Carl's Weib werden könnteſt — wäre es auch dann noch falſch und grauſam?

Minchen. O — da laſſe ich mich bis auf den Grund des Meeres werfen!

Donner. Da liegt der Hund begraben! In's Waſſer hinein ſollſt Du.

Minchen. Je eher, je lieber!

Donner. Geduld!

5.

Es war ein ſchöner Abend, völlig ſo, wie die Dichter ihn auf die gewöhnliche Weiſe beſchreiben, wenn Einer ſich der Worte des Andern bedient. Donner wandelte mit den Liebenden am Ufer des Fluſſes einher, und wußte ſeine Evolutionen ſo gut zu dirigiren, daß ſie ſich jetzt auf einer kleinen Erhöhung dicht am Waſſerſpiegel befanden. Nahe dabei ſtand ein Kahn mit zwei Fiſchern, die nicht umſonſt da waren.

Jetzt mußten ſie auf dem ſehr ſchmalen Pfade einzeln gehen, Carl voraus, Minchen nach ihm; Donner ſchloß den Zug. Im Geſichte des Letzteren aber entſtand nun augenblicklich ein gräßlicher Zug heroiſcher Wuth, wie ſonſt beim Gemetzel auf dem Schlachtfelde. Minchens Leib mit einer Art von Grimm umfaſſend, murmelte er ihr in's Ohr: „Courage!" und ſchon lag ſie in Neptun's heidniſchen Armen. Carl, in der erſten Terz beſtürzt, in der zweiten ſchon gefaßt und voll hochherzigen Entzückens, rief: „Sie iſt mein!" In der dritten erhaſchte ſeine Rechte ſchon Minchens weißes Kleid.

So glücklich und blitzſchnell die Rettung auch gelungen war, wurde Donner von ſeinem Heroismus doch ſo verlaſſen, daß er auf dem Waſſer noch ſuchend herumſchwamm, als Carl, von Liebesextaſe beflügelt, ſeine ohnmächtige Beute triumphirend und ſo eilig ſchon an's Ufer trug, daß ſogar das bereit ſtehende Schiffchen zu ſpät kam.

6.

Während dieſe Scene am und im Fluſſe vor ſich ging, ſaß Hauptmann Blitz in der Fiſcherhütte. Vor ihm ſtand eine Flaſche alter Wein und ein großer Karpfen. Der alte Fiſcher, einſt Donner's Kriegs-Kamerad, hatte ihn, auf Donner's Veranlaſſung, zu Gaſt gebeten, nach dem dritten Glaſe aber, von ſeiner gewaltigen Redeluſt ergriffen, das ganze Geheimniß sub rosa publicirt. Hauptmann Blitz fand das Unternehmen, ſo wenig Gefahr auch dabei war, doch aus dem Grunde gewagt, weil der Schrecken für Minchen vielleicht irgend eine nachtheilige Folge haben könnte. Er beſchloß daher, die Ankunft der Caravane abzuwarten, die ganze Sache dann nur auf einen gewiſſen Punkt kommen zu laſſen, endlich dem Korporal Donner und dem Neffen tüchtig die Köpfe zu waſchen.

Indeſſen machte der Wein auch den Hauptmann ſo redſelig, daß er die Ankommenden erſt in dem Augenblicke bemerkte, da Minchens Schrei und Flug ihn erſchreckte. Er ſprang auf und eilte, halb zürnend, halb freudig, zur Thür, an welcher Carl eben ſo naß als ſtolz ihm entgegen trat. Der triefende Vater-Korporal kam nach. Alle verließen nun

die Hütte, indem Minchen, jung und kräftig und lebensfrisch, wie sie war, sich schnell erholte, und jetzt die Kleider anzog, welche Donner zu dieser Expedition absichtlich schon früher in der Fischerwohnung deposirt hatte.

7.

Während dieses Umkleidens zankte Blitz mit Carl und Donner, und sein Zorn legte sich erst in dem Augenblicke, da Minchen unter der Hüttenthüre in einem neuen weißen Kleide mit rosenfarbenen Bändern erschien, blühender und schöner als je, und so freundlich lächelnd, daß dem alten Hauptmann die hellen Thränen in die Augen traten. Besänftigt auf einmal, rief er: „Ei — Du bist doch ein Blitzmädel! Das sag' ich Hauptmann Blitz selbst!" Mit diesen Worten zog er sie an sich und liebkos'te ihr herzlich. Da nahm Carl, zitternd und triefend, das Wort: „Lieber Oheim! soll das arme, gute Mädchen diesen Schrecken so mir nichts dir nichts umsonst ausgestanden haben?"

Blitz schwieg lange, dann begann er eine Betrachtung über die Liebe und ihre Macht, Opfer aller Art froh und muthig zu bringen. „Wenn ich," schloß er, „bedenke, daß Er ihretwillen die ihm angeborne Wasserscheue überwand, Sie aber aus Liebe sich gar in's Wasser werfen ließ, — so müßt' ich keinen Schuß Pulver werth sein, wollt' ich das trennen, was wahrhaft Gott schon zusammengefügt hat. Carl! Du könntest wohl leicht ein reicheres, aber gewiß kein besseres Weib bekommen als Minchen! Du aber, Blitzmädel! sieh zu, daß ich von Dir immerzu dasselbe sagen

kann, bis ſie mich in die Erde verſtecken, ſonſt hol' Dich der Teufel!" — „Amen!" ſagte Donner.

Minchen ſtand lächelnd zwiſchen Blitz und Donner. Carl wollte ſie umarmen, Blitz riß ihn aber von ihr weg mit den Worten: „Zuerſt muß man trockne Kleider anziehen, dann iſt's Zeit zur Umarmung und zur Hochzeit."

Der Liebesdienſt.

„Nein! lieber den Tod, als Beſchämung," ſagte Bellau, indem er den Hut wieder abnahm, und ihn ſeufzend auf ein griechiſches Ruhebette warf, von welchem das aus dem Schlaf aufgeſchreckte Windſpiel mit einem finſtern Seitenblicke herabſprang.

„Lieber ewigen Kummer," rief er nochmal, „lieber den Tod, als eine Beſchämung! Das ganze Glück meines Lebens mag dahin fahren, eh' ich den Brief ſelbſt in ihre Wohnung abgebe. Wenn ſie mich etwa am Fenſter ſchon von Weitem erblickte, oder mir gar auf der Treppe begegnete — Gott! ich ſänke zur Erde. Mein ärgerliches Erröthen, meine alberne Verlegenheit, ſelbſt jeder meiner Blicke müßte ihr ſagen, daß ich den Brief mit der Liebeserklärung in der Taſche trage."

„Seltſamer Menſch!" ſagte Rudolph, und ließ die zum Accord über das Fortepiano erhobene Hand klanglos fallen. „Du willſt ihr Deine Liebeserklärung ſchriftlich

geben, und ſie ſoll nicht merken, daß Du ſie liebſt. Wir zwei ſind in der Liebe gerade die entgegengeſetzten Pole. Lieb' ich, ſo geh' ich meinen Auserwählten wie ihr Schatten nach, und meine Zärtlichkeit läßt ihrem Ohre keinen freien Augenblick. Du meideſt dagegen ängſtlich jeden Ort, wo Du ihr auffallen könnteſt, und ſprichſt nur, von der nothwendigen Höflichkeit gezwungen, über gleichgültige Dinge. Ich denke wenig an meinen Ornat, ſondern einzig an meine Göttin, und bei mir iſt nie etwas in Gala, als das Herz. Du aber kleideſt Dich ſchön und zierlich, wie ein Bräutigam, und läſſeſt Dich dabei ſo wenig ſehen, als ob Du nur Dir ſelbſt oder dem Himmel Gala machteſt. Höre einmal — ſo geht's nicht! Du wirſt auf die Art ein alter Junggeſell und gehſt aus der Welt, wie Du hineinkamſt. Will man den Mädchen gefallen, ſo iſt vor Allem eine gute Doſis Muth nöthig, und eine noch größere von Geduld und Unbefangenheit. Man muß ihnen, ſo viel es nur ſchicklich iſt, immer vor den Augen ſtehen, um jede günſtige Gelegenheit zu ergreifen; denn was uns Zeit und Zufall bietet, kann keine Klugheit der Welt bewirken. Höre alſo: Du biſt in der Liebe noch unmündig; ich will Dein Vormund werden. Gib mir die verſiegelte Urkunde Deiner Zärtlichkeit! Ich will Dir den Liebesdienſt erweiſen, und ſie ſelbſt der erſten Inſtanz, der zärtlichen Grazie Deiner Venus überreichen."

Der entzückte Bellau gab ſeinem willfährigen Freunde den liebeathmenden Brief, und ſchlug beide Arme über

den Kopf zuſammen. Rudolph ſagte: „Erwarte mich!“ und ging an die Vollziehung ſeiner diplomatiſchen Sendung. Bellau that indeß in einem Stündchen ſo viel, als er ſonſt kaum in einer Woche that; denn quälende Unruhe trieb ihn umher. Er ſetzte ſich für's erſte an das geſchloſſene Fortepiano, zog die geſtoßenen Finger vom Holze beleidigt zurück, ſprang auf, ergriff die Guitarre, die er ſchnell weglegte, ſchaute hierauf in alle Bücher, die auf dem Tiſche lagen, richtete ſich vor dem Spiegel die Halsbinde, ſprach mit dem, der vorigen Störung wegen, noch mißvergnügten Windſpiele, ſah zum Fenſter erwartungsvoll hinaus, ſang und brummte, ſchrieb und zerriß, trank Waſſer und zerbrach das Glas, jubelte und ſeufzte, und ließ keine Stellung unverſucht, kein Meubel im Zimmer unberührt, durchlief das unendliche Feld aller Empfindungen, ſah ſich vor dem Altare und auf der Bahre, die Geliebte als Göttin und als Furie, und wiederholte dies Alles vom Ende zum Anfang zurück.

Endlich trat, nach einer langen Stunde, Rudolph in das Zimmer. Bellau ſtand verſteinert, Rudolph ſtumm wie das gemalte Erſtaunen. Dem neutralen Windſpiele kam die Gruppe höchſt ſonderbar vor. Es fing ſogar zu zweifeln an, ob ſeine beiden Schlafgefährten noch am Leben ſeien; es näherte ſich Einem nach dem Andern mit kunſtrichterlicher Naſe, und begab ſich dann brummend, und höchſt unzufrieden über die bewegungsloſe Pantomime, an ſeine Schlafſtelle zurück.

Endlich unterbrach Bellau die heilige Stille, indem

er einen Schritt vorwärts, Rudolph aber einen zurück that, wie ein Menſch, der ein böſes Gewiſſen hat.

„Warum ſprichſt Du nicht?“ ſagte Bellau lakoniſch. „Weil es manchmal beſſer iſt, nicht zu ſprechen,“ antwortete Rudolph eben ſo lakoniſch. Und Beide ſchwiegen von Neuem. „Dein Schweigen,“ begann Bellau endlich, „hat mir ſchon mehr geſagt, als ich eigentlich zu wiſſen brauche. Nun verkünde mir immerhin auch die Urſachen und die kleinſten Nebenumſtände,“ fuhr er fort, immer blaſſer werdend.

Ich muß wohl in den ſauern Apfel beißen,“ ſagte Rudolph, „obſchon er für mich ſüß iſt.“

Bellau. Die Haupturſache zuerſt! Sie liebt mich nicht?

Rudolph. Nein.

Bellau. Warum nicht?

Rudolph. Weil ſie ſchon einen Andern liebt.

Bellau. Wer iſt der unſelige Andere?

Rudolph. Ich ſelbſt.

Bellau. Iſt's möglich? Verräther!

Rudolph. Alte Liebe roſtet nicht.

Bellau. So haſt Du mich betrogen?

Rudolph. Mich ſelbſt nur. Höre! Ich ſtehe vor der Thüre, klingle ſanft und eben ſo ſanft wird aufgemacht — von den Händen einer alten — Geliebten. Ich bin voll Entzücken, ſie nicht minder, weil ſie glaubt, ich ſei nach ſo langer Zeit, während welcher ſie ihre Wohnung, aber nicht ihr Herz verändert hatte, in der Abſicht wieder gekommen, zum erſten Band unſers Romans den zweiten und letzten —

zugleich den beſten — zu liefern. Wir ſprechen. Sie zweifelt nicht, die wieder erwachte Liebe hätte mich hergeführt, und — in dem Augenblicke erwacht die geſchmeichelte Liebe wirklich! Sie ſchildert mir ihre Sehnſucht, und vergißt ſogar die Etiquette, welche ſie noch nie vergaß. Endlich ſieht ſie Deinen Brief an Sie, den ich immer in den Händen und, ohne es zu wiſſen, ihr vor die Augen hielt. Ein Brief an mich? rief ſie mit weiblicher Neugierde. Ich — kann's nicht läugnen, ſagt' ich. Eh' ich mir's verſah, war das unglückliche Dokument geöffnet und geleſen. Dann gab ſie mir das zierliche Papier mit einer zierlichen Verbeugung zurück, und flüſterte hochroth: „Mir thut leid, daß er zu ſpät kömmt. Wie meinen Sie?" Was konnt' ich anders meinen, als daß es mir auch ſo ſcheine? — Nun — lieber Bellau! was meinſt Du?

Bellau. Ich meine — daß ich für meine Thorheit mit Recht beſtraft bin; denn was man ſelbſt thun kann, dazu ſoll man keinen Andern verwenden, und blöde Feigheit verdient an jedem Manne empfindlich gerügt zu werden.

Rudolph. Du haſt ſo unrecht nicht. Befolge Deine Lehre künftighin recht gut, und vergiß der gemachten Erfahrung und des Liebesdienſtes ja nie! Indeß, Freund! wenn Du Deinen Wunſch dennoch durchſetzen willſt —

Bellau. Das iſt nicht Dein Ernſt. Sei glücklich! Ältere Liebe geht vor. Liebe zündet oft wohl ſchnell wie der Blitz, kann aber noch ſchneller vom Blitze eines Zufalls verzehrt werden. Ich will klüger werden.

Beide umarmten ſich: Rudolph ſehr heftig, Bellau

etwas frostiger, und das wehelnde Windspiel freute sich der Bewegungen beider Freunde, da die Mittagsstunde schon ankam. Die Zeit ist der beste, manchmal der schnellste Arzt; sie curirt aber gewöhnlich nach der brownischen Heilart durch stärkende Mittel. Nach sechs Wochen stand Rudolph mit Louisen vor dem Altar und Bellau schon ziemlich gestärkt dicht hinter ihnen. Beim fröhlichen Hochzeitschmaus sagte er laut: „Allmänniglich sei hiermit kund und zu wissen: Wer der Liebe dient, lasse sich ja keinen Liebesdienst von Andern erweisen, denn echte Liebe hat so volle Macht, daß sie keinen Bevollmächtigten duldet!“ — darauf schwang er sein Glas, und trank auf das Wohl des Brautpaars und aller anwesenden Schönen. Unter ihnen saß auch Louisens Schwester!! — **Sapienti pauca.**

Der Ananas-Ritter,

oder:

Der Regenbogen der Liebe.

1.

Das Wesen der Liebe, ihr Werden und Vergehen hat Ähnlichkeit mit den Bestandtheilen des Regenbogens, mit seinem Beginnen und Verschwinden. Sind nicht Beide zusammengesetzt, aus Leid und Freude, Thränen und Lar-

benſpiel, Irdiſchem und überirdiſchem? Eine Wand von Regentropfen bildet die düſtere Decoration des Regenbogens, ein Sinnbild des einförmigen, dunklen, ſchmerzenreichen irdiſchen Daſeins; aber die Sonne, ein Symbol des höhern Lebens, ſtrahlt hinein, und ſieh! das traurige Nacht- und Waſſerfarben-Gemälde leuchtet verklärt und wonnereich.

Wohl Dir, mein lieber Leſer, wenn eine geliebte Gattin mit geliebten Kindern die düſtere Regenwand des Lebens Dir ſonnig verklärt! Kann das nicht ſein, nun — ſo laß Dich vom Freunde verklären, indem Du ihn verklärſt! aber eine Verklärung muß ſein, ſonſt iſt das Leben kalte Nacht, und — ſich ſelbſt zu verklären iſt nur gar Wenigen gegeben.

Den Regenbogen kann nur Derjenige ſehen, der zwiſchen der herabfallenden Regentropfenwand und der auf ſie ſtrahlenden Sonne ſteht. Darum, Freund Leſer! willſt Du den Regenbogen der Liebe ſehen, der ſich jetzt über Dich hinwölben ſoll, ſo ſtelle Dich, wie ich es haben will; wenigſtens ſtelle Dich nicht gar zu klug, ſondern ſei lieber ſo, wie ich ſelbſt bin, das heißt, bald düſter wie die graue Regenwand, bald ſonnenartig ſo warm und hell, daß ich aus meinem freudigen Innern einen lichtreichen Regenbogen über die ganze Erde und ihre Menſchen ſpannen möchte!

2.

Laue Frühlingsnacht lag ſtillbrütend auf der Erde. Die Stelle, welche der verſchleierte Mond am Himmel einnahm, war nur an einer bleichen Dämmerung zu erken-

nen, die ſich ſchüchtern um eine dunkle Wolkenburg ergoß. Die Kräuter der Berge und Thäler hauchten ihre duftenden Seelen aus; der Auen leiſes Flüſtern ſagte: nicht alles Leben ſei in dieſer tiefen Stille erſtorben, und aus geſelligem Wolkenkranze ſanken leichte Tropfen eines milden Mairegens herab.

Am offenen Fenſter ſtand Sidonia, blaß und ſanft wie der Mond über ihr. Leiſe verklangen, wie Stimmen aus einer beſſern Welt, die Töne der letzten Accorde, welche ſie auf dem ſeitwärts ſtehenden Pianoforte angeſchlagen hatte, und wie der Frühlingsregen an den Blumen, glühten Thränen über die heißen Wangen des liebeſchwärmenden Mädchens. Nach dem verhüllten Mondbilde die Augen gewendet, glaubte ſie oben die Glorie ihrer Liebe zu ſehen, die jetzt in ihr mit dem Frühling zugleich erwachte, aber ſich noch in Geheimniß verhüllte, wie Luna in den Wolkenflor.

Am nächſten Morgen ſollte im Jägerhauſe das Maifeſt gefeiert werden. Dem ſehnte ſich Sidonia entgegen, wagte aber nicht, ſich deutlich zu geſtehen, ſie wünſche das Feſt des Frühlings möchte zugleich ein Feſt der Liebe werden.

Die Morgendämmerung verloſch jetzt gänzlich; die Wolken wurden dunkler und die Lüfte kühler, je mehr die ſcheidende Nacht dem Morgen ſich näherte. Mit der kalten Verdunklung verdunkelte ſich auch Sidoniens Seele; ermüdet und betäubt ſchwankte das ſchaudernde Mädchen ins Zimmer zurück, entſchlummerte, ohne es zu wiſſen, und lag nun im Arm ſchwerer Träume.

3.

In lichter Freundlichkeit lächelte nun die Morgenröthe am Himmel, der ſelbſt entzückt ſchien über die Freudigkeit des von ihm auf der Erde erregten Lebens. In einem Lichtmeer von Farben und Tönen erwachte Sidonia, und weckte eilig die alte Tante, die ganz mürriſch war, weil ſie wie gewöhnlich, ſehr unruhig geſchlafen zu haben glaubte, obſchon ſie jede Nacht einen bleiernen Schlaf genoß. Sidonia hörte mit lächelnder Geduld einer breiten Erzählung von wunderbaren, eigentlich aber ganz alltäglichen Träumen zu, welche die Frau Tante in dieſer Nacht zum erſten Mal zu haben meinte, in der That aber dem armen Mädchen ſchon mehr als hundert Mal ſehr umſtändlich zum Beſten gegeben hatte. Zu allem Überfluſſe fügte ſie ſogar noch einige Träume hinzu, welche ihr ſeliger Herr während des letzten Türkenkrieges gehabt hatte.

Die alten Neuigkeiten gutmüthig bewundernd, beſorgte Sidonia die Toilette der unaufhörlich Redenden ſo ſchnell, daß ſie mit einigen, ihr ſchon auf der Zunge ſitzenden Traumgeſchichten gar nicht mehr ausrücken konnte. Unter Betheuerungen, daß die Maifeſte nur eine romantiſche Erfindung der ſentimentalen neuern Zeit ſeien, wovon man ehemals gar nichts wußte, ſtieg die Tante endlich mühſam in den Wagen, verſicherte, daß ſie die ſogenannten Sonnenaufgänge, das Vollmondsweſen und dergleichen abenteuerliche Dinge für alberne Charlatanerien halte, das Landleben, wo man ſich aus der Menge von Thieren und Bäumen gar

nicht herausfinde, langweilig finde, und heute nur in der Hoffnung mitfahre, Sidonia werde ſich aus dem bevorſtehenden Sonnenaufgang, der für ſie der erſte ſichtbare werden ſollte, ſattſam überzeugen, daß ſich Alles das in Gemälden und auf dem Theater ſchöner und bequemer anſchauen laſſe, und der Störung der lieben Tagesordnung nicht werth ſei.

Unter ſolchen, nur durch kurze Lungen-Ruhepunkte unterbrochenen Monologen, kamen die beiden Damen am Jägerhauſe an, wo ſie — nach einer kurzen Muſterung der ſchönen Welt, ſich zum Frühſtück niederſetzten.

Jetzt, lieber Leſer! kommen zwei wichtige Erſcheinungen: ein herrlicher Sonnenaufgang und — der Held dieſer Geſchichte, die Sonne auf einem Goldgewölk, der Held auf einem Goldfuchs. Mit der Beſchreibung des Sonnenaufgangs geb' ich mir keine Mühe, theils weil er ohnedies ſchon gut und ſchlecht beſchrieben worden iſt, theils weil es jedem frei ſteht, ihn beſſer in Natura anzuſchauen. Den Helden aber und ſeinen Anzug, will ich deſto genauer beſchreiben, weil er weniger bekannt iſt als der Sonnenaufgang. Der Held alſo, welcher den — den Ohren der eleganten Welt nichts weniger als lieblich klingenden Namen Bonifacius führt, ſah heute früh ſo modern, elegant und maleriſch aus, daß er, ohne irgend etwas ihm zuzuſetzen oder wegzunehmen, für jedes Modejournal abzuzeichnen geweſen wäre. Der Farbe ſeiner Kleidung nach, die aus Contraſten beſtand, war er halb Mohr und halb Weißer; allegoriſch-ſymboliſch betrachtet, verkündete der Oberleib (Frak

und Weſte,) Verbrechen, Nacht und Trauer, der Unterleib aber (die weißen Pantalonhoſen) Unſchuld, Tag und Freude.

Ein kleines Aergerniß für die Eitelkeit unſers Helden war es, daß ſein linker Fuß, durch einen in der Kindheit erlittenen Fall, zum rechten in dem Verhältniſſe ſtand, in dem der Reichs-Münzfuß zum Conventionsfuß ſteht, da bekanntlich nach erſterem die feine Mark Silber zu 14 Rthlr, nach dem zweiten aber zu 13¼ Thaler ausgeprägt wird; er wußte aber ein ſcheinbares Gleichgewicht zwiſchen beiden dadurch herzuſtellen, daß er dem Münzfuße überhaupt nachahmte, deſſen Weſenheit darin beſteht, daß dem edlen Metall zum Ausflug in die Welt ein unedles beigemiſcht wird.

Das Merkwürdigſte am Oberleib unſers Helden war ſein Geſicht, das ich dem Leſer nicht deutlicher erklären kann, als wenn ich meine Zuflucht zum Pflanzenreich nehme und ſage, es ſei für den Anblick das geweſen, was die Ananas für den Geſchmack iſt. Solche Ananasgeſichter ſind in der That eine ſehr intereſſante phyſiognomiſche Erſcheinung. Ihre Aehnlichkeit mit der köſtlichen Frucht aus Braſilien und Mexiko beſteht darin, daß ſie, gleich dem Geſchmack derſelben, eine Menge Auslegungen zulaſſen. Sie zeigen viele Spuren von Zügen, aber keinen einzigen beſtimmten und feſten Zug, daher es denn kommt, daß der Eine dies, der Andere das darin zu finden glaubt, der Eine ſie für ſchön oder geiſtreich, der Andere für widrig oder albern erklärt. Dieſe charakterloſen Geſichter ſtehen gewöhnlich mit einer eben ſo charakterloſen Zweideutigkeit des Innern in

Verbindung. Wenn aber der Eigenthümer oder die Eigenthümerin eines ſolchen Ananasgeſichts im Anzuge ſich modern hält, und einen Anflug von gutem Ton hat, ſo können Beide in die beſten Häuſer eintreten und mit ihrem viel — und nichts ſagenden Weſen in eine Geſellſchaft recht viel Leben hineinbringen, indem ſie darin getheilte Meinungen und Widerſprüche veranlaſſen.

So wie man nun in der Ananas ein Gemiſch vom Geſchmack der Trauben, Erdbeeren, Aprikoſen, Pfirſiche und Melonen findet, ſo, daß man in der kühlen ſüßſäuerlichen Subſtanz bald dieſer, bald jener Frucht ſich zu erfreuen glaubt: eben ſo zeigte das Geſicht des Herrn Bonifaz ſo viele Scheinſpuren verſchiedener Eigenſchaften, daß man nie mit ſich einig werden konnte, ob man es jung oder alt, gutmüthig oder bösartig, dumm oder geſcheit nennen ſollte, von wegen des Kühlen und Süßſäuerlichen, das darin lag. Auch hatte der ganze Bonifaz mit der Ananas noch das gemein, daß man — ſo wie von jener Frucht, ihrer ſcharfen auflöſenden Säure wegen, — auch von ihm — ſeines frivolen und beißenden Witzes wegen — ohne Gefahr einer Verkühlung oder brennenden Verwundung nicht viel genießen konnte, wie denn das Ende dieſer Tags- und Regenbogen-Liebesgeſchichte kläglich darthun wird.

Sidonia hatte geſtern Abends in einer Geſellſchaft beim Weggehen, und zwar vorſätzlich ziemlich laut geſagt, daß ſie dieſen Morgen den erſten Mai und den erſten Sonnenaufgang beim Jägerhaus feiern wolle. Bei dieſer Erklärung hatte im Süßſäuerlichen des bonifazischen An—

und Ananas-Geſichts das Süße die Oberherrſchaft gewonnen, und ſein kühles Lächeln, von einem quaſi-feurigen Blick erwärmt, gab zu verſtehen: Er ſei geſonnen, beim Sonnenaufgang eine nicht unbedeutende Rolle zu ſpielen. Sidonien blieb daher nichts Anderes übrig, als über ſeine Ankunft beim Jägerhauſe mehr verwundert zu ſcheinen als zu ſein. Sie kannte in ihm nur den Gala-Menſchen des geſellſchaftlichen Zirkels, wo er ſich am vortheilhafteſten zeigte; kein Wunder alſo, daß die von der Oberfläche des Aeußern entzündete Phantaſie, nach Mädchenweiſe, aus dem Ananasgeſichte ſich bald auch ein Ideal einer geiſtigen Ananas ſchuf. Bonifacius, in ſeinen Eroberungen gern rapid, nahm ſich ſehr zuſammen, flog auf dem Goldfuchs kühn einher, ſchwang ſich leicht herab, und wölbte über das erfreute Mädchen den farbenreichſten Sonnen-Regenbogen von Liebenswürdigkeiten, die von ihr mit einer ſo milden Zartheit ſittlicher Grazie erwiedert wurden, daß man die Holdſeligkeit ihres Begegnens, dem bläſſeren Farbenſpiel eines Mond-Regenbogens vergleichen konnte.

4.

So geſchah es denn, daß man über den beiden Regenbogen den Sonnenaufgang vergaß, und dieſen, da das Geſpräch eine kurze Pauſe gewann, erſt dann betrachten wollte, als er ſchon längſt vorüber war. Die Frau Tante nahm lächelnd eine Priſe Tabak und triumphirte; Sidonia erröthete, und Bonifacius fixirte das glühende Geſichtchen

mit den Worten; „Wer kann ſagen, die Sonne ſei ſchon aufgegangen, da Aurora noch hier verweilt?“ —

Dieſe Redensart verfehlte bei Sidonien ihre Wirkung nicht, wie denn Redensarten, ſelbſt wenn ſie in der ganzen Welt und in allen Romanen Millionen Mal verbraucht und mißbraucht ſind, von der Mehrzahl der Mädchen dennoch wohlgefällig aufgenommen werden, indem ſie die im Allgemeinen verrufene Münze in jedem einzelnen Fall für eine neugeprägte annehmen, ſo wie die Krönungs-, Vermählungs- und dergleichen Münzen hoher Häupter eigens nur für dieſe beſondern Gelegenheiten ausgeprägt und vertheilt werden.

Die Folge jener glücklichen Phraſis war, daß Sidonia an der Liebe des liebenswürdigen jungen Herrn nicht mehr zweifeln zu dürfen glaubte, folglich mit jeder Minute heiterer und freundlicher wurde, und nur auf das mahnende Räuſpern der Frau Tante manchmal einen Schleier über ihre Holdſeligkeit fallen ließ. Ich muß es aber der Frau Tante nachrühmen, daß ſie ſo wenig als möglich räuſperte, weil ſie den romantiſchen Maifeſten bei weitem mehr abhold war, als dem Heiraten, weßwegen ſie wohlbehaglich bei ſich dachte, das heutige Maifeſt werde doch nicht fruchtlos gefeiert werden, und ein Bräutigam wäre allerdings für den verſäumten Sonnenaufgang ein hinlänglicher Erſatz.

Bonifacius merkte, was in den beiden Damen vorging, und rechnete wenigſtens darauf, einen recht angenehmen Tag zu verleben.

5.

Das wunderſchöne Purpurroth des Regenbogens der Liebe ging bald — und zwar durch eine Kleinigkeit — in die dunklere Orangenfarbe über. Die Veranlaſſung dazu gab Sidonia ſelbſt, in aller Unſchuld. Das harmloſe Weſen hatte nämlich zwei ganz gewöhnliche Mädchen-Eigenheiten. Die erſte beſtand darin, daß ſie gern die Taufnamen der Menſchen wußte, denen ſie gut war oder werden wollte; die zweite, daß ſie ſehr gern lachte. Wie nun ihr Ton in der Lebhaftigkeit des Geſpräches immer traulicher wurde, und der Held ihr immer weniger fremd vorkam, erkundigte ſie ſich, ihrer beliebten Gewohnheit gemäß, plötzlich ganz unbefangen nach dem Taufnamen des beſagten Helden. Dieſem aber war unglücklicher Weiſe, ſein gar zu unromantiſch klingender Taufname im höchſten Grade zuwider, ſo daß er ihn gewöhnlich verläugnete, oder, wenn er ihn ja aufrichtig geſtand, ſtets ſogleich darauf in ſehr üble Laune gerieth.

Da ſich jetzt Sidonia ſo unerwartet darnach erkundigte, überraſchte die Frage den Betroffenen ſo ſehr, daß er ihr aus Verlegenheit den rechten Namen nannte, was ihn dann, kaum war der Name heraus, entſetzlich ärgerte. Nun trat aber ſchnell Sidoniens zweite Mädchen-Eigenheit ein: ſie konnte ſich nämlich nicht erwehren, über den Namen Bonifacius in ein lautes Gelächter auszubrechen, dem die Frau Tante ſo gewaltig beiſtimmte, daß ſie den Athem zu verlieren drohte. Sidonia bemeiſterte zwar mit ängſtlicher

Anſtrengung den Lachkitzel zwei — drei Mal; er brach aber dann augenblicklich wieder mit neuer Kraft hervor.

Jetzt erſchien das Morgenroth, blutig wie an Tagen mit heftigem Wind, auf dem zürnenden Antlitz unſers ſchwerbeleidigten Helden, und hätte in ſeinem grollenden Buſen ohne Zweifel, ſchnell wie der Blitz, ein Pulvermagazin von Sarkasmen entzündet, wäre nicht der Zufall vermittelnd eingetreten.

6.

Den zwei verliebten Lachtauben auf dem Balkon gegenüber ſaß ein junger Maler, der den Kopf des vor Lachen weinenden Mädchens nach den Hauptumriſſen auf ein Blatt Papier zeichnete.

Das Wahrnehmen dieſer Arbeit war der erſte Stein, der Sidoniens laufende Lachräder ſtocken machte, indem die von einem neuen Gegenſtand erweckte Eitelkeit ſchnellen Ernſt hervorrief; denn die weibliche Luſt, ſich im Spiegel zu ſchauen, weicht an Stärke nur allein der Begierde, ein Porträt von ſich zu ſehen. Bonifacius merkte die Geſchichte ſogleich, und begann ohne Rückhalt gegen die arme Porträtmalerei ſo ſchonungslos anzuſtürmen, daß er ſie nicht einmal für eine der ſchönen und freien Künſte gelten ließ. Vergebens bemühte ſich Sidonia, den Eifer und die Eiferſucht des ergrimmten Ariſtarchen zu begütigen; er war in ſeinem juvenaliſch-juveniliſchen Schandgemälde der Porträtmalerei nicht irre zu machen.

Der Maler oben auf dem Balkon, ein ſtattlicher rüſti-

ger Mann, mit einer lebhaften und geiſtreichen Phyſiognomie, hatte zehn volle Minuten lang ruhig zugehört, und, nur hie und da einen ernſten feurigen Seitenblick blitzähnlich ſchleudernd, ununterbrochen fortgearbeitet. Jetzt ſtand er raſch auf, kam herab, trat freundlich grüßend vor die Damen und überreichte Sidonien das zwar nur ſkizzirte, aber ſehr richtig gezeichnete Porträt mit ſo gefälliger Art, daß die Geſchmeichelte die Annahme nicht wohl verweigern konnte. — „Nun aber" — fuhr der Maler fort, indem er ſich mit einem ganz eigenen ironiſchen Lächeln an Bonifacius wendete, — „nun mit Ihnen ein Wort, mein Herr Bonifacius!" —

Der ſcharfſinnige Leſer wird wohl ſelbſt errathen, daß der Maler vorher zugehört hatte, als Sidonia ſich über den Taufnamen faſt außer Athem lachte. Die Anrede war für den Apoſtrophirten ein ſolcher Donnerſchlag, daß er, wie dies bei ſtarken Donnerſchlägen öfter geſchieht, vor Beſtürzung darüber die Sprache verlor, die dagegen von des Malers Lippen deſto reicher und ſchneller herabſtrömte. Der Redner ging in ſeiner witzigen Philippica ſo weit, daß er dem noch immer verſtummten erſten Liebhaber und Helden dieſer Tagesbegebenheit allen Kunſtſinn abſprach, und am Schluſſe ſogar noch die perſiflirende Frage hinzuſetzte: ob Herr Bonifacius etwa ein Dichter ſei?

Da hatte er nun aber gerade den rechten Punkt und zugleich die ſchwache Seite des Herrn Bonifacius getroffen, der, ſich vergrößernd, vom Stuhle aufſtand, und mit rothgeflammtem Antlitz voll Würde und Majeſtät, und mit gewichtiger Stimme ſagte: „Ja, mein Herr Maler ohne

Namen! ich bin ein Dichter, und zwar — mit Ihrer Erlaubniß — ein Naturdichter!"—

Bonifacius glaubte das wirklich. Er ſchwieg nun, erwartend, ob der Maler auf dieſen Streich etwas zu erwiedern vermöge. Dieſer aber ſagte lächelnd: „Faſt hätte ich geglaubt, Sie ſeien etwa ein Waſſerdichter!" —

Jetzt war's aus. Bonifacius glich dem leibhaften Veſuv. Der Maler beſänftigte ihn etwas durch die Frage: ob es denn in der maleriſchen Poeſie nicht eben ſo gut Waſſerdichter geben könne, als es eigene Maler von Waſſerlandſchaften und Waſſerfällen, ja ſogar eigene Waſſerfarben und ſelbſt Waſſergötter gäbe? Und ob denn das Waſſer nicht auch in die Natur gehöre, folglich dem Naturdichter mit dem Gegenſtande auch den Namen geben könne?

Bonifacius ſtutzte; dann aber fuhr er wieder auf, und ſagte: „Was Sie da vorbringen, will wie zweideutig klingen, und iſt daher eine Art von Beleidigung gegen mich, gegen dieſe Damen und gegen den guten Ton." —

„Beleidigungen muß man rächen;" erwiederte ganz ruhig und heiter der Maler, deſſen Namen ich in der ganzen Geſchichte deshalb nicht nenne, weil ich ihn ſelbſt nie erfahren habe: „Welche Genugthuung verlangen Sie, Herr Bonifacius?"

Sidonia und die Tante erſchracken, Bonifacius nicht minder. Die Frau Tante ſtreifte mit dem in der Angſt ausfahrenden Arm eine Kaffehtaſſe vom Tiſche hinab; Sidonia roch zu einer Roſe verkehrt, und ſtach ſich den Stängel ſo in die Naſe, daß ſie blutete. Da ſagte der Maler

freundlich lächelnd: Herr Bonifacius! Weit entfernt von aller Abſicht zu beleidigen, wollte ich Ihnen mit der Benennung Waſſerdichter gerade ein Kompliment machen: indem in der Poeſie nichts Wäſſeriges ſein ſoll, das Waſſerdichte aber allem Waſſer den Zutritt verwehrt. Weil Sie jedoch durchaus kein waſſerdichter Waſſerdichter ſein wollen, ſo ſind Sie vielleicht ein — komiſcher Dichter, und eben deshalb wollen wir die Genugthuung, die ich Ihnen zu leiſten habe, nicht tragiſch nehmen. Ich ſchlage Ihnen daher einen vielartigen Wettkampf vor. Wenn es Ihnen gefällig iſt, ſoll dieſer beſtehen: Erſtens in einem Wett-Laufen, dann in einem Wett-Reiten, dann in einem Wett-Ringen, endlich in einem Wett-Geſange; und — wenn ſie damit noch nicht zufrieden ſind, auch ein Wett-Tanzen, Wett-Lachen, Wett-Weinen, Wett———"

Sidonia fiel ein: „Die drei oder vier erſten Dinge, denk' ich, wären ſo übel nicht; aber damit könnten wir uns auch begnügen."

„Iſt's gefällig?" ſagte der erfreute Maler zu Bonifacius, der mit der ſüßſäuerlichen Ananasgeſichts-Quinteſſenz Alle nach der Reihe anſchaute, ohne etwas zu ſagen, worauf der Maler wieder fragte: „Verſtehen Sie Spaß?" Dann ſagte er laut und keck: „O ja! den verſteh' ich!"

Der Maler rief: „Wilhelm, mein Pferd!" — Und ſogleich ſtolzirte ein ſtattlicher Schimmel daher. Bonifacius ließ nun auch den Goldfuchs kommen, und Sidonia konnte ihre Freude über das moderne Turnier, das eigentlich doch ihr zu Ehren angeſtellt werden ſollte, nicht verbergen.

7.

Jetzt kleidete sich das ganze Quartett in die grüne Freudenfarbe der Hoffnung; Bonifacius — der sich für einen Naturdichter hielt, weil er weder etwas gelernt hatte noch lernen wollte, — hoffte nichts Geringeres als einen vierfachen Sieg, der Maler das Nämliche, und einen Spaß dazu; die Tante hoffte für die Nichte — und diese für sich selbst den Sieger zur Liebhaberraupe, aus welcher sich der Eheschmetterling entwickeln sollte. Ich habe indeß gute Gründe zu glauben, daß sie den Sieg mehr dem Maler als dem Naturdichter wünschte. Die freudigen Augen der Tante sahen in dem Mädchen nicht nur die Vertheilerin des Siegespreises, sondern, mit noch mehr Vergnügen, zugleich den Siegespreis selbst.

Wie's kam, das weiß ich selbst nicht, aber genug, — es geschah wirklich, daß der poetische Wettkampf zuerst vorgenommen wurde.

8.

Sidonia mußte den Stoff zum Wettgesange bestimmen, und verlangte, ohne viel nachzudenken, das Lob der blauen und grünen Farbe.

Wenn's wahr ist, was man sagt, daß blau und grün zusammen die Narrenfarbe sei, so könnte man die Aufgabe so auslegen, als wollte sie beide Kämpfer zu Narren haben. Ich lasse mich aber geflissentlich in gar keine Vermuthung ein, sondern erkläre kurz weg, daß der Naturdichter die grüne

der Maler die blaue Farbe zur poetiſchen Panegyris zugetheilt bekam, wozu die Frau Tante noch die Klauſel beiſetzte, daß die ganze poetiſche Verhandlung in Proſa geſchehen müſſe. Der Zuſatz ſcheint beiden Kämpfern erwünſcht geweſen zu ſein, beſonders dem Ananasgeſicht des komiſchen Natur- und Waſſerdichters, der ſogleich anfing:

„Grün iſt das allgemeine Kleid der Natur!"

„Ich proteſtire dagegen," ſagte der Maler. „Der Himmel gehört auch zur Natur, und iſt bekanntlich nicht grün, ſondern gerade ſo — wie ich ihn zu meiner Leib- und Preisfarbe brauche — blau.

Bonifacius. Verzeihen Sie! Ich wollte ſagen: das allgemeine Kleid der Erde.

Maler. Kann gleichfalls nur mit Beſchränkung gelten, nämlich, wenn wir die Erde auf das feſte Land reduziren, und ſelbſt dann noch mit Ausnahme der Städte und Fahrſtraßen, des wüſten und ſandigen Arabiens, eines großen Theiles der Mark Brandenburg, der Gletſcher, der ewigen Eisgefilde an den beiden Polen u. ſ. w. Mein reiner Aetherhimmel aber iſt durchaus blau, folglich der Vorzug jetzt noch mein.

Bonifacius. Wenn's aber regnet, was geſchieht dann mit Ihrem Aetherhimmel?

Maler. Er bleibt blau, und nur die Wolken haben andere Farben.

Bonifacius verbiß ſeinen Aerger und fuhr fort: „Grün iſt die Farbe der Hoffnung!"

Maler. Ich kannte mehrere Frauen, die guter Hoff-

nung, und doch nichts weniger als grün waren. (Er ſagte das nur, um den Naturdichter ſo zu ärgern, daß er vor Aerger grün und blau werden möchte.)

Bonifacius. Erlauben Sie mir: das iſt läppiſches Zeug! Können Sie mir kein Bild entgegen ſetzen?

Maler. Blau iſt das Vergißmeinnicht, blau die Farbe der Treue, blau das Waſſer der klarſten Ströme, wie dieſe ſelbſt wieder ein Bild der flüchtig hineilenden Zeit ſind, und die Zeit uns ein Bild der Ewigkeit gibt, und Gott im Bilde der Ewigkeit erſcheint. Haben Sie hier Bilder genug?

Bonifacius. Genug wohl; was aber die Richtigkeit betrifft, die wollen wir indeß — hingehen laſſen!

Maler. Ich ergebe mich nie auf Gnade. Haben Sie gegen meine Bilder was einzuwenden, ſo treten Sie rüſtig auf, und zwar ſogleich! Friſch heraus! Ich bin bereit.

Bonifacius fürchtete abermals zu kurz zu kommen, und gab dem Maler geſchwind recht. Dann fuhr er fort: „Grün ſind die Kränze.“

Maler. Verſteht ſich, die von Gräſern und Baumzweigen, denn die Blumenkränze ſind bekanntlich buntfarbig.

Bonifacius. Meinetwegen ſchwarz!

Maler. Auch das! Es gibt ja in Perſien ſchwarze Roſen. Laſſen Sie ſich aber nicht irre machen!

Bonifacius. Grün iſt das Meer.

Maler. Mit Ausnahme des rothen, weißen und ſchwarzen Meeres ꝛc.

Bonifacius. Grün alſo ſind die Flüſſe.

Maler. Einige, andere auch blau; dagegen gibts viele

ſchöne Blumen von blauer Farbe: Lilien, Hyacinthen, Aſtern, Ranunkeln, Maiglocken, Violen ꝛc., aber keine einzige von Ihrer unglückſeligen grünen Farbe.

Bonifacius. Dafür ſind alle Blumenknospen zuerſt grün.

Maler. Ohne es zu bleiben.

Bonifacius (im vollen Zorn). Grün iſt die ganze Natur!

Maler. Das war ſchon da. Nicht die ganze Natur iſt grün, wohl aber die Galle der Naturdichter.

Bonifacius. Grün ſind die Waſſernixen.

Maler. Blau iſt die ganze Schaar der Undinen, Najaden, Nereiden, Tritonen u. ſ. w.

Bonifacius. Grün iſt der Smaragd und der Aquamarin, grünlich der Chryſolit und der Chryſopas.

Maler. Grünlich? Was geht Sie das Grünliche an? Sie haben es nur mit dem Grünen zu thun. Da hätten Sie eigentlich jetzt ſchon verloren, um deſto mehr aber noch, wenn ich Ihnen den blauen Saphir und den Amethiſt anführe, den milchblauen Opal, den Laſurſtein, den blauen Rand der Flammen und das blaue Feuer der freundlichſten Sterne. Nenne ich zu dem Schönen noch das Schönſte zum blauen Himmel, das Himmelblau im Auge unſerer reizenden Kampfrichterinnen, — ſo ſind Sie, Herr Bonifacius, total geſchlagen!

„Ja ich bin's," ſagte der Unglückliche, nun ganz muthlos und blaß, mit matter Stimme. „Ja, ich bin wirklich beſiegt. Aber wie konnt' ich ſo albern, ſo bornirt ſein, nicht daran zu denken, daß das Fräulein Sidonia — —"

„Lieber Freund!“ ſagte der lachende Maler, „was hätte es Ihnen auch genützt, daran zu denken? — Wiſſen Sie denn nicht mehr, daß Sie die grüne Farbe preiſen mußten?“ — Bonifacius ſchüttelte den Kopf mit den Worten: „Nun bin ich ſchon ganz confus!“

„So ſchreiten wir denn,“ ſprach der Maler, „wenn es den Damen gefällig iſt, zur zweiten Art des Wettkampfes!“

Sidonia entließ aus dem epigrammatiſch geprieſenen himmelblauen Auge einen freundlichen Blick mit der Verſicherung, daß ihr die Fortſetzung des Kampfes viel Vergnügen gewähren werde, und ſie ſogar bereit ſei, die angefangene oder irgend eine andere paſſende Rolle dabei durchzuführen. Die Frau Tante glaubte, ihrer alten Tage ungeachtet, nicht minder liebenswürdig ſein zu dürfen als die Jugend, und gab eine gleiche Verſicherung.

Bonifacius wünſchte den ganzen Kampf im Stillen zum Henker und ſich ſelbſt in die Stadt zurück, der Maler aber zeigte ſich über die Aeußerung der Damen höchſt erfreut, und rief mit der, ſeinem Kampfgenoſſen ſehr verhaßt gewordenen Jovialität: „Nun, meine Damen, ſo nehme ich Sie beim Wort, und fordere Sie auf, bei dem nächſten Wettkampf zu Pferde echte Rittersfrauen vorzuſtellen. Das Reiten wollen wir ohnedies, hinſichtlich der Schnelligkeit, ganz chriſtlich ablaufen laſſen, ſo daß keine Gefahr dabei zu beſorgen iſt. Sie aber, meine Damen, ſetzen ſich, von unſeren Bitten gerührt, mit uns zu Pferde, und werden — entführt, wodurch denn der Wettritt, da

die Entführung eine eigentliche Handlung iſt, wirklich dramatiſch wird.

Man ſollte nun glauben, die Alte ſei über dieſen Antrag erſchrocken, und die Junge ſehr erfreut geweſen; es war aber umgekehrt. Sidonia ſträubte ſich; die Frau Tante aber, die nun einmal ſchon exaltirt war, gab ſogleich ihre Einwilligung, indem ſie mit einem Strom von Worten erzählte, ſie ſei ein Soldatenkind und eine Soldatenfrau, und ihr ſeliger Herr habe ſie als Rittmeiſter im letzten Türkenkriege gar oft hinter ſich auf's Pferd genommen.

So verlor Sidonia ihre letzte Schutzwehre, indem die Frau Tante in eine Art von trunkener Fröhlichkeit gerieth, von jenem Antrage ganz elektriſirt und reitluſtig wurde. Der Maler hatte an der alten Frau ſeine Freude; dem Bonifacius war aber anzuſehen, daß er auf dem Pferde lieber Parade machte, als damit in die Wette ritt. Das war nun nicht mehr zu ändern. Der Maler machte ſogleich Looſe; es wurde gezogen, und dadurch erhielt er ſelbſt die Frau Tante, Bonifacius die unluſtig ausſehende Sidonia zur Gefährtin. Ein alter Thurm, der aus einem weit entfernten Gebüſche aufragte, wurde zum Ziele beſtimmt, und ſchon trabten die Ritter über die unabſehbare Wieſe dahin.

9.

Die beiden Ritter flogen, wie geſagt, über die Wieſe dahin. Der Maler, ungefähr zweihundert Schritte voraus, lenkte mit der lachenden Frau Tante rechts; Bonifacius, um eben ſo viele Schritte zurückbleibend, hielt ſich mit der ver-

zagten Sidonia links. Jetzt ging aber sein Unglücksstern auf, denn der Goldfuchs, der nicht schlechter sein wollte, als der ihm voreilende Schimmel, ließ sich nicht länger zurück halten, kam in Enthusiasmus, flog keuchend, und hatte schon beinahe fünfzig der verlornen Schritte wieder gewonnen, als ein feindliches Heer sich ihm entgegen setzte, mit rasendem, hölliſch kreiſchendem Geschrei. Hätten Indianer, die bekanntlich dem Teufel eine weiße Farbe beilegen, diese Greuelscene gesehen, sie hätten die weißen Gestalten ohne Zweifel für böse Geister gehalten, obschon sie — kein Heer, sondern nur eine Herde bildeten von — Gänsen und Schafen, die dem Förster gehörten.

Die unvernünftige Kleebau-Gesellschaft und Kapitol-Garde zog sich zuerst vor dem ankommenden Goldfuchs langsam seitwärts; als es ihnen aber nicht mehr möglich schien, dem unvernünftigen Bruder auszuweichen, fuhren sie, wie böse Geister, auf, durch- und untereinander, hüpften, sprangen, schnatterten und blöckten aus allen Leibeskräften. Vorzüglich aufgebracht wurde der Goldfuchs über die Kiel- und Woll-Lieferantinnen, die, als er in die Mitte ihrer Schaar hineinstürmte, aufflogen, und mit ausgebreiteten Flügeln ihm vor die befächelte Nase vorbei rauschten.

Herr Bonifacius hielt sich zwar an der flatternden Mähne des scheuen Thieres fest, vergaß aber in der Angst ganz darauf, daß er eine Dame bei sich hatte. Sidonia bot zwar alle Kräfte auf, um Schafe und Gänse zu überschreien; ihre Stimme blieb aber zu schwach, weil die Furcht des betäubten Ananas-Ritters zu groß war. Das halbohnmäch-

tige Fräulein ſank daher in wenig Augenblicken vom Pferde, und fiel glücklicher Weiſe auf ein ſehr dichtes Haſelgeſträuch, auf deſſen biegſamen Zweigen ſie zwar ganz unbeſchädigt, aber doch einige Minuten ohne Bewußtſein lag.

Ihr erſtes Erwachen war im hohen Grade arkadiſch-romantiſch, indem die flüchtigen Schafe und Gänſe ſich gleichfalls nach jenem Gebüſche zurückgezogen hatten, und nun, in einem Halbzirkel gruppirt, um die auf zartem Zweiggewebe ruhende Schöne umher ſtanden, Köpfe und Augen zu ihr empor gerichtet, als wollten ſie den gemeinſchaftlichen Unfall beklagen, oder ſich als Unglücksgefährten vor ihr präſentiren. Das bange Fräulein ſprach zu den Leidtragenden freundlichen Abſchied, wie Schiller's „Jungfrau von Orleans." Der beſcheidene Chor unterbrach ſie nur mit einzelnen leiſen Blöck- und Schnatter-Tönen. Endlich ſchied die Verzagte, zweifelhaft, welchen Weg ſie einzuſchlagen habe; da ſetzten ſich drei Gänſe vor ihr in Bewegung. Sidonia nahm dies für ein Merkzeichen, dachte an die Zauberflöte und folgte den wackelnden Genien. Von dieſen wurde ſie nach einer halben Stunde, ſchon ziemlich ermattet, zu einem Kirchhofe geleitet, der ſich überraſchend plötzlich darſtellte. In einem ausgedehnten Halbkreiſe ſtanden hier die herrlichſten Grabmähler von weißem Marmor, in antikem Geſchmacke, mit Urnen und allegoriſchen Figuren geſchmückt.

Sidonia fühlte ſich, mitten in den ſtillen Wohnungen der Todten, von tiefer Ehrfurcht und heiligem Schauder ergriffen. Ihre ſanfte ſchwärmeriſche Wehmuth wurde aber durch einen zweifachen Aerger geſtört: erſtens, daß die Gänſe

ihr überall nachgingen; zweitens, daß die Inſchriften fremde (griechiſche) Buchſtaben hatten.

Endlich ſchwang ſich der beflügelte Geiſt über Gänſe und Buchſtaben hinaus, und ſie begann mit hohem Pathos folgenden Monolog:

„Wer ihr auch ſeid, ihr unbekannten Bewohner dieſer Gräber, ich grüße euch! Willkommen, Staub der Edlen, die hier in tiefem Frieden beiſammen ruhen! Willkommen, ihr kalten Reſte von — — —"

„Erlauben Euer Gnaden!" ſagte eine Stimme hinter dem, mit einem Schrei zuſammenfahrenden Fräulein, „erlauben Euer Gnaden! Dieſe Gräber haben derzeit noch keine Bewohner; auch befinden ſich weder Gebeine, noch Staub und ſonſtige kalte Reſte in denſelben, ſondern ſind ſelbige leer und nagelneu."

Sidonia ſah erſtaunt vor ſich hin und wußte nicht, ob ſie über ihren ſentimentalen Monolog ſich nun ſchämen, oder ob ſie lachen ſollte. Der Mann fuhr fort, mit einer Miſchung von Demuth und Gravität: „Ich bin der Steinmetz und habe ſie in meiner Werkſtatt gemacht, die ich hier in der Nähe des Steinbruches aufgeſchlagen habe. Die ganze Gräber-Partie wird morgen nach dem gräflichen Gute transportirt und im Park aufgeſtellt, in und bei dem Cypreſſenwäldchen. Der Herr Graf iſt ein ſehr gelehrter Herr, kam unlängſt von Reiſen zurück, und gab Alles ſelbſt an, wie er's haben wollte."

Sidonia erkundigte ſich, für welche Verſtorbene die Monumente beſtimmt ſeien. „Ohne Zweifel für die hoch-

gräflichen Ahnen," ſagte der Bildner. Sidonia bat ihn, die Namen zu leſen; er las ſie, obſchon er die goldenen Buchſtaben ſelbſt zuſammengeſetzt hatte, nur mit vieler Mühe. Sie lauteten: **Homeros, Platon, Sophokles, Aeschylos, Pindaros, Sokrates, Xenophon** u. ſ. w.

„Die Namen ſind mir ganz unbekannt und klingen fremd," ſagte Sidonia. „Ich erinnere mich nicht, ſie je nennen gehört zu haben." — „Auch ich nicht!" erwiederte achſelzuckend der Künſtler. „Sind vermuthlich Ausländer, und, wenn ich nicht irre, urſprünglich eine ſpaniſche Familie."

Sidonia, mit der Auskunft des Grabmahl-Architekten vollkommen befriedigt, legte ſogleich alle Scheue vor den nicht anweſenden Todten ab, und forſchte nach der Frau Tante, dem Maler, dem Bonifacius, dem Schimmel und dem Goldfuchs. Hierüber wußte der Mann beſſeren Beſcheid zu geben, als über die Gräber der ſpaniſchen Familie, und verſicherte, einen Theil der vierzehnfüßigen Geſellſchaft auf dem Wege nach dem alten Aſtronomen-Thurm geſehen zu haben; zuletzt ſei der Herr auf dem Goldfuchs gekommen, der ganz ſchachmatt und eben nicht der beſte Reiter zu ſein ſchien. Sidonia verlangte nun ſogleich ſicheres Geleit, und langte mit dem Anfang des nächſten Kapitels Nr.

10

beim ſteingrauen Thurm an.

Auf dem Platz vor dem Thurme war nichts zu ſehen. Sie ſtieg daher eine lange ſchmale Wendeltreppe hinauf, die gar kein Ende zu nehmen ſchien. Im Hinaufſteigen, da ſie

eben raſten mußte, ſagte der Steinmetz zu ihr: „Der alte Herr da oben wurde ehemals von den Menſchen hier unten ſo viel betrogen, daß er zuerſt zu den Bäumen des Waldes, und, als man ihn auch da noch nicht in Ruhe ließ, gar zu den Sternen flüchtete, und zwar noch immer herzensgut gegen die Leidenden, der Welt aber ſehr gram iſt, und ſich ſeit zehn Jahren blos auf den Umgang mit dem Himmel einſchränkt.“

Der alte Herr, ein kleines, ſehr ſchmächtiges Männchen, ſchwarz gekleidet, und am Kopfe ſo kahl, daß die glänzende Haut die Strahlen der Abendſonne beinahe wie ein Spiegel zurückwarf, ſaß ganz oben auf der Thurmſpitze, mitten unter Fernröhren. Er empfing die Eintretenden freundlich und gleichgültig, ohne darnach zu fragen, wie und weshalb ſie zu ihm kamen. Sidonia erkundigte ſich nach den Vermißten; er verſicherte, von den Menſchen und ihren Angelegenheiten keine Notiz zu nehmen, und fuhr fort, einen ungeheuer großen Tubus ſehr eifrig aufzuſtellen. Vergebens ſuchte Sidonia ihn durch die Erzählung einer Tages-Geſchichte in's Intereſſe zu ziehen; er ſchien ſie kaum zu hören, und ſagte endlich ganz gleichgültig: Närriſches Zeug!

Indeß entſtand vor dem Thurm und auf der Treppe ein Gepolter. Der Maler ſtürzte zur Thür herein, bewillkommte freudig, und bat Sidonien, zum Fenſter hinaus zu ſchauen. Sie that's, und erblickte unter demſelben den Goldfuchs und den Schimmel, beide gleich ſtark mit Schweiß bedeckt, nebenbei die Frau Tante und den Ananas-Ritter.

Beide gleich lendenlahm und matt. Man empfahl ſich bei dem Alten, der die Mütze abzog, und, indem alle zur Thür hinausgingen, am Tubus fortarbeitend, brummte: „Auf der Erde geht's confus zu; ich lobe mir den Himmel, da iſt die Ordnung zu Hauſe!“ —

Jetzt ward's unten vor dem Thurm lebendig; Begrüßungen, Erzählungen, Erklärungen und Entſchuldigungen ohne Ende! Bonifacius ſtand da wie der Ritter von der traurigen Geſtalt, wortarm und demüthig.

11.

Vom verſchwindenden Regenbogen der Liebe waren nur einzelne Fragmente mehr wahrzunehmen. Aber ſelbſt dieſe erloſchen bei Sidonien, als ſie den beſiegten und verunglückten Naturdichter jetzt in ſo jämmerlicher Geberdung erblickte, der ihr vorher als ein Ideal galanter Männlichkeit erſchienen war. Eben ſo erſtarb auch bei ihm das Farbenſpiel, da er Sidoniens ironiſches Lächeln über ihn, und die Spuren ſehr freundlicher Achtung gegen den Maler bemerkte. In dieſem Zuſtande kam die ganze Geſellſchaft zum Jägerhauſe zurück. Herr Bonifacius beurlaubte ſich bald, weil er — — in der Stadt noch zu einer Abendpartie geladen war. Als er fort war, ſagte der Maler: „Dieſer Menſch hat viele Aehnlichkeit mit dem Regenbogen-Papagei, und dem Regenbogen-Fiſch. — Für's Erſte hat Herr Bonifacius mit dem genannten Fiſch und Vogel das eitle Weſen gemein, daß er alle Farben ſpielt, mit dem Regenbogen-Papagei ſonſt weiter nichts, als daß Beide an der Kehle ein ſchwarzes

Halsband haben und gerne reden *). Mit dem beſagten, kaum eine Spanne langen Fiſchlein trifft er darin zuſammen, daß Beide, wenn ein Anderer beſcheiden untertaucht, ſich nach Art der Blutegel an dieſen Untertauchenden keck anſaugen. Dagegen findet ſich aber auch ein großer Unterſchied zwiſchen ihnen, indem der Regenbogen-Fiſch, auch Meerjunker genannt, ſehr liſtig iſt, und ſich ſehr ſchwer fangen läßt, was bei unſerm Stadtjunker, wie wir geſehen haben, eben nicht ſehr viel Mühe gekoſtet hat." —

Die Damen fanden Alles, was der redſelige, nun einmal beliebt gewordene Maler, ſagte, ſehr ſchön, und die Frau Tante ſtellte, da er ſchwieg, ihre Chocolade-Taſſe unbenippt wieder auf den Tiſch, um nur Sidonien mit der Bemerkung zuvorzukommen: Sie wiſſe nicht, ob ſie mehr die tiefen Einſichten oder den Witz des Herrn N. N. bewundern müſſe. Sidonien blieb nichts übrig, als ein bejahendes Lächeln, worauf der Herr N. N. mit Beſcheidenheit erwiederte, als Maler ſei er ja verpflichtet zu wiſſen, wie

*) Zum Beſten der neugierigen Leſerinnen ſetze ich die Uniform des befiederten und des ſchuppigen Bonifacius her. Die des Erſtern beſteht, nebſt dem erwähnten ſchwarzen Halsbande, in einem ſchwarzen Schnabel, grünen Scheitel, gleichfarbigen Flügeldecken, blauen Ober- und ſaffrangelben Unterleib mit dunkelbraunen Beinen.

Das Porträt des Zweiten zeigt uns einen Kopf von ſchwarzer und gelber Farbe, einen grünen Rücken mit hochrothen, ſchwarzgefleckten Floſſen, und himmelblauen Seiten mit einem pomeranzenfarb'nen Band in ihrer Mitte.

Fiſch und Vogel ausſehe, da er im Gegentheil nie wiſſen könne, ob er nicht einmal eine oder die andere Beſtie als Haupt- oder Nebenperſon anzubringen genöthigt ſein werde.

Jetzt wurde die Gegend ſchon dunkel, und die Frau Tante ſchläfrig, doch gab ſie dem Maler vor dem Einſchlafen noch die Erlaubniß, mit ihnen im Wagen nach der Stadt zurückzufahren.

Ob Sidonia und der Maler ein Paar wurden, kann ich nicht ſagen, nur ſo viel weiß ich, daß dieſer ihr nach einigen Tagen das vollendete Porträt brachte, und als die Frau Tante ihn auch um das ſeinige erſuchte, Sidonia keine Proteſtation dagegen einlegte.

Selmar's diplomatiſche Sendung in das Reich der Liebe.

Der ſtille, reiche Herbſt hielt eben ſeinen friedlichen ſegenvollen Einzug. Als ich erwachte, ſtand der lieblichſte graue Morgen vor meinen Fenſtern. Sein Erwecken war ſo einladend, daß ich mich ſogleich entſchloß, eine ſchon längere Zeit verſchobene Landreiſe wohlgemuth anzutreten. Der liebe Himmel, der ſich mit dem Reinfreudigen immer ſelbſt freut, und es gar gerne hat, wenn er auch in der Bruſt des Menſchen ſein Ebenbild erblickt, der liebe Himmel, er gab mir zu angenehmen Reiſegefährten luſtigſingende Vögel und kühlige Lüftchen, die mich wie eine fröh-

liche Schaar von immerſcherzenden Kinder-Genien fort und fort begleiteten.

Ich konnte mich aber von der Stadt nicht trennen, ohne von einem ſehr ehrwürdigen Manne — mit einer ſehr liebenswürdigen Tochter, herzlichen Abſchied zu nehmen. Zu dieſem Beſuche glaubte ich mich vorzüglich durch die uralte Betrachtung zu überreden, daß jeder Augenblick des Menſchen Herr ſei, und Kraft dieſer Herrſchaft und Herrlichkeit aus der kürzeſten Reiſe gar leicht ſeine längſte machen könne.

So begab ich mich denn eiligſt in das Gärtchen des ehrwürdigen Mannes mit der liebenswürdigen Tochter. Es erſchien zwiſchen den, die Stadt umgebenden Feſtungsmauern, die gewaltig vordrohten, ſo ruhig und heiter, wie die Seelenſtärke des Edlen ſich mitten unter Schreckniſſen des Schickſals zeigt, oder — um eine Oktave tiefer zu intoniren — wie das lieblichſte Mädchengeſicht, das ſich in zürnende Falten legt.

Als ich die entzückende Blumenfülle dieſes kleinen Floratempels überſah, da dachte ich: Wahrlich! alle dieſe duftigfarbigen Huldbilder erſcheinen wie zartverkörperte Empfindungen dieſer Familie. Ja, wo eine edle Weiblichkeit ſo mit Luſt und Liebe im Hauſe waltet und ſchafft, da welkt gewiß keine Blume, weder im Garten noch im Stillleben des häuslichen Kreiſes! Und fröhliche, ſelige Kinder, was ſind ſie denn ſonſt als wahre Blümchen Wunderhold im ehelichen Wonneflor? Kinderzucht iſt Blumenpflege, und es gehört ein kindlichſtilles Gemüth dazu, und eine engelreine Seele und ein Herz mit der ſanften Wärme eines

Vogelneſtes, um Kinder und Blumen ſo zu lieben, daß man für die Erſteren und zwiſchen den Letzteren ruhig ſterben kann.

Dieſe Betrachtung leitete mir die Phantaſie auf mein noch unvollendetes Gedicht: „Die Blumenpflege," und ich ſetzte mich unter einen Ahorn, nah' an der geſchloſſenen Thür des Gartenhäuschens, und ſchrieb die folgende Zueignung an ein glückliches Ehepaar:

„Wäre ich ein Genius, und es ſtände in meinen Kräften, ſo würde ich das Füllhorn der ſchönſten Lebensblumen über euch ausgießen und ſorgfältig wachen, daß auch nicht ein augenblicklicher Nordhauch ſich euch nähere. Ein eliſiſcher Freudengarten müßte euch umblühen. Da ich aber dies, leider! nicht kann, ſo bitte ich, ihr wollet dieſe Weihe, — eine Blume meines Herzens, — freundlich annehmen, und, ſollte der Tod, der wie ein Gärtner die Menſchen auf einen gedeihlicheren Boden überſetzt, mich früher als euch in eine beſſere Welt verpflanzen, eine ſo ſchöne Doppelblume auf meinen Hügel ſetzen, als ihr ſelbſt zwei an einem Stängel ſproſſende Eternellen der Liebe und der Freundſchaft bleiben mögt!" —

Eben verwandte ich die letzte Kraft meiner Bleifeder zum Schlußpunkt, der ihr den Hals brach, als die Thür des Gartenhauſes aufging, und Emilie — ſo mag ſie indeß heißen — heraustrat.

Nachdem ſie meinen Morgengruß und die Urſache meines ſo frühen Erſcheinens freundlich angehört hatte, wurde ſie plötzlich ernſthaft, und ſagte mit ſehr wichtiger

Miene: „Gut, daß Sie gekommen ſind! Ich bedarf Ihrer zu einer Sendung, wobei Sie Ihrem Herzen und Ihrem Geiſte gleich viel Ehre machen können.“

Die feierliche Ankündigung ſetzte mich in Verlegenheit. Ich erwiederte, daß praktiſche Verhandlungen eben nicht meine ſtarke Seite wären, und daß ich auf dem ſtillen Raume des paſſiven Papiers mehr zu Hauſe ſei, als im lärmenden Getümmel der aktiven Welt. Das nützte aber wenig, denn Emilie ſagte darauf den einzigen, den Damen ganz eigenen Gegenbeweis: „Sie müſſen!“ — „Und nun,“ fuhr Sie fort, „hören Sie, worin die Sache beſteht! Sie werden Ihre Pilgerreiſe nach dem Dörfchen *** gewiß um ſo freudiger antreten, wenn ich Ihnen ſage, daß Sie dort Gelegenheit finden, die Ruhe und das Glück zweier, und die Freude noch mehrerer Menſchen zu befördern.“

Ich fühlte mich für die gute Sache ſchnell erwärmt, und zwar um ſo mehr, weil ich an Emilien eine Freudigkeit bemerkte, die ſie vergebens zu verbergen ſuchte.

„Der Gegenſtand Ihres Geſchäfts“ — nahm Emilie wieder das Wort, — „iſt nichts mehr und nichts weniger als ein leibhafter weiblicher Engel, deſſen Tröſter zu werden Sie das Glück haben ſollen. Dieſer Engel lebt in Ihrem Lieblings-Dörfchen einſam und fern von allen Lebensfreuden.“ —

„Ein ehrenvolles Geſchäft“, — fiel ich ein — „aber auch ein gefährliches, obſchon — wer das Glück hat, Emilien zu kennen — — —“

Ich gerieth in's Stocken, und der ſonſt nicht wortarme

Mund verſagte mir die Fortſetzung der Rede. Emilie half mir aus der Noth, indem ſie ganz unbefangen ſagte:

„Beſorgen Sie nichts von Eliſen! Für die ſteh' ich, und auch für Sie, mein Herr Tröſter, getraue ich mich dieſesmal Bürgſchaft zu leiſten; ja, ich weiß ſogar, Sie könnten gar nicht — —"

Hier kam die Reihe einer kleinen Verlegenheit an Emilien. Ich war aber zu ſehr befangen, um die gute Gelegenheit zu benützen, und ſann mehr darüber nach, wie das, was ſie ſagte, ſo ſonderbar klang, — faſt ſchmeichelhaft und zugleich auch wieder nichts weniger als ſchmeichelhaft. Emilie wußte ſich ſelbſt aber wieder eben ſo ſchnell aus der Verlegenheit zu helfen, als ſie kurz vorher mir geholfen hatte, und begann:

„Der Geliebte der Geliebten iſt dermal in fernen Landen. Menſchen und Zufälle, Zeit und Entfernung, haben zwiſchen den Liebenden kleine Mißverſtändniſſe veranlaßt. Eliſe lebt ſchon ſeit einigen Tagen in peinlicher Unruhe und bedarf des Troſtes, der, von Ihren Lippen ſtrömend, die volle Wirkung gewiß nicht verfehlen wird. Zum Schluße ſage ich Ihnen nur noch dieſes: Eine ſchönere Gelegenheit, Herz und Geiſt brilliren zu laſſen, finden Sie ſo leicht nicht wieder. Und wenn Sie dazu auch mein Wort — —"

Ich konnte nicht länger widerſtehen; Gemüth und Eitelkeit, die zwei gewaltigen Mächte, waren ja in Bewegung geſetzt. „Sie ſollen mit mir zufrieden ſein," ſagte ich haſtig. „Das hoffe ich;" erwiederte Emilie lächelnd. Mit einem feurigen Handkuſſe begnadigt, trat ich meinen Kreuzzug an.

Ich kam in den Tempel der Natur hinaus. Zu meiner Rechten erhoben ſich ſanfte Auen, im milden Gewande eines unmeßlich abſtufenden Reichthums aller Arten von Grün, friedlich lächelnd und anmuthig gruppirt im abgeſenkten weichen Grasboden, der mit ſeiner friſchen Walddecoration alle die ſanftſchimmernden Spiegelzimmer der ſchlängelnden Donau in tauſendfach wechſelnden Geſtalten umgab, indeß umbüſchte Hütten, den ſchmeichelnden Wogen ſich leichtſinnig vertrauend, aus der üppigen Fülle freundlich hervorlauſchten. Nun hob ſich der ſchwelgende Blick von allmälig anſchwellenden Hügelreihen zur Heroenterraſſe eines hoch aufragenden Berges, und gleitete von dieſer Himmelshöhe wieder ſanft herab, über einen Halbmond freundlicher, mit mannigfaltigen Wieſen, Feldern, Weingärten, Obſthainen und Luſtgärten geſchmückter Abhänge, die Freskogemälde des heiterſten Lebensgenuſſes, bis die Reiz-Fülle, an deren Hervorbringung und Geſtaltung die Natur ſich jetzt erſchöpft zu haben ſchien, verblühend in trauriger Einöde ſich verlor, gleichſam mit der bedeutungsvollen Mahnung ſchließend: Leben und Tod ſeien, wie bei den Römern der Gefangene und ſein Wächter, an den zwei Enden derſelben Kette an einander befeſtiget.

So kam ich denn bis zu dem, mit weichem Grün bepolſterten und mit duftenden Geſträuchen anmuthig geſchmückten Hohlweg, der ſich nach dem ſtillen Dörfchen hinſchlängelte. Hier machte ich Halt, und lagerte mich an dem ſanfteſten Abhange, wo ich mich ſelbſt und meine Sendung nochmal muſtern wollte; aber alle die ſchönen Landſchafts-

bilder, die ſich in mein Innerſtes ganz eingeſaugt hatten, bemächtigten ſich meiner hier neuerdings mit Gewalt, wie das Abweſende überhaupt es ſo in der Art hat.

Wär' ich doch lieber ein Maler! ſeufzte ich. Zu meinem Troſte fiel mir aber auch ſogleich ein, der Dichter ſei immer noch beſſer daran als der Maler. Die Kraft der Worte, die ich gerade heute noch ſehr benöthigen werde, hat er überall bei ſich; er winkt, die Phantaſie leuchtet auf, und ſchafft die ſchönſten Momente des Lebens. Bei dieſen Entzückungen der Phantaſie befanden ſich wohl ſchon manche Künſtler, denen die Natur dieſe Gabe zum reichlichen Erſatz für allerlei verſagtes Erdenglück verlieh, ſo wohl, daß ſie ſich über viele ſchlechte Lebensſtellen und Lebensgefährten glücklich hinüber phantaſirten. Der Dichter vereint den Maler und den Meiſter der Töne in ſich. Der Maler zaubert wohl mit feinen Farben, aber ſie werden doch von den Farben der wirklichen Natur ſo weit übertroffen, als dieſe wieder hinter denen zurückbleiben, die wir in der Phantaſie und in den Träumen erblicken. Der Maler faßt die Vergangenheit oder die Gegenwart, der Dichter fliegt über Beide hinaus, und malt die Zukunft der Menſchheit in Idealen des Guten und Schönen. Und malt der Maler den Himmel in ſeiner Herrlichkeit, ſo ſchafft der Dichter ſich ſeinen eigenen. Und bildet der Töne Meiſter auch göttliche Harmonien, noch ſchönere Harmonien walten im Gemüthe des Dichters. Wen ergriff nicht mit Allgewalt die Sphärenmuſik geiſtiger Lebensmelodien, die ſeinem Liede entklingt, — eine Memnonsſäule im erſten Sonnenſtrahl!

Die Einkehr des Tages in der weſtlichen Herberge unterbrach meine ſtolzen Betrachtungen durch die Erinnerung an das Ziel meiner erotiſch-diplomatiſchen Sendung. Liebekranke dachte ich, reden wenig; auch können ſie ſchon der ſchweren Herzbeklemmung wegen nicht viel ſagen, wenn ſie wirklich noch ſo gern reden wollten. Ihre Worte ſind gewöhnlich Blumenzwiebel in unendlich viele, ſehr feine Seufzerhäute eingehüllt.

Da ich, dieſer Bemerkung zufolge, nicht beſorgen durfte, von der Herzenskranken im Strom meiner Rede unterbrochen zu werden, ſtellte ich mehrere ſchöne Tiraden zuſammen, von denen einige geradezu auf's Herz, andere auf die Phantaſie, noch andere auf den Verſtand berechnet waren. Mit dieſem Geſchütz von dreifachem Kaliber hoffte ich ſchon etwas auszurichten, obſchon man die letzte der genannten drei Gaben den Liebenden nur in vermindertem Maßſtabe, und auch da nur in lichten Intervallen zugeſtehen will.

Für den Fall, als ich in der Kranken wider Vermuthen etwa ein höchſt alltägliches Geſchöpf finden ſollte, hatte ich auch eine Menge gangbarer ſchöner Redensarten in Bereitſchaft, die ich wie einen Phalanx gegen ihren gemeinen Schmerz wollte ausrücken laſſen. Da mich aber dennoch beim Nachdenken über das Sonderbare meiner myſtiſchen Sendung, je näher ich dem Ziele kam, der Muth immer mehr und mehr verließ, ſo fing ich an, zuerſt mir ſelbſt mit Salbung zuzuſprechen, was ich als eine gute Vorbereitung zum folgenden Zuſpruche betrachtete; denn wer ſich ſelbſt

nicht trösten und ermuthigen kann, ist auch für Andere ein leidiger Tröster.

Schüchtern klopfte ich jetzt an die Hausthür. Ehe mir aufgethan wurde, vernahm ich in der Nähe ein leises Lachgeflüster, welches mir in meiner salbungsreichen Stimmung sehr widrig klang. Darüber aufgebracht, klopfte ich stärker. Da öffnete sich die Thür, — und ein tausendjähriges, über alle Beschreibung häßliches, gespensterartiges Gesicht eines, der schrägen Haltung wegen unsichtbaren Körpers stand dem meinigen plötzlich und zwar so fatal nahe gegenüber, daß ich heftig erschrack, und der zierliche Eingang meiner Rede so tief in den Strom der Vergessenheit untertauchte, daß ich ihn, alles Suchens ungeachtet, nicht mehr finden konnte.

Ich zog daher, ganz mißmuthig, der Alten ein saures Gesicht, welches von ihr vollgewichtig erwiedert wurde. Übrigens schien sie in den Boden gewurzelt, und blieb in der Stellung, die nur den Todtenkopf sehen ließ, unbeweglich vor mir. Endlich erinnerte mich die, in einem Bogen mächtig weit vorspringende Nase an meine Tabaksdose, die ich ihr dienstfertig vorhielt. Augenblicklich war das Gesicht der Alten nicht mehr zu kennen, sondern eben so holdselig und leuchtend, als kurz vorher düster und scheusalhaft. Eine emporgehobene Knochenhand erschien mit fünf ellenlangen Fingern, schoß von oben herab, wie der Falk auf die Taube, und fuhr mit ihrer Beute triumphirend zur sehnsuchtsvollen Nase. Nun erst wagte ich nach Elisen zu fragen. Freundlich grinsend sagte das Gespenst in seiner Tabakverklärung: „Kommt doch nur herein, gnädiger Herr!“ —

Ich trat ſchweigend in's Zimmer. Die Alte ſetzte ſich, ohne von mir weitere Notiz zu nehmen, ſogleich an den Ofen, dem ſie ihr Geſicht vertraute. Auf meine wiederholte Äußerung, daß ich Eliſen zu ſprechen wünſchte, erwiederte ſie kurz und brummig: „Der gnädige Herr kann reden ſo viel er will; meine Frau redet aber nichts, denn ſie hat heute ihren ſtillen Tag.“

„Ein ſeltener Fall bei Frauen und Mädchen,“ ſagte ich „aber gerade deſto beſſer!“ — Die Alte ſchlotterte nun ganz verdrießlich in's Nebenzimmer, kam wider mein Vermuthen ſchnell zurück, ließ die Thür offen, und mich durchpaſſiren, mit den lakoniſchen Worten: „Dort liegt ſie!“ Nach dieſer, im alten Styl der Grabſchriften abgegebenen Äußerung trat ich in's Gemach. Es war von einer ſchwebenden Alabaſterlampe zu einer magiſchen Dämmerung erhellt. Auf einem griechiſchen Ruhebette lag die quäſtionirte Schöne, der ich als Engel mit dem Palmzweig erſcheinen ſollte.

In blendend weißem Gewand ſtrahlte ſie mich an, wie Eine, die, wenn nicht ſchon wirklich verklärt, doch wenigſtens auf dem nächſten Wege zur Verklärung iſt. Zum Überfluſſe lag über dem obern Theil des Körpers ein ziemlich dichter Schleier, vermuthlich deshalb, weil die Schmerzen der Liebe allein ſie ſchon ſo übermäßig quälten, daß ſie wenigſtens gegen die Qual der Fliegenſtiche ſich möglichſt ſchützen zu müſſen glaubte.

Matt und ſchwach erhob ſie nun ihr Haupt, deutete mir, mich zu ſetzen, und ſank ſprachlos wieder auf das Ruhebett zurück. Ich dachte jetzt darauf, meiner Stimme die

wohlklingendſte Klarheit zu geben, bediente mich aber, aus Schonung für die vorauszuſetzende Nervenſchwäche, dazu nur der edlen Humanität eines äußerſt leiſen Räuſperns.

Nun begann ich meine Exhortation damit, daß ich zuerſt den Zweck der ehrenvollen, troſt- und freudenreichen Sendung auseinander ſetzte. Dies machte den erſten Theil meiner Rede, nach deſſen Beendigung ich einige Sekunden inne hielt. Es herrſchte jetzt eine feierliche Stille, die nur durch einige Klagelaute der, von der laut ſchnarchenden Alten verunglimpften Luft unterbrochen wurde. Endlich that ich die Frage: ob ich ſo glücklich geweſen ſei, mich ihr vollkommen verſtändlich gemacht zu haben? — Sie nickte ein ſanftes Ja!

Ich bat nun um die Erlaubniß, dem Strom meiner Beredſamkeit ein weiteres Flußbette öffnen zu dürfen. Sie bejahte abermals ſchweigend. Nun gab ich ihr die Nachrichten preis, welche Emilie mir in der Stadt aufgeladen hatte, und erzählte alles Glorreiche, das ihr Geliebter gethan, und alles Schmerzliche, das er im Felde erlitten haben ſollte. Meine Bilder waren durchgehends ſo lebendig, ſchimmernd, und bis in die kleinſten Züge ausgemalt, als wäre ich bei jedem geſchilderten Ereigniſſe ſelbſt gegenwärtig geweſen. Ich glaubte dies keineswegs unterlaſſen zu dürfen, weil ich wußte, wie gierig die liebenden Mädchen in den Erzählungen von den Thaten ihrer Heroen ſelbſt die unbedeutendſten Nebenumſtände verſchlingen, und wie wichtig ihnen dann ſogar das Unwichtigſte erſcheint. Ich merkte bald, daß meine Rede auf ſie immer mehr und mehr Ein-

druck machte. Es zeigten ſich an ihr ſchon verſchiedene ziemlich raſche Bewegungen, worunter einige ſogar convulſiviſch zu werden drohten. Obſchon dieſer Beweis von der Kraft meiner Beredſamkeit mir allerdings ſehr ſchmeichelhaft war, beſchloß ich dennoch, ihr zuerſt einige Minuten zur Erholung zu gönnen, und dann über die ätheriſchen Saiten ihrer zarten Aeolsharfenſeele zephirleicht hinzugleiten.

Ich lieferte daher zuerſt eine kurze Theorie über das Weſen der Liebe, machte dann, grell und ſchnell, einige ſchwarze Pinſelſtriche von ihren Schmerzen und Leiden, aus deren nächtlichem Orcus ich mich in das Eliſium ihrer unausſprechlichen Wonnen und Seligkeiten empor hob, ſo daß mir ſelbſt ſchon das helle Thränenwaſſer in die Augen trat, und die ſtumme Schöne um ſo mehr auf's Neue mit Convulſionen drohte, weil ich bei dieſer Gelegenheit einige gar kühne, äußerſt gelungene Wortſpiele mit Eliſe, Eliſium, und eliſeiſch (eliſiſch), anbrachte.

Nun ſah ich ſchon, daß ich gewonnenes Spiel hatte, und an dem glücklichſten Erfolg meiner Sendung nicht mehr zweifeln dürfe. Ich beſchloß aber, aus Vorſicht dennoch das Äußerſte zu thun, und da ſie ſchon von den bloßen Wortſpielen ſo mächtig ergriffen war, jetzt vollends mit großen ſchneidenden Kontraſten auf ſie loszuſtürmen. Ich ſtellte daher Liebe und Haß, Zärtlichkeit und Gefühlloſigkeit, Schmerz und Wonne, Leben und Tod, immer dichter an einander, ſo daß Tag und Nacht mit unglaublicher Schnelligkeit in ihrer Seele wechſeln mußten.

Ich genoß auch bald das grauſame Vergnügen, zu be-

merken, daß Eliſe kaum mehr im Stande war, es länger auszuhalten, daher ich zum Epilog meiner Rede überzugehen beſchloß. Hier verließ ich das Reich des Idealen, und ermahnte die ruhende Schöne zur Liebe und Treue ihres Anbeters das vollſte Zutrauen zu hegen. Ich erhob dabei ſeine mir bekannten und unbekannten Eigenſchaften, und ließ endlich auch andere Seladons die Reihe paſſiren, die dabei ziemlich übel mitgenommen wurden. Über ſie Alle ſtellte ich jetzt das in Glorie ſtrahlende Bild des Geliebten hinauf, und hielt dabei eine ſehr rührende Tirade über häusliches Glück und eheliche Freuden. Um Alles recht anſchaulich zu machen, führte ich mich ſelbſt als Beiſpiel eines muſterhaften Liebhabers und künftigen Gatten an; da begann aber die Verſchleierte — zu meinem größten Erſtaunen, laut aufzulachen, lachte immer ſtärker und ſtärker, ſprang endlich gar vom Bette auf, — ich zugleich vom Stuhle, — und jetzt ſtürzte ſie auf mich los!

Meine Lage war ſchrecklich, denn, war dieſe Erſcheinung die Wirkung meiner Beredſamkeit, ſo durfte ich nicht zweifeln, Eliſe ſei darüber wahnſinnig geworden, ach! durch mich, der tröſten und ihre wunde Seele heilen ſollte! War ihr Lachen aber Spott und Hohn über meine rhetoriſche Kunſt, ſo mußte dies mich in Verzweiflung bringen. Ich blieb ſprachlos vor Zorn und Angſt, und mir verging Hören und Sehen. Beides ſtellte ſich erſt dann wieder ein, als ich in der — den Schleier plötzlich von ſich werfenden Eliſe — Emilien erkannte, die mir in dieſem luſtigen Abenteuer den erſten fröhlichen Beweis ihrer Liebe gab.

Als wir gleich nachher die Rückreiſe nach der Stadt antraten, glühte ihr Geſicht mit dem Abendrothe ſo in die Wette, als hätte ſie ein Verbrechen begangen, während das milde Feuer der Augen den Abendſtern zu einem Wettſtreit aufzufordern ſchien.

Haß und Liebe eines Doppelmenſchen.

Es wird wahrhaftig dem einfachen Menſchen oft ſchwer genug, ſich ſelbſt zu ertragen, — was denn auch wirklich eine Kunſt iſt, die Wenige verſtehen: um wie viel ſchwerer muß aber die Auflöſung dieſes großen Problems einem gedoppelten Menſchenweſen ſein, das zwei Köpfe hat, folglich: ſo viele Köpfe ſo viele Sinne; das ferner mit vier Augen weinen, mit vier Armen drein ſchlagen, mit vier Füßen in der Welt herum und aus ihr fort ſpaziren kann; das von jeder Freude und von jedem Schmerz die doppelte Doſis genießt, wo ſehr oft ſchon die einfache übermüthig oder muthlos macht; das endlich zwei Willen und ein Duplicat der Geſammtheit aller geiſtigen Vermögen, ſo wie aller Tugenden und Laſter in ſich hält.

Alles dies erlebten Peter und Paul, der als Natur- und Romanenſpiel exiſtirende Doppelmenſch, in ihrer — faſt immer uneinigen Einheit oder vereinigten Uneinigkeit. Es ging ihnen wie den Menſchen überhaupt, die einander um ſo mehr in die Haare gerathen, je näher ſie ſich durch die Verhältniſſe gebracht werden, und einander dann am ruhigſten laſſen, wenn ſie ſich nicht erreichen können.

Peter und Paul, mit der ganzen Duplik ihrer Leiber und Seelen, so wie ihrer widersprechenden Temperamente und Charaktere, lagen in dem Augenblick, da meine Erzählung ihrer Abenteuer anfängt, friedlich an und neben einander im Schlaf, bis zufällig Peter im Traum eine Ohrfeige austheilend, auffuhr, und über der Bettdecke plötzlich vier Augen mit schielender Verdrehung so lange blitzten, bis aus zwei Mundöffnungen ein schallendes Gelächter hervorbrach. Der Austheiler der Ohrfeige schlief aber mit lächelndem Gesichte ruhig wieder ein, indeß der Betheilte die Ohrfeige zum ersten Gegenstande seines Nachdenkens für diesen Tag, und zugleich auch zu einer modernen Charade machte. Da der letzte Vers, der schon ganz keck auf dem Papiere stand, noch keinen Reim, viel weniger einen Gedanken hatte, nahm Paul aus der Hippokrene seiner Taboksdose so vielerlei Begeisterungsprisen, daß er endlich nieß-te, und dadurch das Vergeltungsrecht ausübte am Peter, der, rasch auffahrend, gegen das Nießen und die Charaden heftige Invectiven ausstieß.

Unter mancherlei Ausfällen begann die verbündete Menschheit jetzt sich anzukleiden, Fuß für Fuß, Arm für Arm, in entzückender Einheit von Zeit, Ort und Handlung; allein — mit dem Ende des Frühstücks endigte sich auch die Einigkeit, denn Peter wollte eben so hastig zur Petronilla, der Geliebten seines Herzens eilen, als Paul zu Paulinen, dem Ziel seiner Wünsche. Nach langen Debatten ward durch den Friedensschluß endlich bestimmt, daß

heute Peter mit der Petronilla den zärtlichen Vorsitz haben sollte.

Sie trafen in aller Einmüthigkeit auf dem bestimmten Spaziroрte der Morgen-Schäferstunde ein; leider aber stand Petronilla in einiger Entfernung von Paulinen. Petronillens Arme thaten sich auf, den geliebten Peter zu empfangen; aber Peter schien plötzlich ganz petrificirt, als ein unverhofftes Gegengewicht ihn plötzlich hinderte, an Petronillens Herz zu sinken. Und das war auch ganz natürlich, denn auf der andern Seite stand Pauline, nach welcher Paul hinzog. So stand denn die Liebe ihnen allen gar unliebsam im Wege. Da gab der entbrannte Peter sich einen Machtschwung, wie ein Dichter, der sich in die Begeisterung par force hineinwirft, lag zu Petronillens Füßen, Paul über ihm mit den Füßen nahe an Petronillens Herzen, und Pauline stand nebenbei, den Peter, die Petronilla und ihre Liebe bitterböse recensirend.

Da Peters und Petronillens Zärtlichkeit in das abnehmende Viertel getreten war, Paul genug getobt und Pauline genug gekeift hatte, erhielt Paul-Peter wieder das Gleichgewicht: die doppelte Einheit stellte sich in Positur, und die liebenden Damen standen lachend den verbündeten Geliebten und sich selbst gegenüber. Dieser seltsame Doppelmensch Paul-Peter war eigentlich, wie ich zu vermuthen Ursache habe, ein verspätetes Produkt des blinden Heidenthums, und realisirte sich nach Jahrhunderten durch einen sonderbaren Zufall. Jupiter nämlich hatte einst aus langer Weile Plato's Schriften in die Hand genommen, schlug

auf, und begann, nach der Weiſe großer Herren, das nächſte beſte Blatt aus der Mitte zu leſen. Zufällig gerieth er auf die Stelle, wo Plato das poetiſche Philoſophem der Liebe aufſtellt, und dahin erklärt, daß der aus zwei Hälften beſtehende Menſch erſt dann ein ganzer geworden ſei, als die getrennten und ſich ſuchenden Hälften, Mann und Weib, ſich endlich fanden und vereinigten. Jupiter wollte ſogleich ein Experiment machen, ob die Theorie in der Praxis Stand halte, (denn er glaubte ſelbſt, an Juno nicht die zu ihm paſſende Hälfte bekommen zu haben,) ließ den Merkur rufen und befahl ihm, alſogleich zwei Menſchenhälften herbeizubringen und zuſammen zu ſetzen. Merkur war in der Vollziehung des Befehls — aus Spitzbüberei, ſchnell wie der Blitz; aber in dem Augenblick verwandelte Juno eine Geliebte ihres Gemahls in eine Bärin. Jupiter hierüber theils erſchrocken, theils entrüſtet, warf die zwei Hälften in der Verwirrung geſchwinde ſelbſt zuſammen, ohne ſie anzuſchauen, — und ſiehe da! die Rarität war fertig, denn der ſpitzbübiſche Merkur hatte dem Gott der Götter nicht, wie er verlangte, eine männliche und eine weibliche Hälfte, ſondern zwei männliche Hälften gebracht. Und ſo entſtand denn das Urbild von dem nachherigen Doppelweſen Paul-Peter.

Leider aber waren Beide von ganz entgegengeſetztem Naturell und Temperament, folglich unaufhörlich in Widerſpruch und Streit verflochten. Machte dies auch ihr nachbarlich-geſellſchaftliches Leben ſehr pikant, und die Unterhaltung, da es an Zank nie fehlte, ſehr lebhaft, ſo veran-

laßte es doch auch viele heftige Debatten, wobei die Erbitterung oft den höchſten Grad erreichte und es ein Glück war, daß ſie ſich viel zu nahe am Leib waren, um ſich recht an den Leib gehen zu können, andererſeits aber auch viel zu innig verbunden waren, um ſich, wie der Zorn ſie antrieb, nach Willkür trennen zu können. Der Zwiſt endigte gewöhnlich mit wechſelſeitig derben Vorwürfen über ihre Vereinigung, Abnormität und Abſurdität. Einer nannte den Andern eine miſerable Kreatur, und ſomit war jeder ruhig, und die Sache war abgethan.

Die Charaktere der beiden Herren waren aber aus folgenden Beſtandtheilen zuſammengeſetzt: Peter war ſanguiniſch-melancholiſch und liebte die Muſik, die der choleriſch-phlegmatiſche Paul ſo haßte, daß er zu heulen anfing, ſo oft Peter zur Guitarre ſang. Peter liebte den Tanz und jede Art der leichteren gymnaſtiſchen Uebungen, wogegen Paul die Ruhe für den glücklichſten Zuſtand des Menſchen hielt. Peter wurde eben ſo ſchnell beglückt und entzückt, als zerdrückt und verrückt; Paul dagegen kam ſchwer aus der Faſſung. War dies aber einmal geſchehen, dann konnte er auch eben ſo ſchwer wieder in's Gleichgewicht gebracht werden. Peter ſprach gern viel, Paul wenig; und Jener lachte, wo Paul mit den Füßen ſtampfte.

So entfernten ſich denn Beide, in moraliſch-intellectueller Hinſicht, mit jedem Tage von einander in eben dem Grade abweichend, als ſie in phyſiſcher Hinſicht immer mehr zuſammen wuchſen.

Eines Tages hatte Paul einen heftigen Streit mit Pau-

linen, die ihm, in einer Aufwallung erhabener Geſinnung, ſeinen Mangel an Selbſtſtändigkeit vorwarf, und ihm zugleich das Kapitel ihrer Liebe als geſchloſſen für immer und ewig erklärte.

Paul gerieth, nach einigen mißlungenen Reoccupirungs-Verſuchen in eine ſolche Verzweiflung, daß er, ohne alle Rückſicht auf ſeinen Nebenmann Peter, ſich zu tödten beſchloß. Er ging aber, weil es ihm voller Ernſt war, damit ſo heimlich zu Werke, daß Peter bis zum letzten Augenblicke gar nichts davon würde erfahren haben, hätte nicht Paul, ſeinen ſelbſtmörderiſchen Heroismus zu verſtärken, des Weines mehr als gewöhnlich zu ſich genommen, und bei der dadurch bewirkten Exaltirung im darauf folgenden Schlafe einen heftigen Monolog voll Invectiven gegen Paulinen, gegen die Liebe und das Leben gehalten, und dadurch ſein ganzes Vorhaben verrathen.

Kaum hatte Peter Paul's Entſchluß, ſich in's Waſſer zu ſtürzen, erfahren, als er ihn ſogleich ſchüttelte und rüttelte mit aller Macht, und damit ſo lange fortfuhr, bis Paul aus ſeinem ſchweren Wein- und Verzweiflungs-Zauberſchlaf erwachte, worauf Peter folgende Anrede begann:

„Ha, Verruchter! Elender! Unſeliger! Thu' mit Deinem Leben, was Du willſt! Was geht aber das meinige Dich an? Kannſt Du Dich wohl in's Waſſer ſtürzen, ohne daß ich nolens volens auch mit hinab müßte? Willſt Du Dich tödten, ſo thu' es auf eine Art, die Dir allein das Lebenslicht ausbläſ't, dann kümmert's mich wenig, oder wird *mir vielmehr* angenehm und ein Glück ſein, weil es mir

Selbſtſtändigkeit verſchafft; aber — in's Waſſer zu ſpaziren, weil Deine Geliebte Dir den Korb gab, dazu hab' ich keine Luſt. Bedenke doch, daß das Schickſal uns zwar beſtimmt hat, als Paul oder Peter und Compagnie zu leben, nicht aber wie die Dryade und der Baum zugleich zu ſterben."

„Und fändeſt Du es nicht romantiſch," erwiederte Paul mit ſtieren Augen, „durch den Doppeltod eines ſolchen Doppelweſens eine Doppelewigkeit von Nachruhm zu erreichen?"

„Ganz und gar nicht," ſagte Peter.

Paul. Dann biſt Du eine gemeine Seele.

Peter. In Einem Leibe, der uns Beiden zwar gemeinſchaftlich, aber doch nichts weniger als gemein iſt. Darum beſchwöre ich Dich, lieber Paul! laß ab von Deinem mörderiſchen Vorhaben! Du weißt ja doch, wie ſchön es klingt: Leben und leben laſſen! — Biſt Du gefühllos oder raſend, nun — ſo ſteh' ich in Deiner Gewalt, denn Du biſt die maſſivere Hälfte unſers Ganzen; und willſt Du durchaus Dich tödten — ſo tödte mich immerhin mit, denn ohne Dich kann und will ich ohnedies nicht leben! —

Dieſe hochherzige Aeußerung ging dem Paul zu Herzen; er ſchlug, in Rührung zerſchmelzend, die Arme zurück, und umfaßte den edlen Peter, ſo gut es ſein konnte, über dem Magen. „Wohl denn!" rief er in Extaſe, „ich will ſo ſterben, daß Du dabei mich überleben ſollſt. Nicht erſäufen will ich die zu meiner Dispoſition ſtehende Hälfte unſerer Dupplicität, ſondern erſchießen, und zwar von Dir gleichſam wegſchießen!"

Dies gab dem in Todesangſt zitternden Peter neuer-

dings einen Stich durch's Herz. Paul bemühte ſich zwar, ihm zu beweiſen, daß er durch das Erſchießen von der Doppelgeſtalt nur das wegnehme, was ihm eigen ſei; Peter dagegen ſuchte darzuthun, wie es in der Welt überhaupt nicht möglich ſei, etwas blos nach Belieben nur halb zu thun, ſondern daß es gar Vieles gebe, ja ſogar das Meiſte von der Art ſei, daß man es entweder ganz oder gar nicht thun müſſe. Drücke Paul nun gleich die Piſtolen nur auf ſeine Hälfte los, ſo könne die Kugel doch leicht durch ihn durch und in den Peter hinein fahren. Wie leicht ſogar könnte er, Peter, vor Schrecken über den Knall den Geiſt aufgeben!

Paul ſah die Gültigkeit dieſes Arguments ein, und ſtand endlich auch vom Erſchießen ab; dagegen aber erklärte er ſeinen unerſchütterlichen Entſchluß, Kriegsdienſte zu nehmen. Peter war zwar ſehr eingenommen für ein ſtilles und ruhiges Leben, da aber die ſchöne Pauline auf ihrer Liebesaufkündigung, folglich auch Paul auf ſeinem Lebensüberdruß verharrte, mußte er endlich doch nachgeben, und ließ ſich bewegen, dem nächſten Feldzuge beizuwohnen, weil Paul ihm klar und deutlich bewies, wie ſehnlich er die Laſt ſeines liebloſen Lebens abzulegen wünſche. Als eine Folge dieſes Lebenshaſſes wurde angenommen, daß Paul entſetzlich tapfer ſein müſſe, und ſich eben deshalb — ſowohl freiwillig als vertragsmäßig — mit ſeiner körperlichen Hälfte dem Feinde immer entgegen ſtellen werde und ſolle, indeß Peters zurückſtehende Hälfte durch Pauls vorſtehende Hel-

denhälfte gedeckt und geſchützt ſein würde. So zog denn Paul als Volontair in's Feld, und Peter wurde gezogen.

Das Intereſſanteſte, was nun erfolgte, iſt dieſes, daß Peter und Paul in die Schlacht gar nicht gekommen ſind, weil ſie ſchon beim Anfang der Schlacht davon liefen. Daran war aber nicht ihre Feigheit Schuld, ſondern Petronilla und Pauline, die herbeigeſchlichen kamen, und das militäriſch-volontäriſche Quatromano zur Flucht beredeten, indem ſie ſich verſöhnt, und mit dem beſagten ehemännlichen Dupplikat eine gemeinſchaftlich-verworrene Wirthſchaft zu führen dekretirt hatten.

Peter und Paul, durch den überraſchenden und rührenden Anblick erweicht, fingen an zu weinen und zu laufen, was ſie konnten, die künftigen Gattinnen hinter ihnen drein, ſie immer noch mehr antreibend. Aber — aber — Paul, der jetzt voraus keuchte, übereilte ſich, ſtolperte, fiel, ſtürzte auf den Kopf, der Kopf bricht ab und bleibt liegen, indeß Peter mit dem pauliniſchen Leib ohne Kopf ſo raſend fortlief, daß er das Schreien der Pauline und Petronilla erſt dann hörte, als er mit ihnen in die nächſte Herberge hineinſtürmte, um auf das Glück ſeiner Rettung zu trinken. Er trank nun auch ſo tüchtig, daß er nicht nur den Sinn für alles Andere in der Welt, ſondern ſogar die Beſinnung verlor, und in dem, aus dieſer Entſinnung hervorgegangenen Jubel ſo weit ging, daß er der Schlacht beigewohnt, mit der Armee den Sieg erfochten zu haben, und nun das wirkliche Siegesfeſt zu feiern glaubte. Paul's Kopf war aber, was Peter gar nicht wußte, weg! Uebrigens iſt

die Erſcheinung, daß zwei Körper nur Einen Kopf haben, eben nichts Ungewöhnliches, und man hat ſogar Beiſpiele, daß eine Menge von Körpern nur mit Einem Kopf verſehen ſind; ſo hat z. B. in manchem Collegium, in dem eine Herde von Schülern hockt, der Profeſſor allein einen Kopf, der für Alle denkt, und oft nicht einmal dieſer. Sind nicht ſchon ſo manche Bücher von Leuten ohne Kopf geſchrieben worden? Auch kannte ich ſelbſt wohlhabende Familien ohne Familienhaupt, und wieder andere Familien, an denen ich ſo lange keinen Kopf bemerkte, bis irgend ein Anderes ſagte: „Ja, der hat ſeinen eigenen Kopf!“ oder: „Der hat da nun wieder den Kopf verloren!“ u. ſ. w.

Es hat ſich wohl ſchon ereignet, daß irgend ein Autor ſein Werk, welches zuerſt in fünf Bänden oder Akten beſtand, weil es vom Publikum oder von den Recenſenten für zu breitgeſchlagen erklärt worden iſt, ganz unbarmherzig amputirte, und mit dieſer Operation ſo lange fortfuhr, bis aus fünf Bänden oder Akten deren drei wurden, und die neue lobende Recenſion dann erklärte, das Werk habe dadurch ſo ſehr gewonnen, daß man ſagen könne, die Hälfte ſei mehr als das Ganze.

Eine ſolche Amputation wurde jetzt auch an dem, mit überflüſſigen Gliedern überladenen petropauliſchen Doppelleib vorgenommen. Sie ging ſo glücklich von Statten, daß Peter wirklich nur mit zwei Füßen, einem Herzen u. ſ. w. daſtand. Daß er aber nur mit Einem Herzen daſtand, das war jetzt eben eine Fatalität für ihn, indem Petronilla und Pauline nun Beide auf dieſes einzige Herz Anſpruch mach-

ten. Da ſich Peter zu einer Ehe à la Graf von Gleichen durchaus nicht verſtehen wollte, kam es endlich zu einem förmlichen, äußerſt hartnäckigen und ſchwierigen Prozeſſe, worin Petronilla gegen die Paulina und den Peter, die Paulina gegen die Petronilla und den Peter, und Peter gegen die Petronilla und Paulina klagweiſe auftrat. Alle Advokaten wollten dabei zu thun haben, um in einem ſo unerhörten Fall die ganze Schneide ihres Scharfſinnes und das ganze Magazin ihres Corpus juris anzuwenden.

Petronilla ſagte in ihrer erſten Klagſchrift viel Schönes von den Vorzügen und der Seligkeit der erſten Liebe, die Einmal blüht und nicht wieder, erinnerte an ihr ehemaliges zärtliches Verhältniß mit Peter's Hälfte, an ihren älteren Anſpruch und das daraus folgende Vorrecht, und bemerkt, daß es ſogar der Billigkeit gemäß ſei, Denjenigen nun allein zu bekommen, den ſie ſo raſend liebte, daß ſie ſich aus Liebe zu ihm ſogar noch den Zweiten, nämlich den Paul, hatte gefallen laſſen u. ſ. w.

Pauline und ihr Anwald rückten dagegen mit anderen Waffen an, und behaupteten, die Sache hätte jetzt ein ganz anderes Geſicht bekommen, kraft deſſen Peter verpflichtet ſei, Paulinen ſtatt des von ihm wegamputirten Paul's zu heiraten, und ihr für den empfindlichen Verluſt dadurch Erſatz zu leiſten, denn Paul habe, da er beim Anfange der Schlacht immer voraus war, den Peter davon getragen und ihm alſo eigentlich das Leben gerettet. Petronillens Vertheidiger wandte dagegen ein: Paul ſei aus Feigheit geflohen, habe ſeinen Poſten verlaſſen, folglich nicht nur als Ausrei-

ßer den Tod verdient, ſondern nebſt dem Tode noch die Todesſtrafe, weil er, außer jenem Verbrechen, den gewaltſam davon getragenen Peter gleichfalls zu einer pflichtwidrigen Handlung zwang, und ihn ſogar mit dem ſchmählichen Verdacht einverſtändlicher Feigheit, Ehrloſigkeit und Pflichtvergeſſenheit belaſtete. — Pauline und ihr Anwald replizirten:

Es handle ſich hier nicht um den Beweggrund, der den Paul zur Flucht beſtimmte, ſondern um das trockene Factum, welches hier ein Werk der Liebe ſei. Paul ſei daher als ein Opfer der Liebe zu betrachten, und nicht nur für ſie, Pauline, ſondern auch für den Peter geſtorben, und als Opfer für den Peter, auch für die Petronilla, folglich müſſe Peter nun die Pauline heiraten. Sei Paul aber wirklich aus leidiger Feigheit davon gelaufen, ſo habe er nach dem Kriegsrecht den Tod verdient, und der durch Paul's Feigheit am Leben erhaltene Peter müſſe nun ſtatt des Erſteren erſchoſſen werden.

Peter erklärte dagegen, daß er, ſo wie die Sache nun beſtehe, weder heiraten noch erſchoſſen werden wolle, indem er ſein Leben, durch die Einwilligung zum Kriegsſtande, ſelbſt für den Paul dem Tode ausgeſetzt habe, kein Menſch aber zweimal zu ſterben gezwungen werden könne; eine Doppelheirat wäre aber noch ärger als der Tod.

Aus dieſer Aeußerung iſt deutlich zu erſehen, daß Peter zum Islamismus nicht die geringſte Dispoſition hatte.

Uebrigens, fuhr er fort, könne er, unter den jetzigen

Umständen, weder beide Damen zugleich, noch auch eine einzelne von ihnen heiraten, da, bei der unauflösbaren Verworrenheit der Sache, und bei der großen Verschiedenheit der Meinungen, das Recht, welches er allenfalls der Einen widerfahren ließe, gar leicht ein Unrecht gegen die Andere werden oder scheinen könne.

Die Parteien wurden im Verlaufe des Prozesses immer hitziger, die Anwälde immer beredter, die Richter immer einsilbiger. Paulinens Beziehung auf das Kriegsrecht machte die Geschichte noch verwickelter.

Ich bemerke dabei nur das Einzige, daß es für einen Regenten oder Feldherrn eben nicht übel wäre, wenn er eine Armee hätte, die aus solchen militärischen Doppelleibern bestände, so daß man, wenn eine Kugel der Vorderhälfte den Kopf abschlüge, den Mann nur auf die andere Seite umzukehren brauchte, folglich in Reih' und Glied durch den Tod des Vordermannes gar keine Lücke entstände.

Um nun einmal zum Schlusse zu kommen, sage ich mit wenigen Worten, der Ausgang dieser höchst abenteuerlichen Doppelbiographie und Quadrupel-Allianz war der, daß der höchst seltene Prozeß so lange dauerte, daß Peter's beide schöne Gegentheile und respektive Ehestandsprätendentinnen früher ihren Geist als ihre Ansprüche aufgaben, und Peter nicht den Prozeß, sondern nur das Leben verlor, wornach das Tribunal die Streitsache, wegen Mangel an Klägern und Beklagten, zum großen Leidwesen sämmtlicher Anwälde, als unentschieden auf sich beruhen ließ.

Der Reſt des nach Abzug der Prozeßkoſten gebliebenen Verlaſſenſchafts-Vermögens wurde als Preis für die wichtigſte Geſammt-Grabſchrift beſtimmt, — ob auch erhalten? das weiß man nicht.

Honig beſiegt den Heldengeiſt.

Eine Geſchichte aus der lappländiſchen Heroenzeit.

Hacho, Fürſt der Lappen, war einſt der berühmteſte aller Nordlandshelden. Er vereinigte mit ſeiner Tapferkeit eine ſo ungeheure Leibesſtärke, daß er die ſchwerſten Eiſenmaſſen leicht wie Spielbälle emporwarf, und die herunterfallenden mit einer Hand auffing. Aus ſeinen Augen blitzte eine ſo durchdringende, ſinneverwirrende Kraft, daß die Feinde oft vor ſeinem Anblick erſtarrten, und das erhobene Schwert der Hand entglitt, ehe ſie den erſten Streich führten.

So weit Hacho über alle Helden emporragte, eben ſo ſehr übertraf er durch Klugheit die Klügſten. Er kannte ſein Volk, und wußte daher auf dasſelbe zu wirken. Als einige Hundert der Seinigen einſt, ihrer ewigen Eiswüſten überdrüßig, auswandern, und ein milderes Klima ſuchen wollten, hielt er eine gewaltige Rede, in welcher er ihnen all' das Ungemach vorſpiegelte, dem die morgenländiſchen Völker in ihren anmuthigen und fruchtbaren Ländern ausgeſetzt ſeien; ſo z. B. würden dieſe Unglücklichen in jeder Nacht von den fürchterlichſten Träumen gequält, die von böſen Geiſtern herrühren; die jenen Ländern zu nahe Sonne gehe

mit einem ſo entſetzlichen Getöſe auf und unter, daß die Leute, davon betäubt, wie todt niederfallen und einige Stunden in Ohnmacht liegen. Fiſche und Rennthiere, Tabak und Branntwein, die beſten Güter des Menſchen, ſeien außer Lappland nirgends zu finden.

Der Zug unterblieb, und das eisbedeckte, armſelige Lappland erſchien den Getäuſchten nun als ein halbes Paradies. Unter Hacho's Tugenden nahm auch die Mäßigkeit einen vorzüglichen Platz ein. Er genoß keinen Tropfen Branntwein, wenn die Andern zechten und ſchwelgten; er trank nur Waſſer, aber auch dieſes nie aus einem bemalten Becher. Auf gleiche Weiſe bediente er ſich niemals einer Streitaxt, deren Handgriff mit Kupferplatten belegt war.

Einſt verirrte ſich Hacho auf der Wolfsjagd in einem dicken Walde. Schon fing's zu dunkeln an, und noch zeigte ſich kein Ausweg. Matt von den Beſchwerden des ganzen Tages, von Durſt und Hunger zugleich gequält, erblickte er endlich einen hohlen Baum mit einem Vorrath von Honig. Hacho hatte bisher den Genuß der ſüßen Speiſen verſchmäht. Jetzt zwang ihn die Noth, davon zu eſſen, und er fand das neue Gericht ſo köſtlich, daß er es gierig verſchlang, und nach ſeiner Zurückkunft zum Schluſſe jedes Mittagsmahls Honig aß.

Mit dieſem Honiggenuſſe fing nun eine neue Periode in Hacho's Leben an. Die einfache Koſt behagte ihm nicht mehr, ſeine Zunge wurde immer lüſterner nach feineren Speiſen. Er ließ, dem Reize der Gaumenluſt mit jedem Tage mehr fröhnend, ſeltene Früchte, Vögel, Fiſche u. dgl.

aus fernen Ländern kommen. Ganz beſonders mundeten ihm die fremden Weine; der ſüße, feurige Nektar wurde ihm bald zum täglichen Bedürfniſſe. Er lebte nun fortan im Zuſtande einer beinahe ununterbrochenen Exaltation der Schwelgerei, die ſich ſelbſt ſo ſteigerte, daß er ſeine Gemächer mit wohlriechendem Holze durchräuchern ließ, die weichſten Stoffe zu ſeiner Bekleidung nahm, und ſeinen Helm mit Rennthierzähnen ſchmückte. Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß bei dieſer Lebensweiſe Hacho's Muskelkraft abnahm, das Feuer des Heldenmuths erloſch, und der Ehrgeiz nach rühmlichen Großthaten in dem Grade verſchwand, daß ſein früheres einfaches, aber thatenreiches Leben ihm als die lächerliche Thorheit eines rohen Menſchen von beſchränktem Kopfe erſchien.

Als Hacho nun in dieſem Zuſtande von Ruhe, Weichlichkeit und Vergnügen immer tiefer ſank, immer entnervter und geiſtesmatter wurde, überraſchte man ihn eines Morgens mit der Nachricht einer böſen Vorbedeutung, welche darin beſtand, daß Eulen und andere Nachtvögel das Oel der Lampe im Tempel des Odin ausgetrunken hatten. Hinter dieſem Schreckensboten ſtürzte ein anderer herein und verkündete, der König von Norwegen ſei mit ungeheurer Heeresmacht in Lappland eingefallen.

Hacho, hiedurch aus ſeiner wollüſtigen Betäubung aufgeſchreckt, ſammelte die wenigen ſchwachen Funken vom erloſchenen Feuer ſeines vormaligen Heldengeiſtes, und führte ſeine Schaaren gegen den Feind. In der Nähe desſelben Waldes, wo Hacho's Verirrung auf der Jagd die noch grö-

ßere Verirrung auf ſeinem Lebenspfade verurſacht hatte, kam es zum Treffen. Hacho kämpfte nicht ſo tapfer, wie ſonſt; ſein Beiſpiel und das ſeit längerer Zeit verlorene Zutrauen wirkte höchſt nachtheilig auf den Muth der Seinigen. Mehrere ergriffen die Flucht, Andere zogen ſich in den ominöſen Wald zurück.

Der König von Norwegen verfolgte den weichenden Hacho. So kamen Beide bis zu dem hohlen Baume, wo Hacho den unheilbringenden Honig genoſſen hatte. Hier begann ein nothgedrungener Zweikampf. Hacho, des Kämpfens entwöhnt, fühlte ſich bald ermattet, fiel zu Boden, und der Gegner ſtieß ihm das Schwert in die Bruſt. Sterbend rief er ſeinem Gegner die Worte zu: „Rühme Dich nicht! Nicht Du haſt mich beſiegt, ſondern der Honig, den ein böſes Schickſal zu meinem Verderben mich einſt an dieſer Stelle finden ließ! Ich ſterbe hier, wo der Held ein Weichling ward!“

Das Unglück gelehrter Eitelkeit.

Eine perſiſche Geſchichte.

Während einer nicht unbedeutenden Reihe von Jahren galt die berühmte Weisheitsſchule zu Baſſora für die echte und einzige Quelle aller Kunſt und Wiſſenſchaft. Die männliche Jugend des geſammten Aſiens beeilte ſich, aus dieſer Quelle zu ſchöpfen, weil jeder Jüngling hoffen konnte, da-

ſelbſt, wenn auch nicht weiſe, wenigſtens ſo naſeweiſe zu werden, daß er es wagen konnte, den älteſten Weiſen, der aus einer anderen Quelle getrunken hatte, mit einem mitleidigen Lächeln über die Schulter anzuſehen.

Zu jener Zeit hielt ſich daſelbſt auch ein junger Perſer, Namens Gelaleddin, auf. Er war eben ſo ſchön, als liebenswürdig, eben ſo talentvoll, als unermüdlich in ſeinem Fleiße; er liebte die Ordnung, ohne ein Pedant zu ſein, und der Durſt nach Kenntniſſen war die einzige Leidenſchaft, welcher er ſich ganz dahin gab. Edelſinn, feine Sitte und ſeltene Geiſtesbildung machten ihn bald zum Orakel ſeiner Mitſchüler und zum Liebling aller Lehrer. Er hatte kaum ſeine Studien vollendet, als man ihm ſelbſt ſchon ein Lehramt übertrug. Sein Hörſaal ward bald der beſuchteſte von allen. Nun erwachte in dem Bewunderten der Ehrgeiz, und flüſterte ihm zu:

„Gelaleddin! willſt du dich hier lebendig begraben? Willſt du nur in den Sälen des Unterrichtes vor bornirten Gaffern und Horchern die Stimme der Weisheit ertönen laſſen? Willſt du in dieſer gelehrten Einöde Verzicht leiſten auf die Genüſſe des Anſehens, der Macht, des Reichthums und der Schönheit? Kehre zurück nach Tauris, wo Perſiens großer Beherrſcher in der Fülle ſeiner Herrlichkeit thront! Dein Ruhm wird vor dir herfliegen; Verwandte und Freunde werden dir entgegen jubeln. Die deinen Ruhm vorherſagten, werden mit dir triumphiren, und die dich einſt mit Geringſchätzung behandelten, werden beſchämt ihr Haupt vor dir zur Erde neigen. Neugierige und Ehrgeizige werden

ſich in dein Haus drängen, die Erſten des Reiches werden dich an ſich ziehen, deiner Weisheit horchen, deinen Ruhm bis an die Stufen des Thrones tragen, und der Schach wird dich mit Würden und Schätzen überhäufen."

Dieſer Aufruf des raſtloſen Dämons wirkte auf den über ſich ſelbſt entzückten Gelaleddin ſo mächtig, daß weder die dringenden Bitten, noch die vortheilhafteſten Anträge ſeiner Schüler und Verehrer ihn zurückzuhalten vermochten. Nach wenigen Tagen kam er, reich an Weihrauch, aber arm an Geld, in der Hauptſtadt Perſiens an, fand in den Straßen, durch welche er im Vorgefühle ſeines nahen Triumphes ritt, ein Gewühl von Menſchen, und zweifelte nicht, daß wenigſtens ein beträchtlicher Theil derſelben den berühmten Mann in ihm erkennen und ehrfurchtsvoll begrüßen werde; aber — auch nicht Einer von Allen, die da kamen und gingen, ſaßen und ſtanden, bemerkte den Ankömmling. Schon hier erwachte in Gelaleddin's ſtolzem Gemüthe die erſte bittere Empfindung der gekränkten Eitelkeit; er verſüßte ſie indeß durch die vorgeſpiegelten Bilder des jubelreichen Empfanges, der ihn zunächſt im väterlichen Hauſe erwarte. Aber — bald zeigte ſich die zweite getäuſchte Hoffnung! Der Vater, ehemals ein ſehr wohlhabender Handelsmann, war verarmt, und lebte nun mit ſeinen vielen, noch unverſorgten Kindern in Dürftigkeit. Gelaleddin fand daher ſtatt des erwarteten Jubels nichts als Elend und Betrübniß, die ſich noch vermehrten, als die darbende Familie vernahm, daß der neue Gaſt, ſtatt Hülfe zu bringen, Hülfe zu ſuchen, und dem Hauſe eine neue Laſt aufzubürden gedenke.

Gelaleddin hielt den Eltern, Brüdern und Schweſtern die zierlichſten Reden, in welchen er einen Reichthum von philoſophiſchen Troſtgründen und einen Schatz von Beiſpielen aus dem Gebiete der älteren und neueren Geſchichte entwickelte; aber — die Blumen der Beredſamkeit waren keine Speiſe für leere Magen, und die ſchönſten Troſtgründe erſchienen den Darbenden nur als ſchimmernde, ſchnell erlöſchende Leuchtkugeln in der Nacht des Jammers. Der Redner ſprach zu tauben Ohren, und das Elend blieb wie es war.

Gelaleddin gab indeß ſeine roſenfarbenen Hoffnungen nicht auf, und erwartete mit täglich ſteigender Zuverſicht, daß das Gerücht ſeiner Ankunft ſich in der Stadt verbreite, wornach denn die Beſuche der Gelehrten und die Einladungen der Großen ſich drängen würden; als aber dieſes nicht geſchah, entſchloß er ſich, der lahmen Fama und ihrer zerbrochenen Trompete großmüthigſt zu Hülfe zu kommen, und beſuchte fleißig alle Orte öffentlicher Zuſammenkunft, wie auch alle Beluſtigungsplätze. Es gelang ihm nun allerdings, ſich bekannt zu machen, ja ſelbſt ein Gegenſtand des Stadtgeſpräches zu werden, indem er durch Suada, Kenntniſſe und Scharfſinn im Diſputiren die geiſtreichſten und beredteſten Gegner zum Schweigen brachte. Dadurch erreichte er aber leider nichts Anderes, als daß die Beſchämten ſeine heimlichen Feinde wurden, und die Minderbegabten ihn wohl bewunderten, dem ihnen Ueberlegenen aber ſcheu aus dem Wege gingen.

Da nun auch dieſe gelehrten Productionen die gewünſchten Wirkungen nicht hervorbringen und die Einladungen der

Großen noch immer nicht erſcheinen wollten, ließ Gelaleddin ſich herab, die Veziere um irgend ein, ſeinen ſeltenen Eigenſchaften angemeſſenes und zugleich einträgliches Amt zu bitten. Er zweifelte nicht, daß man das Anerbieten gierig aufnehmen werde, that aber auch jetzt einen Fehlſchluß. Der Eine bedauerte, daß eben jetzt keine paſſende Stelle vakant ſei, der Andere betheuerte, daß er bei jeder Gelegenheit eines ſo eminenten Talentes eingedenk ſein wolle; der Dritte erklärte in den gewählteſten Ausdrücken, nur der Schach allein ſei im Stande, einen ſolchen Kometen am Himmel der Wiſſenſchaft nach Verdienſt zu belohnen. Einen ſtarken Kontraſt gegen dieſe Aeußerung bildete die Antwort des Großveziers, der dem jungen Weltwunder der Weisheit ganz trocken in's Geſicht ſagte, ſolche Kraftgenies ſeien in Staatsämtern wenig zu gebrauchen.

Das Einzige, was ihm noch zu Theil wurde, waren mehrere Einladungen zu den wohlbeladenen Tafeln der Vornehmen und Reichen, wo er denn die Raketten der Vielwiſſerei und des Witzes hoch und unaufhörlich ſteigen ließ. Eben dieſes Uebermaß bewirkte aber auch hier bald eine Ueberſättigung, und er bemerkte zu ſeinem größten Leidweſen ſehr bald, daß er an dem nämlichen Orte ſelten zum zweiten Male, nirgends aber zum dritten Male geladen wurde.

Mißmuthig im höchſten Grade, kehrte er endlich wieder nach Baſſora zurück, um ſich mit dem Weihrauche, welchen man ihm dort zu ſtreuen pflegte, zu begnügen. Leider ſchlug aber nun auch dieſe Erwartung fehl, denn die Nach-

richt von der in Tauris erhaltenen Geringſchätzung und von den ſchmählich geſcheiterten Planen ſeines unklugen Ehrgeizes war ihm vorangeeilt; man ſchämte ſich, dem ſeiner Glorie beraubten Wundermann vormals eine ſo übermäßige Verehrung bezeigt zu haben, und Gelaleddin mußte endlich noch froh ſein, eine Stelle mit einem mäßigen Einkommen zu erhalten, um ſtatt der erträumten Schätze das beſcheidene Glück der goldenen Mittelmäßigkeit zu genießen.

Tquaſſou und Kuonmquaiha.

Eine hottentotiſche Geſchichte.

Tquaſſou, der Sohn des Kqvuſſou, Beherrſcher der Hottentoten, ſtammte von N'oh und Hingn'oh, die aus dem Monde herabgefallen waren, ab. Seine Tapferkeit und Thätigkeit waren die Gegenſtände der allgemeinen Bewunderung. Seine Schnelligkeit glich dem Strome, der in einen Abgrund ſtürzt. Er holte den wilden Eſel auf ſeiner Flucht ein; ſeine Pfeile brachten den Adler aus den Wolken zur Erde; ihm erlag der Löwe, und ſein Speer trank das Blut des Rhinoceros. Er ſenkte ſich bis auf den Grund des tiefſten Gewäſſers, und ſchlug ſich mit den Wellen im Sturme; er zog See-Ungeheuer aus ihren Höhlen und plünderte die Korallenbeete.

Von Kindesbeinen an in Kämpfen aller Art abgehärtet, blieb die Liebe ihm fremd in dem Grade, daß ſelbſt

die Reizendſten unter den dicklippigen und plattnaſigen Schönheiten ſeines Vaterlandes es nicht vermochten, auf ſein eiskaltes Herz den geringſten Eindruck zu machen.

Eines Tages brachten keuchende Boten dem Tquaſſou die Nachricht, daß ein Tiger in der Gegend rings umher Menſchen und Thiere zerreiße und morde. Tquaſſou ergriff ſogleich mit der ruhigſten Miene ſeinen Bogen von Olivenholz, ſprang, den Bedrängten zu Hülfe eilend, wie ein Rehbock über die Berge, und kam eben zurecht, als das raſende Ungethüm mit ſeinen grimmigen Tatzen ein Mädchen ergreifen wollte, ſchoß der blutlechzenden Beſtie einen vergifteten Pfeil in's Herz, und ſtreckte die mordſchnaubende todt zu Boden.

Das befreite Mädchen warf ſich dem Retter zu Füßen, und bedeckte ihr Haupt mit Staub, um ihren Dank auszudrücken; aber wie erſtaunte der ſonſt ſo gefühlloſe Tquaſſou, geblendet von der Schönheit der Dankbaren, die ſich nun von der Erde emporhob! Die glänzende Rabenſchwärze ihres holden Geſichtes, der plattgedrückte Naſenknorpel, die kleinen ſtechenden Augen und die borſtigen Haare erfüllten ihn mit Entzücken. Knonmquaiha (ſo hieß das reizende Weſen) war die Tochter des Feldherrn Kouquequa, der ſie mit aller ihrem zarten Geſchlechte gebührenden Sorgfalt erziehen ließ. Sie wurde mit nichts als Schafmilch, Straußeneiern und Eingeweiden wilder Ziegen genährt.

Tquaſſou, nachdem ſeine bewundernden Augen lange auf ihren Reizen verweilt hatten, umarmte, von Begeiſterung ergriffen, die Sohlen ihrer Füſſe, zerriß dann [illegible]

legten Tiger, nahm das Zwergfell heraus, hing es, zum Beweiſe ſeiner liebevollen Huldigung, um den Nacken der vor holder Scham noch ſchwärzer werdenden Schönen, zog endlich dem Thiere die Haut ab, und ſandte ſie dem Vater der Geliebten mit der Bitte, das ebenholzene Töchterlein ihm zur Gattin zu geben.

Der erſte Abend des nächſten Vollmonds wurde zur Vermählung beſtimmt. Die Pracht, in welcher der Bräutigam erſchien, ſetzte alle Anweſenden in Erſtaunen. Ueber ſeine Schultern hing ein Mantel von wilden Katzenfellen; an den Füßen prangten Sandalen von Elephantenhaut; eine Mütze von gefleckтem Pantherfell ſchmückte ſein Haupt; die Gedärme umwanden ſeine Hüften und die aufgeblaſene Blaſe flatterte, rückwärts an ſein Haar befeſtigt.

Aber — nicht minder ſchön geſchmückt — zeigte ſich Knonmquaiha. Sie beſtrich ſich, in der Mittags-Sonne ſtehend, den ganzen Leib mit einem Firniß von Ziegenfett und Kienruß, und bepuderte die ſchmeergetränkten Locken mit feinem gelben Sand. Ihr Antlitz, wie Ebenholz glänzend, war mit rother Erde beſprengt und glich dem ſchwarzen Schleier der mit Sternen beſäeten Nacht. Aſche und übelriechender Kräuterſtaub bedeckte verſchwenderiſch alle Glieder. Kühdärme ſchlangen ſich, ein anmuthiges Labyrinth, um Arme und Füße; am dicken Halſe aber prangte, dem größten Diamanten gleich, der Magen eines, in der Blüte ſeines Lebens geſchlachteten Bockes. An den Schultern ſaßen Straußenflügel und die Schönheit des ganzen Brautanzuges vol-

lendete eine, aus zottigen Löwenohren zuſammengeſetzte goldbraune Schürze.

Die zum Hochzeitfeſte geladenen Häupter der Hottentoten hockten ſich im Halbkreiſe auf den Boden, und ſteckten ihre Köpfe, zum Zeichen der tiefſten Ehrfurcht, zwiſchen die Knie. In der Mitte ſaß Tquaſſou mit ſeiner dunklen Braut auf Kiſſen von Kuhdünger. Eine Art von Keſſelpauke und Maultrommel begleitete die Hochzeitgeſänge ſo traurig, ſo dumpf, ſo ein- und mißtönig, daß ein Europäer darüber in Thränen oder in Verzweiflung ausgebrochen wäre.

Schon hatte der Mond ſeit der pompöſen Vermählungsfeier zweimal ab- und zugenommen, als man, zum allgemeinen Erſtaunen, ein ganz fremdartiges Weſen, mit einem Gefolge von ähnlichen Weſen, die ſich unlängſt in der Nähe des Hottentotenlandes angeſiedelt hatten, ankommen ſah. Die vornehmſte dieſer, wie aus den Wolken gefallenen Figuren war, Geſicht und Hände ausgenommen, ganz in bunte Gewänder eingehüllt. Vergebens ſchoß die Sonne ihre glühendſten Pfeile auf ihre Haut; die Farbe blieb weiß, das Haar blond, hochroth Wang' und Lippe. Die Sprache des aus den Wolken gefallenen Sprechers verſtand Niemand, bis endlich ein bei europäiſchen Anſiedlern gefangen geweſener Hottentot als Dolmetſch auftrat und dem Tquaſſou meldete, der Fremdling heiße Mynheer van Snikerſee, und ſei von ſeinen Landsleuten geſendet, um wegen einer Vergrößerung ihrer Pflanzungen mit den Hottentoten zu unterhandeln, das heißt, mit der beſcheidenſten Artigkeit um dasjenige zu bitten, was ſie, im Falle es verweigert

mit Gewalt der Waffen auf eine ihnen ſehr unangenehme Weiſe zu nehmen ſich genöthiget ſehen würden.

Tquaſſou, berühmt wegen ſeiner ungeheuern Humanität, behandelte die Wilden (ſo pflegten die Hottentoten uns Europäer zu nennen) mit bezaubernder Holdſeligkeit, das heißt, er verſprach ihnen Vieles, was er keineswegs zu erfüllen geſonnen war. Er ſelbſt ſetzte das Capo der Geſandtſchaft auf eine Decke von Schaffellen, mit Fett reichlich beſchmiert, und kochte ihm eigenhändig die Eingeweide der fetteſten Strauße und Elephanten in ihrem eigenen Blute. Der erkenntliche Fremdling unterrichtete dagegen den edeln Tquaſſou in den Sitten der Wilden, das iſt: der Europäer, und unterhielt ihn oft mit phyſikaliſchen Experimenten, indem er aus einer engen Röhre Feuer hinausprallen ließ, welches dann die Luft mit einem Donnerknalle durchflog, und irgend einen gemeinen Hottentoten ſo gewaltig zu Boden ſchlug, daß er gewöhnlich vor Erſtaunen das Wiederaufſtehen vergaß.

Nicht minder eifrig und galant bemühte ſich Mynheer, der liebenswürdigen Knonmquaiha gefällig zu ſein. Er umſchlang ihr rabenſchwarzes ſtruppiges Haar mit goldenen Schnüren, ihre rabenſchwarzen Arme mit Silberſpangen, ihren rabenſchwarzen Nacken mit leuchtenden Glasperlen. Manchmal bewirthete er ſie mit den feinſten Liqueurs, die das Herz der ebenholzenen Dame mit Luſt, und ihre Augen mit Blitzen erfüllten, ja, er lehrte ihr ſogar ein mit dürren Blättern angefülltes Gypsröhrchen entzünden, und Rauchwölkchen zwiſchen den Korallenlippen hervorblaſen. Nach

Verlauf eines Monats wurde der Fremdling, reich beſchenkt mit Elephantenzähnen und — Verſprechungen, entlaſſen. Die ſchöne Knonmquaiha war von der zierlichen Abſchiedsrede des galanten Mynheer, von welcher ſie kein Wort verſtand, ſo ergriffen, daß ſie einige ſchwarze Thränen aus den blitzenden kleinen Augen über die platte Naſe herabgleiten ließ.

Tquaſſou biß ſich in die Unterlippen, und Mynheer konnte ein ironiſches Zucken der Oberlippe nicht ganz verbergen.

Als die Geſandtſchaft abgereiſ't war, lebten Tquaſſou und ſeine Gattin wieder in der vollkommenſten Eintracht, und baten den großen Gounja Ticquoa, welcher den Mond anzündet, um baldige Beglückung mit einem Erben der Stämme N'oh und Hingn'oh. Bald zeigten ſich die Spuren der erhörten Bitte, ach, nur zu bald!

Knonmquaiha erhielt von nun an die ausgeſuchteſte Koſt: friſches Kälbergedärm und Milch von wilden Eſeln; auch bereitete man ihr ein Lager von köſtlichem Elephantendünger. Als die ſchickſalsvolle Stunde der Entbindung herannahte, erhob ſich ein Sturmwind mit furchtbarem Geheul; die Gebirge widerhallten von Donnerſchlägen, und ſchwarze Wolken verhüllten den Mond. Plötzlich erſcholl das Zeter- und Jammergeſchrei, Knonmquaiha habe ein Ungeheuer zur Welt gebracht, der unglückliche Sprößling der ſchönſten ſchwarzen Eltern gewähre den ſcheußlichen Anblick der häßlichſten weißen Farbe.

Vergebens wuſch man das kleine Ungeheuer mit Milch

ſaft, vergebens legte man es in die ſchwärzende Sonnenglut, vergebens beſtrich man es mit dem Fett ſchwarzer Thiere,— das Unglückskind behielt die abſcheuliche weiße Farbe. Nach langem Nachſinnen, wie dieſes fatale Spiel der Natur zu erklären ſei, gerieth ein hottentotiſcher Weltweiſer endlich auf die Bemerkung, dieſe Erſcheinung ſei das Werk des böſen Geiſtes Cham-ouana, deſſen Einfluß die Phantaſie der guten Knonmquaiha, mit der verabſcheuten weißen Farbe des Mynheer van Snikerſee bekleidet habe.

In Folge dieſer weiſen Präſumtion, wurde die ſchwarze Mutter und ihr weißer Sprößling von den Richtern mit hottentotiſch-grauſamer Strenge zum Tode verurtheilt, und zwar zu einem gräßlichen.

Der kleine Weltbürger wurde nämlich in einem Walde an einen Baumaſt, den Kopf abwärts hängend, angebunden und den wilden Thieren zur Speiſe überlaſſen. Knonmquaiha aber, als die vom böſen Geiſte Cham-ouana in der Geſtalt des Mynheer van Snikerſee Verführte ward in einen Kreis von Männern, mit Knitteln bewaffnet, geſtellt; Tquaſſou mußte ſich, den Landesgeſetzen gemäß, die traurige Pflicht gefallen laſſen, den erſten Todesſtreich auf ſie zu führen. Dreimal hob der Unglückliche den Arm, dreimal ſank der Arm kraftlos. Endlich gab ihm die Verzweiflung die Kraft zum Schwunge, und der Knittel traf die platte breite Naſe, die ihn beim erſten Anblick der Schönen bezaubert hatte. Sogleich fiel ein Hagelregen von den Knitteln der Uebrigen zermalmend auf den Leib der Unglücklichen, die ein Opfer des böſen Geiſtes ward.

Der zerſchmetterte Körper wurde in eine Rhinoceroshaut eingenäht und in's Meer geworfen. Der troſtloſe Tquaſſou beſtieg einen Felsgipfel, von dem er in die Tiefe des Flutengrabes hinabſtarrte. In einer Nacht, da er, mit den Wölfen wetteifernd, zum Mond aufheulte, trugen die Wellen den Rhinoceros-Sarg der unglücklichen Knonmquaiha daher. Dreimal ſchrie der wehklagende Tquaſſou: „Bo! bo! bo!" Mit dem dritten: Bo! ſprang er in's Meer.

Die Rhinoceroshaut öffnete ſich und nahm den armen Tquaſſou in ihren dunklen Umfang auf. Das Volk glaubte, den Verſchwundenen habe der Mond aufgezogen. Noch jetzt lebt das Andenken an das unglückliche ſchwarze Ehepaar in den Herzen der Hottentoten, deren Hochzeitgeſänge ſeit der Zeit mit dem Wunſche ſchließen:

Glücklicher als Tquaſſou ſei der Gatte!
Keuſcher als Knonmquaiha ſei die Gattin!

Wanderungen unter Schutt und Trümmern, Staub und Asche.

I. Die Kynast-Burg.

Beim Lichte besehen, ist wohl eigentlich unser ganzes Leben eine Reise durch Schutt und Trümmer, Staub und Asche. Dabei hat jeder Mensch seinen Reisegefährten, der Eine das Glück, der Andere das Unglück; der Eine den Frohsinn, der Andere den Trübsinn, der Eine den Reichthum, der Andere die Armuth; der Eine die Gesundheit, der Andere ein organisches Gebrechen, der Eine Phantasie und Gemüth, der Andere Verstand und Klugheit. Leicht reiset man und schnell auf der Eisenbahn, noch leichter und schneller im Luftballon der Einbildungskraft, der kräftigsten aller Dampf- und Flugmaschinen.

Komm, lieber Leser, und theile mit mir die Reise-Manie unserer Zeit! Wir besuchen die Reste der Vorwelt, und klettern unter den Burgruinen des Mittelalters herum. Jetzt sind wir in Schlesien.

Ich halte Rasttag bei dem Dörfchen Hermsdorf. Es lehnt sich an den Fuß des Berges, auf dem die Ruinen der Kynast-Burg stehen. Sie wurde im Jahre **1292** von dem schlesischen Fürsten Bolko dem Ersten erbaut, im Jahre **1675** aber von einem Blitze bis auf wenige Trümmer zerstört. Es frägt sich nun, wer von beiden der Gewaltigere war — der Fürst oder der Blitz?

Ich beſah mir das niedliche Dörfchen. Ueber der Thür eines Hauſes hing eine Tafel, auf welcher die Verslein ſtanden:

„Wer den Kynaſt will beſchauen,
Mag ſich hier mir anvertrauen.“

Ein Bauer trat heraus und meldete mir unter vielen demüthigen Bücklingen, er ſei der, von dem Grafen Schaffgotſch, dem Herrn des Ortes, ernannte Kommandant der Veſte Kynaſt und als ſolcher der Führer der Fremden, welche die Burg zu ſehen wünſchen. Ich konnte mich kaum des Lachens enthalten, über die Erſcheinung eines armſeligen Männleins, das ſich mir als Kommandant einer nicht mehr exiſtirenden Veſte zu erkennen gab; ich verzieh' ihm aber die Albernheit, da mir einfiel, daß uns im Leben ſo viele Menſchen begegnen, die ſtolz ſind auf ein Nichts, das vielleicht einmal ein Etwas war.

Die Geſtalt des negativen ländlichen Feſtungskommandanten war das Gegentheil von dem, was man impoſant, ſeine Phyſiognomie das Gegentheil von dem, was man geiſtreich nennt. Ein durchlöcherter breitkrämpiger Hut, einſt ſchwarz, jetzt weiß, Hemdärmel, einſt weiß, jetzt ſchwarz, und ein aus Ueberreſten mehrerer langer Beinkleider zuſammengeſetztes kurzes Beinkleid, ein wahrer Bein- und Peinkleider-Verein, bedeckten die ſterbliche Hülle des Männleins.

Er ſchrie zur knarrenden Hausthür hin: „Buben heraus!“ — Und ſieh' da! Ein Knäuel von zwölf Buben entwickelte ſich drängend, balgend und ſchreiend durch das morſche Pförtlein, dem bei dieſem Sturme einige abgeſtoßene

Splitter entfielen. Der Kommandant ſtellte ſich an die Spitze der kleinen Soldateska, muſterte ſchmunzelnd das erzeugte Dutzend und erzählte mir mit ſtolzem Selbſtgefühl, die Veſte Kynaſt ſei wohl mehrmal beſtürmt, aber nie erobert worden. Ich glaube, daß wenige Feſtungen, und noch weniger weibliche Herzen ein Gleiches von ſich rühmen können.

Der Herr Kommandant ließ nun durch ſeinen älteſten Buben einen Pöller abfeuern. Ueberraſchend war die Nachwirkung des Knalls, indem er, wie das Crescendo der Fama, wenn ihre Poſaune eine Großthat oder ein Meiſterwerk der Welt verkündet, mit vielfach wiederholten Echos zwiſchen den umliegenden Bergen forthallte, bis er, immer ſchwächer und ſchwächer, gleich dem verkümmerten Leben eines genialen Menſchen, in der Ferne verklang.

Ich ſtieg nun mit der mich begleitenden Generation, deren Stammfrau von den Beſchwerden dieſes Lebens ſchon in dem unterirdiſchen Schlafgemach ausruhte, auf einem civiliſirten ebenen Wege ſachte und bequem bergan. Nach Verlauf einer halben Stunde ſtand ich vor dem zerfallenen Thore der alten Burg. Der Bauer, deſſen kriechende Demuth mir ſo lächerlich ſchien, bat mich nun unter häufigen Kratzfüßen, hier zu warten; er ging in den nahe ſtehenden, ziemlich wohlerhaltenen Wachtthurm. Nach einigen Minuten öffnete ſich das Pförtlein. Heraustrat, ſtatt des nichtigen Bauers, eine ſoldatiſche Figur in blauem Ueberrock, einen kurzen Säbel an der rechten Hüfte, einen Haſelſtock in der Hand, einen martialiſchen Sturmhut auf dem Kopf, der, nach der linken Seite zu, tief in die Stirne gedrückt war.

Ich erkannte den escamotirten Landmann nur dadurch wieder, daß ſeine zwölf Sprößlinge ihm in drei Reihen, vier Mann hoch, nachfolgten.

Der jüngſte derſelben lieferte den Beweis, daß man nicht nur die Menſchen, ſondern auch die Trommeln mißhandeln kann. Der veredelte Bauer verkündigte mir nun mit einer erzwungenen Baßſtimme, und mit möglichſt ſtolzer Haltung, daß er ſich geneigt finde, meiner Bitte wegen Beſichtigung der Burg ohne Anſtand zu willfahren.

Ich erblickte in dieſer Verwandlung ein Bild von der Schwäche des Menſchen, der ſich übernimmt, ſobald er, auf günſtige äußere Zufälle geſtützt, ohne Veredlung ſeines Innern, plötzlich etwas zu ſein glaubt. Ich dachte dabei an das Sprichwort: „Das Kleid macht den Mann.“ Dieſes Sprichwort geißelt aber nur den Mann, weil er nicht eitel ſein ſoll, wogegen dem Weibe die Eitelkeit verziehen wird, da die Natur den Schönen wie den Unſchönen des ſchönen Geſchlechtes den Wunſch, ſchön zu ſein, um zu gefallen, in das Herz gepflanzt hat.

Wir marſchirten nun durch drei ehemalige noch jetzt ſogenannte Thore, das heißt, Maueröffnungen, über drei große, von einzelnen Mauerreſten umgebene Plätze. Die Ueberbleibſel verklungener Herrlichkeit waren mit Gras, Moos und Unkraut überzogen. Aus den Ritzen und Spalten des geborſtenen Geſteines drängten ſich Bäume und Sträuche hervor. Unter dem Trümmergeklüfte hauſ'ten viele Habichte mit ihren werthen Familien; ſie glaubten vermuthlich als Raubvögel vorzugsweiſe ein Recht zu haben,

die von den alten Raubrittern zurückgelaſſenen Wohnſitze ſich zuzueignen.

In dieſen Höfen befinden ſich noch drei Brunnen; zwei derſelben ſchmachteten ohne Waſſer. So vertrocknen auch in manchem Dichter unter ungünſtigen Verhältniſſen und Umſtänden die Quellen ſeines ſchöpferiſchen Geiſtes. Nachdem die Überreſte der Rüſtkammer und einiger Zimmer der Burg durchwandert waren, führte mich der Kommandant in die Ruinen der Küche, die er mir als den Schauplatz einer ſehr kläglichen Geſchichte ankündigte, von welcher ich das Sonderbarſte hier nacherzähle.

Es war am 2. März des Jahres 1635, als Graf Johann Ulrich von Schaffgotſch, General der kaiſerlichen Truppen in Schleſien, damaliger Beſitzer der Burg Kynaſt, ſeinen Geburtstag, wie er es in jedem Jahre zu thun pflegte, in Einſamkeit und Andacht zubrachte. So tiefe Stille aber in ſeinem Kämmerlein herrſchte, eben ſo laute Fröhlichkeit ließ ſich in dem Speiſeſaale vernehmen, in welchem mehrere, zur Feier dieſes Tages geladene Gäſte verſammelt waren. Unter dieſen befand ſich auch der Paſtor Thieme, ein Mann, der wegen ſeiner Kenntniſſe in der Aſtrologie und Chiromantie, auf welche er ſeine Vorherſagungen gründete, im hohem Rufe ſtand. Er ſelbſt rühmte ſich öffentlich, daß er die Gabe beſitze, aus der Konſtellation der Planeten jedem Menſchen, ſobald er deſſen Geburtsſtunde wiſſe, ſein Schickſal vorherſagen zu können.

Es iſt bekannt, daß der Rebenſaft in den Menſchen nach Verſchiedenheit ihres Temperaments ſehr verſchiedenar-

tige Stimmungen erzeugt. Dieſer edle Geiſt, der jetzt den Frohſinn aller Gäſte auf der Kynaſt-Burg erhöhte, that auf den ernſten, zur Schwermuth geneigten Paſtor gerade die entgegengeſetzte Wirkung. Er wurde nach jedem geleerten Glaſe ſchweigſamer und trübſinniger. Als endlich alle Anweſende ſich erhoben, die Becher ſchwenkten, auf das Wohl und auf ein langes Leben des Burgherrn tranken, erblaßte der greiſe Paſtor; Thränen ſtürzten ihm aus den Augen.

Alle Gäſte geriethen darüber in Beſtürzung. Jedem erſtarb das Wort auf den Lippen. Nach längerm Schweigen wie aus einer Betäubung erwachend, beſtürmten ſie den Unglücklichen, über häuften ihn mit Vorwürfen, und verlangten von ihm die Aufklärung über dieſes ſonderbare Benehmen.

Thieme ſammelte ſich mühſam und ſagte dann ſchwer beklommen und mit gepreßter Stimme:

„Weh mir, daß die Umſtände mich zwingen, ein Geheimniß zu offenbaren, welches in meiner Bruſt verſchloſſen bleiben ſollte! So, wie die Sache nun ſteht, würde mein Schweigen böſen Argwohn, vielleicht ſogar Zwiſt erregen. Wiſſet denn, geehrte Gäſte! nur die innigſte Liebe zu meinem Patronatsherrn war es, die mir bei dem allgemeinen Jubel bittere Thränen erpreßte. Vernehmet das höchſt betrübende Geheimniß, ſobald ihr mir das Ehrenwort geben wollet, an Niemanden außer dieſem Kreiſe etwas davon zu verlautbaren!“ —

Alle gelobten die ſtrengſte Verſchwiegenheit. Thieme fuhr fort: „Mars und Saturnus ſtanden bei der Geburt

des Grafen in einer gefährlichen Oppoſition; dies deutet auf einen gewaltſamen Tod durch das Schwert." —

Als Thieme dieſe Worte mit zitternder Stimme geſprochen hatte, ſank er auf die Knie, faltete die Hände, und rief mit Inbrunſt: „Allmächtiger Gott! Herr des Lebens und des Todes! Sei gnädig und wende das böſe Zeichen zum Beſten unſers edlen Wohlthäters!" —

Alle Anweſenden hatten dieſes Gebet in ihren Herzen andächtig mitgeſprochen. Sie reichten ſich dann ſchweigend die Hände und verließen tiefbetrübt die Burg.

Während jener Scene war des Grafen Kammerdiener horchend an der halbzugelehnten Thüre geſtanden. Er beſchloß, das Geheimniß noch heute dem Herrn zu hinterbringen, theils aus Beſorgniß für dieſen, theils aus Haß gegen den Paſtor, deſſen angebliches Vorherſehungsvermögen er für eine frevelhafte Anmaßung hielt.

Als er daher den Grafen entkleidet hatte und dieſer nach geſprochenem Abendgebet zu Bette ging, bat der Diener den Gebieter um die Erlaubniß, noch etwas vortragen zu dürfen, weil doch jede Nacht gar leicht des Menſchen letzte ſein könne. Der Graf erwiederte:

„Sprich aufrichtig, wie es einem getreuen Diener geziemt! Ich bin jeden Augenblick bereit, vor Gottes Richterſtuhl zu erſcheinen."

Der Kammerdiener erzählte nun haſtig, was er bei dem Mittagsmale gehört hatte. Der Graf ſagte, ohne eine Miene zu ändern, mit ruhigem Lächeln:

„Herr! Dein Wille geſchehe!" — dann wendete er ſich

an den Zuträger mit den Worten: „Die Gabe des prahlenden Sterndeuters wollen wir auf die Probe ſtellen, eine Probe, die er wohl kaum zu ſeinem Ruhme beſtehen möchte. Sende denn, ſobald das nächſte Morgenroth am Himmel leuchtet, an Alle, die heute meine Gäſte waren, einen reitenden Boten, und lade ſie zu einer Jagdpartie, dann zum Mittagsſchmaus! Du ſiehſt hieraus, daß ich wenigſtens noch den nächſten Tag zu erleben gedenke. Nun gute Nacht!" —

Der Diener verließ das Schlafgemach, voll Erſtaunen über die Gemüthsruhe des Grafen, zugleich voll Neugier, was denn an dem nächſten Tage ſich ereignen möge.

Schon hatten die geladenen Gäſte ſich eingefunden; der Graf empfing ſie mit gewohnter Herzlichkeit; auch ſie begrüßten ihn mit inniger Freude, deren Glanz jedoch durch die Spuren einer Wehmuth getrübt wurde, die ſie nicht zu bemeiſtern vermochten.

Als Alle verſammelt waren, ließ der Graf ein ſäugendes Lamm bringen, hob es auf ſeine Arme, ging damit zum Paſtor und ſagte: „Lieber Wundermann! Ich habe ſchon ſo viel von Euerer ſeltenen Weiſſagungsgabe vernommen, daß ich voll Verlangen bin, ſelbſt etwas davon zu ſehen. Thut mir doch den Gefallen, dieſem Lämmchen hier die Nativität zu ſtellen!" —

Mehrere Gäſte brachen über dieſen Scherz in lautes Gelächter aus; der Paſtor gerieth aber in peinliche Verlegenheit, da er nicht wußte, wie die Sache zu nehmen ſei. Das traurige Ereigniß am geſtrigen Tage trat wie eine dü-

ſtere Wolke vor ſeine Seele, und er war unter den Lachenden der Einzige, deſſen Augen ſich mit Thränen füllten. Der Graf ſagte: „Friſch an's Werk, lieber Paſtor! Wenn Ihr die gerühmte Gabe wirklich beſitzt, ſo muß Euch das leicht ſein!“ —

Thieme bemerkte dagegen, wenn er auch die ihm eigene Gabe des Nativitätſtellens nicht läugnen wolle, ſo wäre doch immer ein gewaltiger Unterſchied in ihrer Anwendung auf Thiere oder Menſchen. Der Graf ließ alles Weigern nicht gelten, und drang in den Paſtor, dem Lamm das Horoskop zu ſtellen.

Als Thieme nun ſah, daß er, ohne den Grafen zu beleidigen, nicht länger widerſtehen dürfe, bat er, man möge den Schäfer rufen, von deſſen Herde das Lamm ſei. Der Gerufene erſchien. Thieme fragte den Mann, an welchem Tage, und in welcher Stunde das Lamm geworfen ſei. Nachdem der Alte, über die Frage lächelnd, die beſtimmte Auskunft gegeben hatte, trat Thieme ſeitwärts, ſchrieb, nach langem Nachſinnen, Zeichen und Ziffern, kam dann zurück und ſagte im Tone der Zuverſicht: „Dieſes Lamm wird der Wolf freſſen.“ —

Alle Gäſte ſtimmten einen Lachchor an, der kein Ende nehmen wollte, nur zwei Perſonen lachten nicht: der Paſtor und der Graf. Das Geſicht des Erſteren entglühte in dunkler Röthe. Seine Mienen zeigten eine Miſchung von Beſchämung, Zorn und Schmerz, und er verließ die Geſellſchaft mit den Worten: „Der Himmel gebe, daß ich ein falſcher Prophet ſei!“ —

Der Graf schwieg einige Zeit, in tiefes Nachdenken versunken; dann, sich zur Heiterkeit zwingend, sagte er: „Dem Lämmlein mag es wohl gleichgültig sein, ob es von einem Wolfe oder von Menschen verschlungen wird. Ich aber habe meine guten Gründe, einen solchen Leckerbissen dem Meister Isegrimm nicht zu gönnen. Um nun das schmackhafte Gericht mir und meinen Gästen zu sichern, soll es sogleich geschlachtet werden, und unzerstückt als ganzer Braten auf der Mittagstafel erscheinen, wo wir es dann in der Gegenwart des Pastors bis auf den letzten Bissen verzehren wollen. Hat sich der Prophet dann in einem Falle geirrt, so kann er auch in einem andern fehlen. Nun auf, zur Jagd!“ —

Die Gäste bestiegen ihre Rosse. Fort sprengte die fröhliche Schaar. Gewieher, Hundegebell und Hörnerklang, von manchem Echo wiederholt, verlor sich im nahen Wald, und die Gestalten der stattlichen Jäger verschwanden zwischen den, im Morgenglanze schimmernden Bäumen.

Wie die höher steigende Sonne am Himmel, so flammte das immer höher auflodernde Feuer auf dem Küchenherde. Der Koch, voll Eifer, für so viele Gäste so Vieles zu besorgen, sprang herum wie ein Rasender, während das geschlachtete Lamm, seines Vließes entkleidet, in größter Gemüthsruhe am Bratenspieße stak. Der Koch verließ bald sein Reich, in dem er als unumschränkter Herrscher waltete, um in dem Küchengarten einige aromatische Kräuter zu sammeln.

Indeß aber ereignete sich etwas, aus dem wir die Lehre ziehen können, daß Vorsicht besser ist, als Nachsicht.

daß die Natur ihr Recht behauptet, und daß man das alte Sprichwort: „Trau'! ſchau'! wem?" nie ganz vergeſſen ſoll.

Der Böſewicht, welcher dieſes Ereigniß veranſtaltete, war aber kein Anderer, als der Meiſter Iſegrimm ſelbſt, nämlich ein zahmer Wolf, welcher ſeit vielen Jahren auf der Kynaſt-Burg als Haushund angeſtellt war. Er hatte überall freien Zutritt, war ſogar wegen ſeiner Leutſeligkeit und Humanität bei Menſchen und Thieren, bei Jung und Alt beliebt; nicht einmal die Spatzen fürchteten ſich vor ihm, wenn er zwiſchen ihnen über den Hof ſchritt. Seine Beſcheidenheit ging ſo weit, daß er nichts Eßbares anrührte, wenn man es ihm nicht eigens vorwarf oder vor die Schnauze hielt. Mit dieſen ſchönen moraliſchen Eigenſchaften vereinigte Meiſter Iſegrimm auch eine beſondere Kunſtfertigkeit; er ließ ſich nämlich wie ein Küchenjunge zum Drehen des Bratenwenders gebrauchen. Dadurch gewann er das allgemeine Vertrauen der Burgbewohner, die nun gar nicht mehr daran dachten, daß der Wolf ein Wolf ſei. Aber — aber! Traue ja Niemand einem Wolfe, am wenigſtens einem Wolf im Schafspelze!

Der gute Hauswolf ſtand nun einſam in der Küche und drehte den Bratenwender mit lobenswürdigem Dienſteifer. Da verbreitete das ominöſe Lamm, je mehr es gebraten wurde, einen Wohlgeruch, der mit jeder Minute köſtlicher und lockender wurde.

Als unparteiſcher Geſchichtſchreiber muß ich, auf das Zeugniß des Schloßkommandanten geſtützt, der von der Sache eben ſo wenig weiß, als ich ſelbſt, dem Wolfe zu

seiner Ehre nachrühmen, daß er alle Foltergrade der Versuchung ausstand, eh' er sich entschloß, das verlassene Lamm sich zuzueignen; zu seiner Rechtfertigung führe ich noch an: Er dachte entweder, dieses wohlriechende Ding sei eine herrenlose Sache und — res nullius cedit primo occupanti, wie das römische Recht sagt, oder — was ein möglicher Fall wäre, — er dachte dabei gar nichts. Kurz! Ein Sprung — und das Lamm befand sich im Rachen des Wolfes! Das ist so eine Eigenheit der — thierischen wie der menschlichen Wölfe.

Der Lammbraten ward mit einer an's Unglaubliche grenzenden Schnelligkeit verzehrt. Zwanzig gefräßige Gäste hätten dies nicht in so kurzer Zeit prästiren können.

Jetzt trat der Koch in die Küche; sein erster Blick vermißte das Lamm. — Einige Knochen, die auf dem Boden lagen, verriethen sogleich den Thäter, der jedoch so ruhig dastand, als wäre gar nichts vorgefallen. Erst als der fluchende Koch einen Feuerbrand ergriff, und ihn nach dem Verbrecher schleuderte, schien in diesem das Bewußtsein eines verübten Unrechtes zu erwachen, und er that, was ihm die Klugheit gebot, — das heißt, er verließ augenblicklich den Ort der unschuldigen Frevelthat und floh über den Hof schnell wie Wolkenschatten, die vor der durchdringenden Sonne fliehen.

Der Koch stand lange, stumm und starr im Äußern wie der Vulkan, während in seinem Innern die Wuth wie eine wilde Feuermasse kochte. Nachdem die Verzweiflung seine unglückliche arme Küchenseele unter den gräßlichsten

Gedanken herumgejagt hatte, faßte er endlich zu seiner Beruhigung den klügsten Entschluß, den er auftreiben konnte, nämlich den: er wolle eine solche Menge von Gerichten auftischen lassen, daß die Gäste, welche ohnedies von der Jagd mit einem Wolfshunger zurückkommen müßten, den elenden Lammbraten gar nicht vermissen könnten. Hätte der gute Mann gewußt, in welcher astrologischen Verbindung dieser Vorfall mit dem Schicksale seines Herrn stand, so würde er die Sache nicht so leicht genommen haben.

Von diesem Augenblicke an nahm die bisher lustige Geschichte eine sehr tragische Wendung. Was nun folgt, ist so schmerzlich, so erschütternd, daß ich es nicht wagen darf, das Gemüth des Lesers durch das Ausmalen aller Züge und Umstände der Erzählung zu foltern.

Die Gäste kamen von der Jagd zurück, Frohsinn und gute Laune mit ihnen. Als der größere Theil der Gerichte schon verzehrt war, und der Lammbraten noch immer nicht erschien, befahl der Graf, denselben aufzutischen. Der Braten kam nicht. Die Gesichter der Diener zeigten Verlegenheit. Der Graf wiederholte den Befehl und verlangte augenblicklichen Vollzug. Nun trat der Koch, bleich wie seine Schürze, in den Saal, stürzte zu des Grafen Füßen, und legte, zitternd und um Gnade bittend, das Geständniß der Wahrheit ab.

Der Pastor sank vom Stuhl; alle Gäste stießen einen Schrei des Entsetzens aus; der Graf aber hob schweigend die Augen zum Himmel, und sagte mit ruhigem, festen Ton: „Herr! Dein Wille geschehe! Das Kleinste mag im

Weltall dem Größten dienen, wie das Größte dem Kleinſten. Deine Wege, o Herr, ſind uns Kindern des Staubes in Dunkelheit gehüllt!" —

Den Grafen befiel nach dieſen, mit hoher Aufregung geſprochenen Worten eine Sinnesſchwäche. Er ſtand auf und ließ ſich in ſein abgelegenes Gemach führen. Die Gäſte verloren ſich wie Schatten.

Der edle Graf wurde kurze Zeit nach dieſem Ereigniß, einer Verbindung mit den Schweden und des Hochverraths angeklagt, am 25. Junius des Jahres 1635 nach Regensburg gefordert, um vor den Reichsſtänden gerichtet zu werden, und am 23. Julius desſelben Jahres als ein ſchuldloſes Opfer ſeiner Feinde enthauptet.

Das Schwert der Enthauptung liegt in Hermsdorf unter dem Kynaſt eingegraben, wird aber Niemanden gezeigt. Der Sarg mit Kopf und Leib ruht in Regensburg auf dem Kirchhofe zur heiligen Dreifaltigkeit in einem gewölbten Grabe.

II. Kunigunde von Kynaſt.

Wie im Leben, ſo folgt auch bei meinen Wanderungen auf eine dunkle Stelle wieder eine lichte. Halte dich denn, lieber mitwandernder Leſer, bereit, wenn nicht zum Lachen, wenigſtens zum Lächeln! Eine ſchöne, junge, aber tolle Männerfeindin, die ſich endlich auf eine ſeltſame Weiſe, im Widerſpruche mit ſich ſelbſt, eines Beſſern belehren und bekehren läßt, bleibt immer ein ergetzlicher Gegenſtand für die gute Laune.

Um mich auf die Geſchichte des eben ſo ſchönen als ſpröden, und eben ſo ſpröden als ſchönen Burgfräuleins gehörig vorzubereiten, brachten mir die Kinder des Feſtungskommandanten einen Haubenſtock, deſſen verzerrtes Angeſicht, ſtatt der Lockenfülle mit Igelborſten umgeben, ich küſſen, wo nicht, ein Löſegeld für meine Enthaltſamkeit bezahlen ſollte. Ich entſchloß mich für das Letztere, und vernahm dafür die Hiſtorie von der liebenswürdigen Kunigunde, von der ich dem Leſer dasjenige, was ich davon verſtanden habe (drei Erzählende ſchrieen immer zugleich, einander zu überſchreien bemüht), nach meiner Art und Weiſe hier mittheile.

Daß häßliche und alte Jungfern dem männlichen Geſchlechte abhold werden, iſt nichts Neues; daß aber ein Mädchen, jung, ſchön und reich, eine Todfeindin der armen Männer wird, das muß allerdings Verwunderung erregen, kann aber auch zugleich einen Beweis liefern, daß an verunglückten Verſuchen zu lächerlichen Frauen-Emancipationen zu keiner Zeit ein Mangel war.

In irgend einem Jahre des Mittelalters lebte einmal ein Beſitzer der Burg Kynaſt, der ſchon als Mutterſöhnlein gewohnt war, Alles zu bekommen, was er haben wollte. Er wollte aber nichts anderes haben, als Pferde, Hunde und Geld. Das konnte die Mutter geben, und ſie gab es auch reichlich. Hätte das Söhnlein Bildung und Geiſt verlangt, ſo wäre die zärtliche Mutter in Verlegenheit gekommen. Der Vater liebte den Wein mehr, als die Gemahlin und den Sohn, und wußte kaum, daß Beide

noch lebten, bis er eines Tages, den Becher in der Hand, ſelbſt zu leben aufhörte. Der gute Sohn ſchwor auf die Leiche des Vaters, ſeinen bisherigen guten Eigenſchaften auch die Liebe zum Weine beizugeſellen und er hielt ſein Wort redlich. Den Bitten ſeiner ſterbenden Mutter zu lieb, heiratete er ein armes Fräulein. Er forderte von der jungen Frau einen Sohn; ſie gebar ihm aber eine Tochter. Die Mißhandelte dankte dem Tod, daß er nach wenigen Monaten die Eheſcheidung bewirkte. Der mißvergnügte Ritter gerieth nun auf den Einfall, das Mädchen durch eine männliche Erziehung zum Manne zu machen. Seine Bemühung hatte leider einen ſchnellen, alle Erwartung überſteigenden Erfolg.

Kunigunde wurde bald eine Art von Waldmädchen. Sie lief mit Hirſchen und Haſen in die Wette, ſie tummelte die wildeſten Pferde; ſie ſchwang die Lanze, ſtürzte mit den Knappen in den Wald, und hetzte den Eber. Der Vater wollte vor Entzücken über dieſes Wunder der Natur aus der Haut fahren; er nannte ſich den glücklichſten aller Väter.

Ach! wie viel ſchneller und leichter geht es mit der Entartung als mit der Veredlung des Menſchen!

Der glückliche Vater überließ ſich ſeinem Hange zum Trinken mit jedem Tage mehr, und ſo entſtand endlich aus dem Trinken die eigentliche Trunkenheit, denn Laſter wachſen im Menſchen ſchneller als die Tugenden; auch hat der Menſch, als traurigen Vorzug, das Laſter vor dem Thiere voraus, daher wir auch täglich laſterhaf-

te Menſchen, aber nie ein laſterhaftes Thier erblicken.

Der Ritter hegte nun die, ſehr vielen Betrunkenen eigene Meinung; er glaubte nämlich im jedesmaligen Rauſche, daß ihm Alles möglich ſei. Dieſe irrige Meinung exaltirte ihn während einer Weinbegeiſterung an einem ſchönen Sommerabend ſo gewaltig, daß er an den, am Rande jäher Abgründe erbauten Ringmauern Reiſige mit Kienfakeln aufſtellen ließ, nach einem Trinkgelage in voller Rüſtung ſeinen Rappen beſtieg, und, ohne auf die Bitten des Töchterleins und die Vorſtellungen ſeiner Zechbrüder zu hören, auf dem obern Rande der Burgmauer mit den Worten dahinſprengte: „Ich kann Alles, was ich will; euch aber, ihr Haſenfüße, will ich zeigen, was reiten heißt!“ —

Bei dem letzten Worte glitſchte der gejagte Rappe auf einem ſpitzigen Steine aus. Wildes Gewieher und Eiſengeraſſel, ein vielſtimmiger Schrei der Zuſchauer, ein Fluch des Trunkenen — und Roß und Reiter lagen zerſchmettert im nächtlichen Schlunde des kurz vorher verſpotteten Abgrundes.

Vergebens ſtand Kunigunde, von den Zechbrüdern augenblicklich verlaſſen, die ganze Nacht hindurch mit den fakelnhaltenden Reiſigen auf dem Mauerrand; vergebens ſcholl ihr Zuruf, ihre Wehklage in den Abgrund; die ſchauerliche Tiefe gab keinen Laut zurück. Als der Tag ſich zu lichten begann, befahl ſie allem Burggeſinde, über die ſpitzigen glatten Felszacken in die Schlünde, wohin nie ein Strahl der

Sonne drang, hinabzusteigen. Nur die verheißenen Belohnungen bewogen die Gefährdeten zum Gehorsam. Erst nach einigen Stunden kehrten sie mit dem zermalmten, fast unkenntlichen Leichnam des Ritters zurück.

Kunigunde ließ ihm am dritten Tage auf der Stelle, wo er gestürzt war, ein Grabmal errichten. Um Mitternacht besuchte sie die Todesstätte, und verweilte hier bei jeder Witterung, bis die Glocke des Schloßthurmes Ein Uhr schlug. Der Düstersinn, der sich ihrer nun bemächtigte, vermehrte ihre Wildheit. Sie stieß in ihrer nächtlichen Einsamkeit Verwünschungen gegen die Felsen aus, die ihren Vater getödtet hatten, Verwünschungen gegen die feigen Zechbrüder, in denen sie nun das ganze männliche Geschlecht haßte. In diesem erbitterten, nach Rache an der Natur und an den Menschen lechzenden Stimmung faßte sie den Entschluß, nie einem Manne anzugehören.

Es währte aber nicht lange, als mehrere Versuche und Versucher in der Absicht erschienen, diesen Entschluß wankend zu machen. Was versucht der Mensch nicht? das Unmögliche ist vor ihm nicht sicher. So lange er lebt, versucht er und wird versucht. Sein ganzes Dasein ist ein Versuch, glücklich zu werden und sein Leben dem Tode abzukämpfen oder abzulügen.

Die Zugbrücke der Burg Kynast mußte nun jeden Tag wenigstens dreimal aufgezogen werden, um einen Ritter als Freiwerber einzulassen. Dabei entfaltete sich eine solche Verschiedenartigkeit von Charakteren, Gesinnungsweise und Formen, daß ein dramatischer Dichter sich Stoff zu mehreren

Schauspielen hätte sammeln können, vorausgesetzt, daß er den äußern Schein und das Galagesicht, welches der Mensch da, wo er sich beliebt machen will, wie eine Maske und Larve vornimmt, von dem, was dahinter steckt, zu unterscheiden wüßte.

Das Fräulein gestattete jedem Freiwerber den Zutritt. Sie horchte dem Sprechenden mit Würde und Ruhe, heftete aber dabei auf ihn einen durchdringenden Blick, der Manchen in eine solche Verwirrung setzte, daß der Strom seiner wohl einstudirten Rede in's Stocken gerieth, wie ein Strom, welchen der Eishauch des Winters berührt. Hatte sich Kunigunde an dem Verstummenden eine Weile ergetzt, dann sagte sie mit größter Gelassenheit: „Ritter, wenn es Euch jetzt nicht beliebt, mir zu sagen, was Ihr eigentlich wollt, und wenn es Euch gefällt, meine Antwort auf Eueren räthselhaften Antrag zu vernehmen, so möget Ihr am nächsten Gertrudistage mir Euere geehrte Gegenwart wieder schenken!" —

Mit diesem Bescheide entfernte sich, zufrieden oder nicht, jeder Brautwerber.

Endlich erschien auch der von vielen feindlichen Nebenbuhlern sehnlich erwartete Gertrudistag. Eine Menge von Freiern, deren sich nur sehr wenige Damen je rühmen konnten, fand sich ein. Die Zugbrücke drohte fast zu brechen, da sich zu der beträchtlichen Zahl der Brautwerber, die einander mit scheelen Blicken maßen, noch eine Unzahl von Neugierigen gesellte.

Im Speisesaale prangte eine lange, prächtig geschmückte

Tafel, zu beiden Seiten die vielſprechenden Gäſte, obenan das ſchweigende Burgfräulein, deren Schönheit durch die Trauerfarbe der Kleidung erhöht wurde, wie die aus finſtern Wolken hervorbrechende Sonne noch heller glänzt.

Groß war die Verſchiedenheit der auf der Tafel ſtehenden Weine und Speiſen, noch größer aber jene der Charaktere der an der Tafel ſitzenden Gäſte, jung und alt, ſchön und häßlich, klug und einfältig, ſtolz und ſchüchtern, tapfer und muthlos, geſchwätzig und ſchweigſam.

Alle wetteiferten, Jeder nach ſeiner Art und Weiſe, der Königin des Tages zu huldigen. Sie aber empfing alle dieſe Huldigungen entweder mit Nichtbeachtung und Gleichgültigkeit, oder mit Spott, wobei ſich nicht ſelten in ihre Mienen ein bitterer Zug einſchlich, welcher das reizende Angeſicht beinahe entſtellte.

Während nun die Tiſchgeſpräche immer lebhafter, die Gruppen, von der Schönheit und vom Weine begeiſtert, immer bizarrer wurden, während Dieſer mit Jenem zankte, der Eine ſüß lächelte, der Andere ſich in Träume verlor, der Dritte mehr ſeufzte als aß, der Vierte Alles in Verzweiflung hinabſchlang, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, der Fünfte auf ſeinem Stuhl ein **perpetuum mobile** vorſtellte, der Sechſte einzelne Klagelaute ausſtieß, der Siebente ſich in Deſperations-Witzeleien erſchöpfte, der Achte mit ſeinen Heldenthaten prahlte und ſo weiter, erhob Kunigunde ſich plötzlich, und ſagte zu den Verſtummenden: „Edle Ritter! Diejenigen, denen es gefällig iſt, die Bedingungen zu ver-

nehmen, unter denen ich entſchloſſen bin, Einem von Euch meine Hand als Gatten zu reichen, mögen mir folgen!"

Sie ging mit raſchen Schritten in den Burghof hinab; das wüthende Heer der Freier folgte ihr, ſauſend, wie die Meeresflut nach geendigter Ebbe heranſtürmt. Der weite Hofraum ſchwand unter der Überſchwemmung. An der Burgmauer ſtand Kunigunde ſtill vor dem Grabmale ihres Vaters; die verſtummte Menge vor ihr.

Kunigunde, von der rothen Glut der untergehenden Sonne wie in eine Feuermaſſe getaucht, ſtreckte nun den rechten Arm zum Himmel und ſagte: „Geiſt meines Vaters! Hier an deinem Grabe ſchwöre ich, nur demjenigen als eheliches Gemahl angehören zu wollen, der, gleich dir, in ritterlicher Rüſtung zu Pferde ſitzend, dahin reitet über den obern Raum der, die Burg umfaſſenden Mauer, und ſo, trotzend den Felſen, die, von deinem edlen Blute geröthet ſind, trotzend dem Abgrunde, in welchen die Dämonen deinen zerſchmetterten Leib begruben, deinen zürnenden Schatten verſöhnt!" —

Kunigunde verſchwand, ſchnell wie der letzte Strahl der hinter dem Gebirge verſunkenen Sonne. Die Ritter glaubten aus einem Traume zu erwachen, zweifelnd an der Erſcheinung und an ſich ſelbſt. Etwas der Art war ihnen noch nicht vorgekommen; die Neuheit des Falles verblüffte ſie. Einige vermochten vor Erſtaunen keine Silbe aus der Kehle zu bringen; Andere murmelten unverſtändliche Worte vor ſich hin; Andere ſchlugen ein gellendes Gelächter auf; Einige ſtießen laute Flüche aus. Alle aber ließen ſatteln und

ſprengten über die zitternde Zugbrücke in's Freie hinaus, — um bald wieder zurückzukehren.

Schon am nächſten Tage erſchien der erſte Brautwerber, ein Ritter, der auf dieſer Welt nichts zu verlieren hatte, folglich leicht das Äußerſte wagen konnte, vor dem Außenthore der Burg. Zwei als Wache hier aufgeſtellte Knappen befragten ihn, was ihn hieher führe und ob er die von der Dame geſetzten Bedingungen kenne. Nachdem er das Letztere bejaht und verſprochen hatte, ſich Allem zu fügen, erhielt er Einlaß. Man ſah es ihm auf den erſten Blick an, daß er einer jener heimatloſen Abenteurer war, die, des Herumirrens und des Kriegsweſens ſatt, Heimat und Ruhe ſuchten, und lebensluſtig, den Tod nicht ſcheuten, weil ſie nichts zu leben hatten.

Der Glücksritter wurde dem Fräulein vorgeſtellt, kalthöflich empfangen, und nach wenigen Minuten wieder entlaſſen wie ein Zudringlicher, gegen welchen der gute Ton unartig zu ſein nicht geſtattet. Man führte ihn dann in ein Zimmer, in dem ſich ein zum Ausruhen einladender Armſtuhl befand. Mittags folgte eine köſtliche Bewirthung.

Nach geendigtem Male bat man ihn, ſich in den Hof zu begeben, wo ſein Roß bereit ſtehe. Der Burgkaplan und der Burgvogt befragten ihn, ob er gewillt ſei, den Ritt über die Mauer zu wagen, wofür er, nach glücklichem Gelingen, die Hand der Dame als Belohnung anzuſprechen habe.

Der Ritter warf bedenkliche Blicke auf die *vor* ihm ſtarrenden Felszacken und den *unter* ihm gähnenden Ab-

grund, dann ſagte er: „Ich bin bereit!“ — Einige wollen jedoch wiſſen, er wäre lieber ohne Braut heimgeritten.

Kunigunde, am Erkerfenſter erſcheinend, winkte dem ſie feierlich Begrüßenden mit dem weißen Tuche. Die Trompete ſchmetterte dreimal; drei Pöller knallten und das Echo antwortete dreimal.

Das geſpornte Roß ſprang auf die Mauer und ſchritt, wohl gelenkt, die Füße behutſam ſetzend, dahin. Schon war die größere Hälfte des Weges zurückgelegt, da wendete das Roß den Kopf, welchen der Ritter bisher ſorgſam nach der Seite der Burg gezogen hatte, gegen den Abgrund, ſtand plötzlich ſtille, ſchreckte, ſchauderte, bäumte ſich, und — Roß und Reiter ſtürzten in den Abgrund, ein Futter für Wölfe und Geier. Kunigunde ſank mit einem Wehrufe am Erkerfenſter zu Boden.

Am nächſten Tage erſchien ein zierliches, zart gebautes Jünkerlein, der holdeſte Blondin mit ſeinem Burgkaplan, deſſen purpurrothes, vollwangiges Angeſicht gegen das ſchmale blaſſe Antlitz des jungen Herrleins einen ſchneidenden Kontraſt bildete.

Junker Cyprianus pflegte zwar nie das Schwert zu führen, deſto mehr aber die Leier zu rühren. In Kunigunden hatte er ſein verkörpertes Ideal zu erblicken, und die zweite Hälfte ſeiner Seele zu finden geglaubt. Der Arme wußte leider nicht, daß es zwei Arten von Hälften gibt, ſolche nämlich, die zuſammen paſſen, und andere, die nicht zuſammen paſſen. Die Liebe begeiſterte ihn. Er dichtete Lieder auf die Seligkeit der Liebe, die ſelten von

langer Dauer zu ſein pflegt, und auf das Glück der Ehe, welches von vielen Umſtänden abhängt. Er dichtete im Voraus Lieder auf den glücklichen, Lieder auf den unglücklichen Ausgang ſeines Wageſtückes, ſogar Lieder auf ſeine Vermählung, die er, mit goldenen und buntfarbigen Buchſtaben auf Pergament geſchrieben, der ironiſch lächelnden Angebeteten überreichte.

Gaſtmal, Trompetengeſchmetter und Pöllerknall war vorüber. Das Pferd ſtand vor der Burgmauer, der Junker neben dem Pferde, der Burgkaplan neben dem Junker. Unglücklicherweiſe fiel es dieſem nun ein, in den Abgrund, den er bisher nur aus der Beſchreibung kannte, einen Blick zu werfen; der eine Blick war aber hinreichend, in dem Junkerchen ein ſolches Entſetzen hervorzubringen, daß ihm Hören und Sehen verging. Er wurde noch bläſſer als blaß, zitterte, wankte, taumelte und ſank endlich in die ausgebreiteten Arme des Kaplans.

Der kluge Mentor wuſch das Männchen mit kaltem Waſſer, ſetzte es vor ſich auf das Pferd, und trabte, einen Knappen auf jeder Seite, ohne Abſchied zu nehmen, aus dem Schloſſe.

Der Junker phantaſirte in der folgenden Nacht auf ſeinem weichen Bette daheim von Abgründen, zerſchmetterten Knochen, wilden Felſen, reißenden Blutſtrömen, Wölfen und Geiern, ſtand am Morgen ſpät, aber friſch und geſund auf, beſchrieb die ſchauerliche Geſchichte in Verſen, wagte aber ſelbſt keinen zweiten Verſuch.

Am dritten Tag erſchien der dritte Ritter, ein blühender,

kräftiger Mann voll Feuer und Lebensluſt. Er überhäufte das Fräulein mit Liebesſchwüren und Schmeicheleien, genoß viel vom köſtlichen Mittagsmale, und leerte manchen Becher zu einem Vergnügen auf ihr Wohl. Jetzt ſchwang er ſich auf das Pferd und ſprengte zur Burgmauer. Der Ritter grüßte, und tummelte das Pferd im Kreiſe, um ſich dann mit einem Sprunge auf die Mauer zu ſchwingen; das ſtark geſpornte Roß holte aber mit den Vorderfüßen zu weit aus und ſetzte — über die Mauer hinüber. Ein Augenblick — und Beide lagen zerſchmettert in der Tiefe!

Deſſen ungeachtet brachte der vierte Tag den vierten Freier. Er hatte beinahe die Hälfte des Mauerpfades erreicht, als das Schickſal ihn zu ſeinen Vormännern bettete. Dasſelbe Trauerſpiel ſah der fünfte Tag. Den ſechsten Freier ſtürzte die Hand des Todes, als er ſchon zwei Drittheile der Bahn zurückgelegt hatte.

So wie dieſen Waghälſen geht es aber den Menſchen wohl überhaupt; nur wenige Glückliche legen ihre Lebensbahn oder den Weg, der ſie zu einem beſtimmten Ziele führen ſoll, ganz zurück.

Am ſiebenten Tage erſchien, ohne ſich durch das Schickſal ſeiner Vormänner abſchrecken zu laſſen, — ein gewöhnlicher Fehler der Menſchen, von denen die Stimme der Vorzeit und der Mitwelt nicht beachtet wird, — der ſiebente Freier, ein Jüngling, dem die Lebensluſt aus den Augen ſah. Er lächelte dem Fräulein fröhlich, das Fräulein lächelte ihm ironiſch entgegen. Er aß und trank, bis die *Trompeten erſchollen* und die Pöller knallten. Da ſtand

nun die fatale Burgmauer, und vor der Burgmauer der Lebemann. Schon beſtieg er das Pferd. Er ſpornte; das Pferd weigerte ſich hinauf zu ſteigen. Er ſpornte noch ſtärker; das Pferd weigerte ſich noch ſtärker. Er ſpornte abermal; da drehte ſich der Schimmel, ſprengte von der Mauer weg, und blieb dann im Hofe ſtehen. Da lachte der Ritter plötzlich laut auf, und ſagte: „Schimmel! du haſt recht!“ und ſprengte unter allgemeinem Jubel zum Burgthore hinaus. Selbſt Kunigunde theilte die Freude der Burgleute, und äußerte den Wunſch, daß mit dieſem glücklichen Ausgange die unglückliche Brautwerbung geendigt ſein möchte. Zu ihrem Männerhaſſe geſellte ſich nun eine düſtere Schwermuth. Sie wünſchte ſich ſelbſt den Tod, erklärte aber von dem, was ſie geſchworen, nie abſtehen zu wollen.

Ihr Gemüth ward zerrüttet, ihre Phantaſie verwildert. In den ſchlafloſen Nächten ſchien ſich die Geiſterwelt vor ihr aufzuthun. Die Schreckgeſtalten der Verunglückten erſchienen ihr blutend, mit zerſchmetterten Gliedern, mit drohenden Mienen; dann trat der Geiſt ihres Vaters, das gräßlichſte aller Todesbilder, vor ihr Lager, und die Geiſterſchaar verſchwand mit herzzerreißendem Wehgeheul.

Nun vergingen ſechs Tage, ohne daß ein Freier ſich meldete. Ein Strahl der Hoffnung erheiterte Kunigundens Seele. Sie brachte Stunden des Tages und der Nacht in inbrünſtigem Gebete zu, und der Burgkaplan mußte Meſſen leſen, damit Gott jeden neuen Freier von dem hoffnungsloſen Beginnen abhalten wolle. Schwermuth und Männerhaß bemächtigte ſich aber der Unglücklichen immer mehr.

„Es iſt des Himmels Wille (ſagte ſie), daß Keinem das Unternehmen des frevelhaften Uebermuthes gelinge; und ſollte es Einem gelingen, ſo wäre ich die unglücklichſte aller Frauen, denn lieben kann ich — Keinen!"

So war ein Monat verfloſſen. Eine Meſſe um Mitternacht ward in der Burgkapelle für die Ruhe der Todten geleſen. Am nächſten Morgen aber meldete ſich, Kunigunden und alle Burgbewohner mit Entſetzen erfüllend, ein neuer Brautwerber.

Er ritt unbefangen und anſpruchslos durch den weiten Hofraum; aber ſeine edle Geſtalt und würdevolle Haltung erfüllten die Reihen der neugierigen Burgleute mit Ehrfurcht. Sein Viſir war geſchloſſen. Ihn begleitete ein Knappe von jugendlich zartem Wuchſe, deſſen Geſicht aber größtentheils von einem ſchwarzen Bande ſo verhüllt war, daß man die einzelnen Züge desſelben nicht entdecken konnte. Es ſchien, als bedecke dieſes Band eine Wunde.

Der Ritter ſtieg ab, und trat in das ihm angewieſene Zimmer, wohin der Knappe ihn begleitete. Durch dieſen ließ er nach einiger Zeit um die Erlaubniß bitten, der Herrin der Burg ſich vorſtellen zu dürfen.

Kunigunde erwartete ihn im Saale. Sie war ſchöner als je. Die Pracht des violetfarbenen Sammtkleides wurde durch den Glanz des Schmuckes erhöht. Der Ritter hatte ſeine Rüſtung abgelegt, und trat in zierlicher Kleidung, wie zu einem fröhlichen Feſte heiter und mit leichtem Anſtande ein. Eine edelſchlanke Geſtalt vereinigte ſich mit Kraftfülle, ein blühend ſchönes Antlitz mit geiſtvollem Ausdruck; Leb-

haftigkeit spielte über die Ruhe der Mienen dahin, wie der Sonnenstrahl über eine klare stille Wasserfläche, und in den dunkelblauen Augen glänzte eine wunderbare Verschmelzung von feurigem Muth mit inniger Wärme der Empfindung. Er verbeugte sich mit Anmuth und Würde. Als er sein Haupt erhob, entströmte seinem Auge ein Blick, der wie ein Lichtstrahl in Kunigundens Herz drang. Dieser überraschende Eindruck und das schmerzlich süße Gefühl, daß nun der entscheidende Augenblick gekommen sei, von dem das Glück oder Unglück ihres ganzen Lebens abhänge, raubte ihr alle Fassung. Sie, die fest entschlossen war, den Ritter mit stolzer Kälte zu empfangen, stand schüchtern da, und verneigte sich mit einer lieblichen Zartheit, die beinahe an Demuth grenzte.

Der Ritter nahm das Wort und sagte: „Edles Fräulein! Ihr kennet die Ursache meines Kommens; ich kenne die von Euch gesetzte Bedingung. Ich hoffe mit Gottes Beistand der Letzte zu sein, der Euretwillen den Pfad des Todes betritt."

Kunigunde stand, in ihrem Innersten erschüttert, keines Wortes mächtig. Sie senkte die Augen zu Boden, erblaßte, bebte. Endlich fragte sie den Ritter, ob dies sein fester Wille sei, und als dieser entschieden bejahte, bat sie ihn mit steigender Begeisterung, von dem hoffnungslosen Beginnen, bei dem jeder Wagende verunglückt sei, abzustehen. Sie schilderte mit den lebhaftesten Farben die drohende Gefahr und das schreckliche Ende seiner Vormänner. Sie führte ihm zu Gemüthe, wie er selbst im Falle des Gelingens

in ihr als Gattin bald nur einen böſen Geiſt erblicken und ſie haſſen würde. Der Ritter erwiederte ihr mit feſtem Tone und bedeutungsvollem Lächeln: „Ich bin Mann; was ich beſchloſſen, führ' ich aus." —

Da ſtürzte Kunigunde, wie von einem Zauber ergriffen, zu ſeinen Füßen: „Fluch meiner Schönheit, wenn ſie Euch den Tod bringt! Eine Macht des Himmels zwingt mich, ſeit dem erſten Blick, Euch zu lieben. Ich will für Euch, doch Ihr ſollt nun und nimmer für mich ſterben. Wenn Ihr — wie ich nach dem, was Ihr für mich wagen wollet, nicht zweifeln kann, auch mich liebt, — o ſo laßt Euch erbitten! Steht ab von dem unſeligen Beginnen! Werbet nicht um die blutvergießende Hand einer Unglücklichen, die Eurer nicht würdig iſt!"

Der Ritter hob die Flehende empor, ernſt und trauernd, mit den Worten: „Ein Gelübde bindet mich, zu vollziehen, was ich beſchloſſen. Ich beklage Euch. Betet zu Gott, daß mein Beginnen nicht gelinge!" —

Kunigunde wagte einen ſcheuen Blick nach dem Ritter und ſagte: „Dieſe räthſelhaften Worte erfüllen mich mit Grauen. Ihr wagt für das Glück der Liebe Euer Leben und — wünſchet den Tod? Wie deut' ich das?"

Der Ritter erwiederte düſter: „Der Erfolg wird lehren, welche Strafe das Unrecht trifft!" —

Kunigunde, beängſtigt vom ſchauerlichen Vorgefühl einer nahenden Ohnmacht, verließ, um in einem ſolchen Zuſtande mit dem Ritter nicht allein zu bleiben, ſchnell den Saal. Als ſie ſich erholt hatte, und wieder zurückkam, ſchollen ihr ſanfte Lau-

tenklänge entgegen. Eine weiche Melodie begleitete die holden Betheurungen der zärtlichſten Liebe, von einer ſonoren männlichen Stimme herzdurchdringend vorgetragen. Kunigunde ſetzte ſich dem Ritter gegenüber; ſie wagte es aber nicht, ihre thränenfeuchten Augen auf den Sänger zu richten. Der Ritter ließ ſich nicht ſtören. Als das Lied zu Ende war, erhob er ſich und trat zu Kunigunden mit den Worten: „Wenn das Glück mir nicht günſtig iſt, ſo nehmt dieſen Geſang zum Abſchiede!“ —

Als der Ritter nun Miene machte, den Saal zu verlaſſen, ſprang Kunigunde, von Schrecken ergriffen, empor, und rief, ſich ihm entgegen ſtellend: „Wie! Ihr gedenkt doch nicht jetzt — —“

Der Ritter erwiederte ſanft, doch ernſt: „Die Sonne neigt ſich zu ihrem Ziele; auch ich ſchreite meinem Ziele entgegen, und eh' ſie untergeht, ſei mein Schickſal entſchieden!“ —

Kunigunde flüſterte mit ſchwacher Stimme: „Der Himmel ſchütze Euch!“ —

Der Ritter trat in den, von der Abendſonne gerötheten Burghof; ſein junger Knappe führte ihm das vom Purpurroth umfloſſene milchweiße Pferd entgegen. Der Ritter ſchwang ſich hinauf; der Knappe geleitete ihn bis zur Mauer. Sie umarmten ſich. Schon ſtand der Ritter auf dem obern Rande; er blickte zuerſt mit Ruhe in den gähnenden Abgrund, dann mit Zuverſicht zu dem flammenden Himmel empor. Der Knappe ging, die Arme auf die Bruſt gekreuzt,

neben ihm. Kunigunde ſank am Erkerfenſter auf die Knie, und hob die Hände betend empor.

Ritter und Knappe entſchwanden allmälig den Augen der ſchauenden Menge, welche, in tiefer Stille zuſammengedrängt, jeden Augenblick das Geraſſel des Sturzes und den Todesſchrei zu hören erwartete. Plötzlich — in dem Moment, da der letzte Glutrand der Sonnenſcheibe hinter den Gipfel des Gebirges hinabſank — erſchien der Ritter und ſein Knappe, vom Abendlicht verklärt, an dem entgegengeſetzten Ende der, die Burg umgebenden Mauer. Glücklich zurückgelegt war die Todesbahn! Freudengeſchrei ſcholl zum Himmel empor; Trompetengeſchmetter und Böllerknall verkündeten den über die Mächte des Abgrundes errungenen Sieg.

Kunigunde wankte, von zwei Zofen geleitet, dem Ritter, bang und freudig zugleich, entgegen. Als ſie ihn erreicht hatte, verwandelte ſich die Todesbläſſe ihres Geſichtes in glühendes Roth, und ſie ſprach mit zitternder Stimme:

„Edler Ritter! Empfanget den Glückwunſch der Glücklichen! Gelöst iſt mein Schwur, geſühnt der Geiſt meines Vaters, und mir geſtattet, frei zu ſchalten mit meiner Hand, für welche Ihr Euer Leben gewagt. Seht mich bereit, Euch als Gemahl und Herrn dieſer Burg zu erkennen! Geliebt es Euch, ſo wird der Jubel Aller, gleich mir, Euch als Ihrem Gebieter huldigen.“ —

Der Ritter, dem der Knappe zur Seite ſtand, heftete

auf Kunigunden einen Blick, welchen dieſe nicht zu ertragen vermochte; dann ſprach er mit Hoheit und Würde:

„Darf Jubel ertönen, wo Todesgeröchel aus der Tiefe ſtöhnt? Darf hochzeitlicher Purpur ſchimmern, wo das Blut der Zerſchmetterten die Felſen röthet? Des Vaters wilder Geiſt riß Euch dahin, den ſchönſten Gefühlen edler Weiblichkeit zu trotzen; der Geiſt der Liebe für den Einen, für den Auserwählten, blieb Euch fremd. In der Todesſchlucht ruhen die Opfer Eures Stolzes, Eurer Liebloſigkeit, und auf Euch, von Gott geſchaffen, einen biedern Gatten zu beglücken, laſtet ſchwere Blutſchuld. Weh' ruf' ich über Euch im Namen der Menſchheit! Euch band ein Schwur; wer aber zwang Euch zu dem Schwur? Unnatur und Entartung. Mit Gottes Hülfe hab' ich auf wohlgeübtem Roſſe das Wageſtück beſtanden, doch nicht in der Abſicht, um Eure Hand zu werben. Euer beſſeres Selbſt aus ſeiner Erſtarrung aufzuregen, und durch meinen Aufruf an die Ritter aller Gauen jeden Verblendeten aus ſeinem Wahne aufzuſchrecken und vom frevelhaften Wagniß abzuhalten, dies iſt der Zweck meines Unternehmens. Erblicket denn in mir den Letzten der Unglücklichen, die ihr Leben Eurer herzloſen Schönheit zum Opfer brachten! Nun aber bitte und beſchwöre ich Euch, fleht zu Gott, daß er Euren Geiſt erleuchte, Euer Herz erwärme! Sühnt Eure Blutſchuld! Macht Euch fähig und würdig, einen edlen Gatten als treue, liebevolle Lebensgefährtin zu beglücken! Iſt es Euch gelungen, dieſes ſchöne Ziel der Beſtimmung des echten, edlen Weibes zu erreichen, dann tretet in die Reihen der Menſch-

heit ein, und werdet glücklich, indem Ihr beglückt! Seht dann mich selbst bereit, Euch einen edlen Gatten zuzuführen, denn ich selbst kann Euer Gatte nicht werden. — Ich bin Adalbert, Landgraf von Thüringen, der geliebte Gatte des besten, edelsten Weibes auf Erden; erblickt sie hier in diesem Knappen — und lebt wohl!" —

Adalbert schwang sich auf das Roß, hob das geliebte Weib zu sich empor, und sprengte zum Thore hinaus.

Der segnende Nachruf Aller folgte ihm; Kunigunde sank bewußtlos zur Erde. Nach einer schweren und langen Krankheit wieder genesend, ging sie als eine Verwandelte und Neugeborne aus dem Seelenleiden der Reue und des Grams, geläutert und veredelt, mit liebevollem, weichem Herzen, hervor. Sie stiftete Messen und Armenspenden, und verlebte drei Jahre still und fromm, Wohlthaten übend, in einem zum Gebiete der Burg gehörigen Kloster.

Am Schlusse des dritten Jahres erschien der edle Landgraf von Thüringen am Gitter des Sprachzimmers; neben ihm stand Ritter Hugo von Erbach, Kunigundens Bräutigam, an dessen Hand sie am folgenden Morgen ihren feierlichen Einzug in die Kynast-Burg hielt.

Manche Salon-Schöne der Gegenwart wird, dem Zeitgeiste (vielleicht auch dem Zeitgespenste) gemäß, über die hartherzige Kunigunde den Stab brechen, und mit Recht; auch sind jetzt die Männer-Feindinnen ausgestorben, und wir sehen rings umher nur Männer-Freundinnen.

Die Mädchen, die jetzt weniger, als je zu Hausfrauen, das heißt: zu liebevollen, genügsamen Gattinnen und zu besorgten Müttern passen, suchen seit der Frauen-Emancipation mehr als je unter die Haube zu kommen, da die Frau nun ihr eigener Herr sein will.

Auch mancher Salon-Löwe wird gegen das Fräulein von Kynast deklamiren, da er, dem Zeitgeiste (vielleicht auch dem Zeitgespenste) gemäß, nicht zu begreifen vermag, wie ein Fräulein so unsinnig sein konnte, einem — wenn auch noch so bartgeschmückten — Männlein eine solche Zumuthung zu machen, und wie ein Herrlein der Schöpfung so unsinnig sein könnte, unter solchen Bedingungen als Brautwerber aufzutreten, da an Bräuten unter viel annehmbareren Bedingungen kein Mangel ist.

Wenn diese indeß von ihren Freiern und Gatten nicht offen und geradezu verlangen, daß sie sich aus Liebe zu ihnen in einen Abgrund und dem Tode in den Rachen stürzen sollen, so treiben sie den Unglücklichen doch an den Rand manches Abgrundes, in dem er zu Grunde gehen muß. Der Eine muß sich zu Tode tanzen, der Andere zu Tode singen, der Andere zu Tode seufzen, der Dritte zu Tode ärgern, der Vierte zu Tode arbeiten, der Fünfte zu Tode schämen; der Eine muß aus Eifersucht, der Andere aus Lebensüberdruß, Dieser als Opfer von Geiz oder Zwietracht in der Sippschaft, Jener aus Schwelgerei, oder aus Noth und Elend nach vorgegangener Verschwendungssucht, und so weiter, in's Gras beißen.

Es liegt ziemlich klar am Tage, daß der bei weitem

größere Theil der Ehen nicht der zufriedene und eigentlich glückliche iſt; es läßt ſich aber leicht begreifen, daß es kaum anders ſein kann, da nur wenige Ehen aus reiner Liebe, aus wahrer herzlicher Zuneigung, auf wechſelſeitige Achtung gegründet, und in der Abſicht, einander glücklich und das arme, ſchaale Leben reich und ſchön zu machen, geſchloſſen werden.

Die Einen heiraten aus Eigennutz. Die Braut bringt Geldſäcke, oder ſie iſt von mächtigen, einflußreichen Verwandten umgeben, die den Eidam, Schwager oder Vetter zu Glanz und Ehren emporheben.

Aus Stolz heiratet ein Fräulein in ihrem Gatten ſeinen Rang, oder den Ruhm des in irgend einem Fache Ausgezeichneten; aus Stolz heiratet der verarmte Vornehme eine reiche Greiſin; aus Stolz heiratet das nichtige Männlein die zänkiſche Witwe eines berühmt geweſenen Mannes.

Oft entſcheidet ein zufälliges Zuſammentreffen und ein günſtiger Augenblick. Ein Er und eine Sie begegnen ſich in einer glücklichen Conſtellation. Sie erſcheinen einander in vortheilhaftem Licht, in einer Art von innerer und äußerer Gala. Sie gefallen ſich im Augenblicke; ſie verlieben ſich in einander ſo plötzlich, wie der zündende Blitz in ein Pulverfaß fällt. Jedes von Beiden glaubt, das Andere ſei wirklich ſo, wie es erſcheint; Jedes erblickt im Andern nur die vorgekehrte ſchöne Seite; Keines von Beiden gibt ſich Mühe, das Andere näher kennen zu lernen. Der Bund für ein ganzes Leben wird in Eile geſchloſ-

ſen. Der Traum flieht, ſie erwachen; die getäuſchte Hoffnung zeigt ein trauriges Geſicht, und ſie lernen zu ſpät einſehen, daß Verliebtſein und Lieben von einander ſo weit verſchieden ſind, wie ein Sonnenſtrahl und ein Zündhölzchen.

Manche heiraten, weil ſie lange mit und neben einander lebten. Sie halten die Gewohnheit des Beiſammenſeins für Liebe und finden bald, daß Eines des Andern ſchon überdrüßig, und die Ehe zwar manche Bequemlichkeit, aber noch mehr lange Weile hat. Sie ziehen dann wie ein Paar jahrelang zuſammen geſpannte Miethpferde mit pflichtmäßiger Gleichgültigkeit, weder luſtig noch traurig, weder kalt noch warm, den Galawagen der Ehe über die breite Heerſtraße des alltäglichen Daſeins.

Manche Ehe kommt nur durch trübſelige Familienverhältniſſe zu Stande. Das Mädchen wird daheim von den Eltern hart behandelt, muß viel arbeiten, viel Launen ertragen; oder ſie gleicht einem Schifflein, das unter ihren Verwandten von den Wellen der Zwietracht hin und hergeworfen wird; oder ſie lebt unter dem Druck und von der Gnade einer alten böſen Tante. Da läßt ſich ein Freier blicken, der Nächſte, der Beſte — ſie ſieht in ihm nur den Erlöſer, und reicht ihm — er ſei nun weißer oder ſchwarzer Engel — im Fluge die Hand.

Das Fräulein erblickt einen Lion! Göttlicher Wuchs! Collier grec! Glacé-Handſchuhe! Bariton! Guter Tänzer! Freigebig mit vergötternden Schmeicheleien, vermiſcht mit ſtolzem Selbſtbewußtſein! Ach! und ſein Weltſchmerz,

mit Schnurbart! Wie intereſſant! Wer frägt nach dem Innern! Er wird geheiratet. Proſit Malzeit!

Hier erblickt Er die Lioneſſe. Er will nicht blindlings in's Ehejoch ſtürzen; er will ſich überzeugen, ob ſie ſeiner würdig iſt; er frägt: „Weiß ſie ſich zu kleiden? Tanzt ſie Quadrilles? Spricht ſie geläufig franzöſiſch und engliſch? Hat ſie die Mystères de Paris geleſen? Spielt ſie Whiſt, Hombre und Boſton?“ — „Ja, mein Herr!“ — „Gut!“ Sie wird geheiratet. Proſit Malzeit!

Hier ſitzt ein Mädchen, deſſen Phlegma es eben nicht ſchwer nähme, ſitzen zu bleiben; aber — die Aermſte fühlt lange Weile! Den böſen Dämon kann nur eine Liebſchaft verſcheuchen. Das Bedürfniß, die Leerheit des Herzens auszufüllen, der Wunſch, das ſtockende Innere in Bewegung zu ſetzen, bewegen ſie, in den Eheſtand zu treten. O der überglücklichen ſechs Wochen! Aber ach! warum muß in der ſiebenten Woche Alles anders ſein? Das Treibeis im Herzen vertreibt kein Gott; Amor's Fackel verliſcht im arteſiſchen Brunnen, dem die erforderliche Tiefe fehlt.

Ein Gegenſtück liefert die ſogenannte Geiſtreiche, die ſich entweder im Labyrinth einer verworrenen Phantaſie verirrt, oder, wie ein Luftballon ſteigend, in den hohen kalten Himmelsregionen verſchwindet. Sie hat ein paar hundert deutſche und noch mehr franzöſiſche Romane geleſen. Ihrem Herzen, flammend wie ein feuriges Nordlicht, kann nur ein männliches Herz genügen, welches Feuerſtröme wie ein tobender Vulkan auswirft, und ihrer wildbewegten Phantaſie kann nur die zügelloſe eines Phantaſten

entſprechen. Sie hat von mehreren Wiſſenſchaften einige Tropfen genippt, und glaubt nun das ganze Reich der Kenntniſſe in ſich aufgenommen zu haben. Sie möchte gerne ihrem Gatten überlegen ſein, bedenkt nicht, daß ihr Wiſſen doch nur ein oberflächliches Stückwerk iſt, und hält dafür, daß nur ein männliches Kraftgenie ihr ebenbürtig und ihrer würdig ſei. Was iſt das Ende vom Lied? Der wahrhaft Geniale merkt bald, daß dem Geiſte der Prätendentin mehr aufgetragene Schminke als echte Naturfarbe eigen iſt, und wählt eine Gefährtin, welche jener Geiſt durchglüht, der der ſchönſte und beſte aller Geiſter iſt: der Geiſt des Herzens, in dem Licht und Wärme himmliſch und wunderbar vereinigt ſind. Solide Männer von ſchlichter Art ſcheuen ſich vor der hochfliegenden Geiſtreichen. Sie wirft ſich endlich in ihrer Selbſttäuſchung einem vielſchwätzenden Schwärmer, oder aus Verzweiflung einem Proſaiker, den ſie tief unter ſich erblickt, an den Hals, und — das Unglück iſt fertig.

Hier heiratet eine Verblühende nur deshalb, um — nicht unverheiratet zu ſterben. Hier tritt ein lebensmüder alter Hageſtolz, nachdem er ausgetobt hat, in den Eheſtand, um bequemer zu leben, und nöthigenfalls eine Krankenwärterin zu finden. Eine ſtolze Schöne heiratet Dieſen oder Jenen, weil ſie ſich in den Kopf geſetzt hat, ihn zu erobern. Es gelingt; ſie werden getraut — und die Eroberung hat ihren Werth verloren.

Es gibt im Chore der Matronen ſo manche Heiratsſtifterinnen, die ſich ein eigenes Geſchäft daraus machen,

ein Paar Leutchen in's Ehejoch hineinzuſchwatzen. Wie's ausfällt, das kümmert ſie nicht. Die muß Den, und Der muß Die heiraten; — eine unſchuldige Paſſion! warum ſoll man ſie nicht befriedigen? — So wird ein Pärchen oft zuſammen gekittet, ohne es geahnt zu haben.

Entſchließen ſich nicht Manche von beiderlei Geſchlechtern oft blos deshalb zum Heiraten, weil das Eine ſieht, daß es vom Andern geliebt wird? Zuvorkommend gezeigte Liebe weckt nicht ſelten Gegenliebe. Manche heiraten nicht aus Herzens-Liebe, ſondern blos aus Geſelligkeits-Liebe, und wegen ihres Hanges, ein Haus zu machen. Und ſo heiratet der Gewerbsmann, weil er eine Frau im Hauſe braucht; der Förſter, um nicht im Walde allein zu ſein; der Schauſpieler wegen des doppelten Gehaltes; der gering beſoldete Beamte, weil man im Gaſthauſe zu theuer lebt, und ſo weiter.

Aus allem dem geht ziemlich deutlich hervor, daß wahre Liebe ſelten der eigentliche Beweggrund zum Heiraten iſt, und daß, beim Lichte beſehen, die meiſten Ehen einen Beweis liefern gegen das Sprichwort, daß die Ehen im Himmel geſchloſſen werden.

Werden ſie aber auch nicht im Himmel geſchloſſen, ſo unterliegt es doch keinem Zweifel, daß im Eheſtande die zwölf Himmelszeichen eben ſo gut wie im Kalender, und in den zwölf Monaten regieren, und nur in einer andern Ordnung auf einander folgen.

Eheleute leben in den Flitterwochen ſo einig, friedlich, zufrieden und glücklich, wie die Himmels-Zwillinge.

Die holde Neuvermählte erſcheint dem Gatten noch immer als das bräutliche, zärtliche, liebevolle Sternbild der Jungfrau, während er, für die Theure ſanft wie ein Lamm, gegen jedes Weſen, welches der Erwählten feindlich begegnen wollte, voll Muth und Kraft, wie ein Löwe, kämpfen würde. Nicht vergebens regiert der Schütz. Dem von Liebe begeiſterten Gatten iſt kein Ziel zu fern, zu hoch; er will, er wird, er muß es erreichen für Sie, die ſein Alles iſt hienieden. Seine Liebe verbürgt ihm das Erreichen des Zieles, ihre Liebe den Lohn für das Erreichte.

Nun tritt das Himmelszeichen der Wage ein. Beide Ehegatten fangen an zu erwägen und abzuwägen. Sie erwägt, daß ſeine Freigebigkeit abzunehmen anfängt; ach! Herz- und Geldbeutel ziehen ſich zuſammen. Er erwägt, daß ihre Reize abzunehmen anfangen, während ihre Putz-, Gefall- und Unterhaltungsſucht zunimmt. Sie erwägt, daß er auch ohne ihre Geſellſchaft leben kann; Er erwägt, daß ſeine Geſellſchaft ihr eben nicht als etwas Unentbehrliches erſcheint; Beide erwägen, daß ihre Liebe nun leichter wiegt als vorher, folglich auch ihr Glück. Sie fangen nun an zu erwägen, daß die Liebe eine jüngere Schweſter der Freundſchaft, und daß Amor ſtatt des Bogens eine Dukatenwage in der Hand hat, womit der Schelm nicht nur Dukaten, ſondern auch Handlungen, manchmal ſogar Mienen und Worte, abwägt, und ſie erwägen dann, daß nicht Alles Gold iſt, was glänzt, und umgekehrt, daß Manches recht ſchön glänzt, ohne Gold zu ſein.

Ein Glück noch, wenn Beide einander nicht geradezu mit falſchem Gewichte betriegen!

Nun folgt ein anderes Himmelszeichen: der Krebs, der einen bedeutenden Einfluß auf das Ehepaar nimmt. So wie der Krebs ſeine alte Schale ablegt und dafür eine neue bekommt; ſo legt auch Gatte und Gattin die alte Geſtalt ab, und Jedes erſcheint dem Andern in einer anderen. Beide ſcheinen bei dieſer Veränderung auch, gleich dem Krebſe, einen neuen Magen zu bekommen, den ſie jetzt benöthigen, um ſo Manches in ihrem wechſelſeitigen Benehmen beſſer vertragen zu können. Wie dann in dieſer Periode nicht ſelten die häusliche Ruhe und Zufriedenheit den Krebsgang geht, iſt eine in der kleinen und großen Welt nicht unbekannte Sache.

Jetzt folgt das Himmelszeichen des Skorpions, der mit dem Krebſe große Aehnlichkeit hat. So wie bei jenem Inſekt Kopf und Bruſt in Eins verwachſen ſind, eben ſo quartirt ſich auch bei dem Ehepaar das verkohlte Herz in den Kopf ein, das heißt, in den kalten, berechnenden Verſtand. Uneinige Eheleute haben ſo gut, wie der Skorpion ihren Stachel, mit dem ſie einander verwunden, und ihr Gift, das ſie in die Wunden fließen laſſen, welche um ſo gefährlicher ſind, je mehr der Skorpion vor dem Stiche gereizt wurde. Sie gleichen den Skorpionen oft leider ſogar darin, daß ſie einander, gleich dieſen, anfallen, und — im moraliſchen Sinne — auffreſſen.

Nun kommen drei Himmelszeichen, die man nur nen-

nen darf, um zu wiſſen, daß ſie im ehelichen Leben nur als Sinnbilder der Streitſucht und Heftigkeit erſcheinen können: der Widder, der Steinbock und der Stier. Der Gatte verwandelt ſich nun in einen Haustyrann, die Gattin, nach dem Ausdruck der Gerichtsſprache, in ein eheliches Gegentheil. Die Hörner der Zwietracht manövriren gegen einander, und es fehlt — bei den niederen Ständen nicht an blauen Flecken, bei den höheren nicht an moraliſchen Hieb- und Stoßwunden von Kränkungen und Vorwürfen.

Nachdem beide Theile ſich lange genug gepeinigt und abgequält, und das Leben einander verbittert haben, erſcheint am ehelichen Horizont das Himmelszeichen des Waſſermannes. Das Feuer iſt erloſchen; das Waſſer hat geſiegt und erreicht nicht ſelten den Gefrierpunkt. Beide Parteien, des langen Guerilla-Krieges müde, ſchließen endlich eine Art von Neutralität oder Waffenſtillſtand, und leben im letzten Himmelszeichen, wie zwei Fiſche mit kaltem Blute, mit einer einzigen Herzkammer und ohne Stimme, im wäſſerigen Elemente zahnloſer Gleichgültigkeit. Eine Aehnlichkeit dieſer Fiſch-Eheleute mit den Fiſchen zeigt ſich auch darin, daß ſie, gleich den letzteren, keine Zuneigung gegen einander hegen, oft ſogar nicht einmal eine Geberdenſprache beſitzen, um ſich ihre Empfindungen mitzutheilen. Der Ueberlebende bedauert dann den Geſchiedenen ungefähr ſo, wie jener Fuhrmann ſein Pferd, der es des Genuſſes von Heu und Hafer entwöhnen wollte: „Schade um den guten Schimmel! Schon hatte er ſeit acht

Tagen nichts zu ſich genommen, und eben jetzt muß er mir ſterben!"

Glücklich zu preiſen ſind nur jene Paare, die in und für einander leben, und an deren Ehehimmel nur ein einziges Himmelszeichen regiert: die Venus, der hellſte und glänzendſte Planet unſeres Sonnenſyſtems, der Herold der aufgehenden Morgenſonne der Liebe, und ihr treuer Begleiter noch beim Untergange. Schöner, milder, holder Morgen- und Abendſtern! Du biſt der echte Leit- und Glücksſtern der irdiſchen Pilgerreiſe unſeres Lebens!

Werthers und Wilhelm Meiſters Reiſeabenteuer.

(Ein literariſches Märchen ohne Ende.)

Spinette und Salatiello.

Die ſchönen Flitterwochen des Eheſtandes gaukeln luſtig und glänzend dahin, wie die Schmetterlinge, aber auch — eben ſo flüchtig und beſtandlos wie ſie, und es folgt dann ein langſamer Stundenzug, ähnlich den träg hinſchleichenden Raupen.

Einen neuen Beweis dieſer Veränderung in den Lebensdekorationen lieferten Spinette und Salatiello. Wir ſehen ſie in dem ſchönſten Prunkſaale, auf den äußerſten Enden eines großen, langen, von weichen Polſtern ſchwellenden Sopha's ſitzen, ſtumm, mitunter ſogar gähnend. Die Nachfolgerin überſättigter Zärtlichkeit, die liebe lange Weile, ſchwebte wie eine Nachteule mit bleiernen Fittigen über ihnen. Spinette ſchaute verdrießlich auf die ſchönen Ringe an den ſchönen Fingern hinab, Salatiello durch die hohen Bogenfenſter in das Blaue hinauf. Beiden war's auf den Geſichtern zu leſen, daß ſie vor wenigen Minuten den erſten ehelichen Zwiſt gefeiert hatten, welcher gewöhnlich ein zahlreiches Gefolge mit ſich bringt, eine Schaar von unheimlichen trübſinnigen Geiſtern, mit Neſſeln und Diſteln bekränzt, mit Roſendornen umgürtet.

Um jenen bleiernen Raub- und Nachtvogel zu verſcheuchen, entſchloß ſich das Pärchen endlich, das eiskalte Schweigen zu brechen. Und ſo ſeufzte denn in der einen Ecke des weichſchwellenden Sopha's die reizende Spinette: „Das iſt nicht auszuhalten!“ — In der anderen Ecke Salatiello: „Das iſt zum Verzweifeln!“ —

Zur guten Stunde trat Panſophorin, der Bibliothekar, in den Saal, erkannte auf den erſten Blick die Lage der Dinge, vernahm mit herzlichem Entzücken die Klagen der jungen Ehekonſorten, und überraſchte ſie dann mit der erfreulichen Nachricht, daß die koſtſpielige Bücherſammlung, die Quinteſſenz der Geiſtesſchätze aller Zeiten und Völker, in beſter Ordnung aufgeſtellt ſei.

„Wirklich?“ gähnte Salatiello, und Spinette begleitete das Schlagwort mit einem wehmüthigen Lächeln, an welches ſie ein lahmes „So?“ heftete.

Die Zauberbibliothek.

Panſophorin, der ſogleich merkte, daß es nöthig ſei, der drohenden Gefahr einer Stockung in dem Converſationsſtücke zuvorzukommen, lobte mit einem Schwall von Worten die Schönheit der Einbände und die kunſtreiche Anordnung zu einem harmoniſchen Farbenſpiel, welches ganze Landſchaften und Gebäude, ſogar Figuren von Menſchen und Thieren in der angenehmſten Mannigfaltigkeit darſtelle. Er wußte dies ſo lebhaft, ſo angenehm vorzutragen, daß es ihm endlich gelang, die Aufmerkſamkeit der anfangs ſehr gleichgültigen, beinahe ſchläferigen Zuhörer endlich bis

zur Neugierde zu ſteigern. Als der Bibliothekar nun mit feuriger Beredſamkeit ſchilderte, wie zweckmäßig und ſinnreich er das ganze Bücher-Corps nach den verſchiedenen Fächern der Literatur zuſammengeſtellt habe, daß z. B. die Schäfergedichte förmliche Blumenbeete, die hiſtoriſchen Werke grandioſe Geiſtererſcheinungen und Schattenſpiele der Vorwelt, die philoſophiſchen einen ganzen Wolkenhimmel nicht ohne Irr-, Nebel und Wandelſterne, die kritiſchen eine Reihe von Parforce-Jagdſtücken, die Tragödien das rothe und todte Meer, die Sonetten-Poeſie ein chineſiſches Glockenſpiel, die Oden funkenſprühende, ziſchende Feuerwerk-Raketten und kleine Vulkane, die Schriften der Arzneikunde einen Kirchhof mit einem zierlichen Leichenhauſe und mit unzähligen Leichenſteinen, die Romane einen buntſcheckigen Jahrmarkt und ſo weiter darſtellten: da ſprangen Beide vom Sopha auf, und verlangten alſogleich in dieſes, alle Bibliotheken beſchämende Meiſterſtück eines Bücherſaales geführt zu werden, welches Panſophorin als Magier mit ſolcher Leichtigkeit zu Stande gebracht habe.

Als Spinette und Salatiello in den ungeheuren Raum des hohen Saales eintraten, überreichte Panſophorin jedem der beiden Schauluſtigen ein für dieſes literariſche Panorama eigens verfertigtes Sehrohr. Das Ehepaar überließ ſich ganz dem Entzücken der Augenweide. Der Magier erhielt nebſt einer übermäßigen Belobung eine mäßige Gehaltserhöhung. Mehr als Beides erfreute den Tauſendkünſtler Salatiello's Aeußerung, daß eine ſolche Bücherſammlung zu

den ſchönſten und intereſſanteſten Gegenſtänden für Gemüthserheiterung und Geiſtesgenuß gehöre.

Der Bücherſaal genoß nun wirklich die Ehre, beinahe einen vollen Monat hindurch täglich beſucht zu werden, bis er endlich, das Schickſal alles Irdiſchen theilend, immer weniger bewundert, endlich ganz vergeſſen wurde. Nun fing die lange Weile wieder ihr altes Recht zu behaupten an, und Panſophorin wurde dringend aufgefordert, ein neues Zauberſtückchen zu liefern. Nachdem mancher Verſuch des willfährigen Künſtlers die erwartete Wirkung kaum zur Hälfte gethan hatte, mancher andere ganz mißlungen war, fiel der weiſe Mann endlich auf eine neue Idee, von welcher er ſich einen ungeheuren Effekt verſprach. Er führte das vor Neugierde brennende Ehepaar vor jene Abtheilung der Bibliothek, welche die Romane und die erzählenden Dichtungen überhaupt enthielt, und verſprach, durch die Kraft der Magie, die er theils in dem fixirenden Auge, theils in der beweglichen Naſenſpitze beſaß, nicht nur alle Romanenhelden und Romanheldinnen, ſondern auch manches andere imaginäre Bücherperſonale ſo zu beleben und ihr geiſtiges Weſen ſo zu verkörpern, daß ſie als wirkliche Perſonen erſcheinen, ſelbſtſtändig ſprechen und handeln, und zur anmuthigſten Kurzweile eine förmliche Tragikomödie aufführen ſollten. Dieſes Schauſpiel, verſicherte Panſophorin, habe nebſt der Beluſtigung, die es gewähre, noch den beſonderen Vortheil, daß die Zuſchauer dadurch die poetiſchen Meiſterwerke aller Völker und Zeiten würden kennen lernen, ohne eine Zeile davon geleſen zu haben.

Die Schachpartie im Geisterreiche.

Der Vorschlag wurde freudig angenommen, und Pansophorin legte sogleich Hand an's Werk. Das Zusammentreffen der Schauspieler veranstaltete er auf eine Art, die selbst wieder eine eigene Art von Unterhaltung bewirkte, indem er Spinetten und ihrem Gemahl zwei diamantene Vasen gab, worin die Namen sämmtlicher Bücherhelden und Heldinnen, mit Mondstrahlen auf Rosenduft geschrieben, lagen. So wie nun aus der einen Vase der Name eines Bücherhelden, aus der anderen der Name einer Bücherheldin gezogen wurde, mußte dasjenige imaginäre Wesen, welches denselben im Buche führte, neubelebt in der Wirklichkeit erscheinen, und es begann eine förmliche Schachpartie im Geisterreiche.

Spinette und Salatiello, zugleich Spieler und Zuschauer, zogen theils aus ungeduldiger Neugier, theils ohne es selbst zu wissen, die Namen aus den beiden Vasen so hastig-schnell, daß die meisten der handelnden Schachfiguren nur flüchtig über die Zauberbühne dahineilten. Eben dadurch aber gewann das Stück bedeutend an beweglicher Lebendigkeit, an Mannigfaltigkeit, Theatercoups und Interesse, und es erhielt durch den rastlosen Wechsel von Personen, Charakteren und tragikomischen Situationen die beiden Zuschauer in so ununterbrochener Spannung, daß sie, obschon das ganze Lust- und Schauspiel nicht weniger als vierzehn Tage dauerte, dennoch über keine Längen sich zu

beklagen fanden, mithin auch keine lange Weile fühlten. Horcht! die dramatiſche Schachpartie im Geiſterreiche beginnt.

Werther und Wilhelm Meiſter.

In dem Zimmer, welches ehedem die liebliche Marianne bewohnt hatte, ſaß nun Göthe's Wilhelm Meiſter, höchſt mißvergnügt, ja ganz deſperat über die Schmach, welche ein gewiſſer Puſtkuchen ihm zugefügt hatte; der Aermſte ſtöhnte aus ſchwergedrückter Bruſt.

„Es iſt nicht auszuhalten! Denke ich an meine echten Lehrjahre, ſo hüpft mir das Herz vor Freude; aber die Schmach der mir aufgedrungenen Wiederholung bringt mich zur Verzweiflung. Es iſt zu viel! Ich kann's nicht ertragen. Weh über dich, unſeliger Stiefvater Puſtkuchen!"

Der arme Wilhelm verſank immer tiefer in ſeine Melancholie, und ſeine Seele wurde immer düſterer. Endlich faßte er den Entſchluß, die erlittene Schmach nicht zu überleben. Unglücklicher Weiſe lag eine Piſtole auf dem Tiſche. Er griff darnach, ſetzte ſie an die Stirn und ließ ſie — nicht knallen, ſondern fallen, denn er erſchrack heftig, da in dem Augenblicke, als er den Hahn drücken wollte, die Thür aufging, und ein junger Mann im blauen Frack und gelben Beinkleidern in's Zimmer hinein ſprang, ihm entgegen flog, und ihn unter den zärtlichſten Liebkoſungen tauſendmal willkommen hieß.

Wilhelm Meiſter entzog ſich nur mit vieler Mühe den ſtürmiſchen Umarmungen, drängte den Ueberzärtlichen

von ſich weg und ſagte: „Wer ſind Sie, mein Herr? Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen.“

Aber Jener rief dagegen: „Wie? Du kennſt mich nicht? kennſt Deinen älteren Zwillingsbruder nicht? kennſt den weltberühmten Werther nicht?“

Nun ſchien Wilhelm Meiſter aus einem Traume zu erwachen. „O Himmel!“ (ſagte er) „wie war's denn möglich, daß ich Thor nur einen Augenblick Dich verkennen konnte? Die Familien-Aehnlichkeit unſerer Geſichtszüge, die unſere Abkunft von dem Einen herrlichen Vater ſo unverkennbar ausſpricht, wie konnte ſie mir nur einen Augenblick entgehen?“ —

Nun fingen die wechſelſeitigen Freudenergießungen an, worin die edlen Zwillinge gegen einander wetteiferten. Was ſie ſagten, war ſo natürlich, ſo wahr, ſo warm, und dabei doch ſo ſchön und in ſo gewählten Ausdrücken vorgetragen, daß es auf der Stelle im Druck erſcheinen konnte. Als endlich die wackern Zwillingsbrüder etwas ruhiger wurden, zog Werther einen Brief aus der Taſche, hielt ihn feierlich empor, und legte ihn dann mit einer Miene, die von Entzücken leuchtete, in Meiſter's rechte Hand.

„Von wem?“ fragte dieſer.

„Von unſerm Vater,“ erwiederte Werther.

„Vater Göthe!“ ſchrie Meiſter auf, daß es von allen Wänden zurückprallte: „Lebt er noch?“

„Er lebt und liebt Dich eben ſo,“ (ſagte Werther) „wie alle Welt ihn und uns Beide liebt.“ —

Meiſter las nun den Brief ſeines verehrten Vaters

mit Entzücken, ließ dann die Arme ſinken, und ſagte mit wehmüthigem Tone: „Und ich Undankbarer wollte mich tödten!“

„Tödten!“ rief Werther voll Entſetzen.

„Ja!“ murmelte Meiſter: „Erſchießen wollt' ich mich mit eben der Piſtole, die hier auf dem Boden liegt, und die ich fallen ließ, weil ich, ſie an die Stirne ſetzend, erſchrack, als Du, geliebter Bruder, plötzlich eintrateſt.“ —

„Erſchießen? wiederholte Werther kopfſchüttelnd.“ — Das hab' ich, leider einmal ſelbſt gethan; ich geſtehe aber nun offenherzig, daß es eben nicht das Klügſte war, was ich in meinem Leben gethan habe. Glaube mir, Bruder, es kommt mit dem Erſchießen nichts heraus! Geduld, Vernunft und Zeit! damit kann man gar Vieles überſtehen, was man für unerträglich hält. Ich ließ mich vom Leben zu ſehr überwältigen, ſo wie Du bald ein Opfer der Kunſt geworden wäreſt. Laß' uns nun unſere wechſelſeitigen Erfahrungen zuſammenhalten, ſo kann uns Beiden geholfen werden. Führe Du mich in das Reich der Kunſt, damit das Leben über mich nicht zu viel Gewalt bekommt! Ich will Dich dagegen mehr mit dem Leben vertraut machen, damit Dich die Kunſt nicht gar zu ſehr ſublimire. Und ſo wie ich der Liebe zu meiner weltberühmten Lotte entſage, ſo vergeſſe Du der Injurien deines unberühmten Stiefvaters Puſtkuchen. Ich habe Deinen Schmerz in der Ferne vernommen, bin deshalb zu Dir hergeeilt und habe Dir das Troſtſchreiben vom Vater Göthe mitgebracht.“

„Ja!“ rief der entzückte Meiſter: „Es wirkt auf

mich mit eben der Zauberkraft, mit welcher ſeine Worte auf alle Menſchen wirken." —

Die beiden Brüder umarmten ſich mit innigſter Zärtlichkeit.

Mimili = Lisli = Elſi.

Während die Brüder einander noch in den Armen lagen, pochte es ziemlich ſtark an der Thür, und eintrat eine ſchöne kräftige Dirne in anmuthiger Schweizertracht. Werther, etwas unwillig, in der rührenden Scene der langentbehrten Herzensergießung unterbrochen zu werden, ſagte barſch: „Hübſche Dirne! was ſuchſt Du hier? Du haſt Dich vermuthlich verirrt? —

„Ei! was gäb's da auch viel zu verirren?" ſagte die rüſtige Schweizerin mit kräftig klingender Stimme. „Ich habe angepocht, wie's bei euch Stadtleuten üblich iſt, und weil Niemand: „Herein!" rief, ſo komme ich ungerufen. Ihr Herren kennt mich nicht, und macht große Augen; glaub's gerne! Ich ſuche einen ſichern Wilhelm Meiſter; hab' viel von ihm gehört und will ihn kennen lernen. Ich bin Clauren's Mimili — oder, wenn ihr wollt — auch ſeine Lisli oder gar die Elſi, denn er nennt mich bald ſo, bald ſo, wie's ihm beliebt. Eigentlich bin ich aber doch immer nur eine und dieſelbe Perſon. Wie gefall' ich Dir, Meiſterli? Dir möcht' ich wohl gefallen; der Andere da, iſt mir gar zu ſchwermüthig."

„Soll ich — (ſagte Meiſter) wie die Schweizer es lieben, — recht aufrichtig ſein, ſo muß ich geſtehen, daß

Du zwar eine hübſche rüſtige Dirne biſt; ich merke aber auch, daß Du eine Natur oder vielmehr Natürlichkeit affektirſt, die Dir eben nicht angeboren zu ſein ſcheint. Für eine echte Schweizerin halt' ich Dich nicht." —

„Ei Du wüſtes Büble!" ſagte Mimili-Lisli-Elſi, — „Gib's nicht gar ſo hoch! Es haben mir ſchon viele wackere Leute den Gefallen gethan, mich für eine Schweizerin gelten zu laſſen. Nimm's nicht gar ſo genau!" —

Und Meiſter nahm's auch bald nicht mehr gar ſo genau. „Schweizerin oder nicht!" — ſagte er lächelnd — „Eine hübſche Dirne biſt Du auf jeden Fall. Mit der Kunſt hab' ich bisher vollauf zu thun gehabt; ich will's nun einmal auch mit der Natur verſuchen."

Mit dieſen Worten umarmte Meiſter das blühendſchöne Mädchen und küßte ſie herzlich. Mimili-Lisli-Elſi duldete den Kuß, ſah den Küſſenden ſchalkhaft an, und ſagte: „War das nun Kunſt oder Natur?" —

Jetzt ſprang Werther zürnend hinzu, riß den Zwillingsbruder von dem Mädchen weg und ſagte: „Sie iſt zu ungebildet für Dich, und von Sentimentalität iſt nun vollends nicht die geringſte Spur an ihr zu finden." —

„Ich," erwiederte Meiſter, „ich finde im Gegentheil an ihr mehr Kunſt als Natur. Iſt ſie noch etwas roh, ſo rührt das von den Alpen her, und die Sentimentalität ſchenk' ich ihr gerne, weil ſie wirklich recht hübſch iſt; denn in der Schönheit vereinigen ſich Kunſt und Natur, wie Duft und Farbe in der Blume."

„O Du Verblendeter!“ seufzte Werther! Ich eile unserm Vater Deine **Mesalliance** zu melden.“

Iphigenie auf Tauris.

In diesem Augenblicke flog die Thür auf, und mit feierlichen Schritten schwebte eine hohe weibliche Gestalt herein. Ein weites faltenreiches Gewand umfloß den schönen Leib; ein Schleier wallte von der Scheitel bis zur Sohle leichtflatternd hinab; und ein grünglühender Lorbeerkranz schmückte die dunkle Lockenfülle. Die sonderbare Gestalt stellte sich schweigend vor den erstaunten Meister. Ihr Blick drang in sein Innerstes. Nach einer ziemlich langen Pause begann sie endlich: „Frevler! Du willst mich nicht kennen? mich, die ich das Ideal der Weiblichkeit bin — Iphigenia auf Tauris!“

Nach diesen Worten wendete sie sich zürnend an Mimili-Lisli-Elsi: „Zurück, Du gemeine Dirne! Du natürliche Unnatur! Wie kannst Du es wagen, hier zu erscheinen, wo die höchste Kunst veredelter Natur sich zeigt?“

Diese Anrede machte auf Meister einen solchen Eindruck, daß er sich sogleich vom Mimili-Lisli-Elsi entfernte, und dem Ideal der Weiblichkeit augenblicklich die feurigste Liebeserklärung that. Werther, der über die Zurücksetzung der hocherröthenden Schweizerin das innigste Mitleid fühlte, näherte sich jetzt der vor wenigen Augenblicken noch Verschmähten, die in der ersten Aufwallung des Zornes den reuigen neuen Verehrer sogleich gefällig aufnahm.

Und ſo blieb denn Werther der Natur getreu, während Meiſter der Kunſt huldigte.

Meiſter und Iphigenia verwickelten ſich bald in ein ſehr intereſſantes Geſpräch über die Kunſt; und da die Kunſt-Schöne über ſich ſelbſt dem Wißbegierigen zu wenig Auskunft gab, brachte Meiſter einen großen Folianten herbei, die Tragödien des Euripides, deſſen Iphigenia ſie nun zuſammen laſen, und zwar in griechiſcher Sprache mit beigefügter lateiniſcher Überſetzung, womit ſie zugleich die deutſche von Bothe verglichen.

Abällino-Flodoardo.

Werther und Mimili-Lisli-Elſi gingen, um die in ihre Kunſt- und Menſchenſtudien ſich Vertiefenden nicht zu ſtören, in das Nebenzimmer. Kaum waren ſie da eingetreten, und wollten eben den glücklichen Augenblick des erſten Kuſſes feiern, als ein ſtämmiger wilder Kerl, unter deſſen genial übergeworfenem dunkelbraunen Mantel ein hellrothes Unterkleid hervorglühte, gewaltig auftretend in das Zimmer hineintrabte, Mimili-Lisli-Elſi feurig umſchlang, und mit kräftiger Stimme ausrief: Folge mir Banditenbraut! Ich bin Abällino, der große Bandit, welchen Du, wenn die ſchöne Literatur Deutſchlands Dir nicht fremd iſt, aus Romanen und Schauſpielen zur Genüge kennen mußt."

„Abällino Du?" ſchrie Mimili-Lisli-Elſi: „Fort! ich habe von Dir gehört, aber nichts Anderes als

Greuel und Schandthaten. Abſcheulicher Menſch und Unmenſch! Mörder! Räuber! „Allez-vous-en!“

Mit dieſen Worten ſank die Schöne, ſo gut ſich's thun ließ, faſt ohnmächtig in Werther's Arme. Dieſer wollte gegen den Verwegenen mit Ungeſtüm losfahren, aber — der Unhold war im Augenblick verſchwunden, und an ſeiner Stelle ſtand ein bildſchöner Jüngling im ſchönſten ritterlichen Hauskoſtüm da. Mimili-Lisli-Elſi erwachte ſogleich aus ihrer Ohnmacht, und der Verwandelte ſagte zu ihr mit dem weichen Schmelz der zärtlichſten Stimme: „Geliebte! auch dem Flodoardo kannſt Du zürnen? Ihm der nur für Dich lebt, und ohne Deine Liebe vergehen muß?“ —

Das war zu viel! Mimili-Lisli-Elſi drückte dem verblüfften Werther die Hand, küßte ihn, und ſagte: „Adieu, Schatz! Nimm mir's nicht übel! der Flodoardo gefällt mir beſſer als Du, und Du weißt ja, daß ich natürlich bin.“ —

Bei dieſen Worten ging ſie mit Abällino-Flodoardo, der ſie umſchlungen hielt, ſo gleichgültig zur Thüre hinaus, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Werther rief ihnen aber mit bewundernswürdiger Contenance d'esprit nach: „A Dieu parti! Thut, was ihr wollt! Erſchießen werde ich mich auf keinen Fall mehr, denn wer das einmal verſucht hat, läßt es zum zweiten Male bleiben!“ —

Werthers Lotte.

Die Nacht ſank auf die Erde und hüllte ſie in einen unendlich weiten ſchwarzen Domino. Wer ſchlafen wollte und konnte, der ſchlief. Auch Werther und Meiſter gingen zu Bette; aber der gute Werther genoß des holden Schlafes nicht lange. Ein unheimliches Zupfen an ſeiner, mit himmelblauem Damaſt überzogenen Bettdecke weckte ihn. Er ſchlug die Augen auf, fuhr empor, und — ſiehe da! wer ſtand vor ihm? Eine Madame, und zwar keine andere als die weltberühmte Lotte, derentwegen er ſich erſchoſſen hatte. Sie gab ihm eine ſchallende Ohrfeige, und kreiſchte mit gellender Stimme und einem näſelnden Tone: „Iſt dies die ſchreckliche Liebe, die Du für mich zu fühlen die Welt überreden wollteſt? Und heute fingſt Du eine Amour mit der unechten Schweizerin an, die von der Moral ſo wenig kennt, als die übrigen Kinder ihres galanten Vaters? Du biſt nicht werth, daß Göthe Deine Geſchichte im Druck herausgegeben hat, daß ſo viele Empfindſame über Dein Schickſal Thränen vergoßen, oder ſich wohl gar gleich Dir erſchießen wollten. Wiſſe denn, Frevler! Ich werde alle Auflagen jenes bewunderten Werkes konfisciren, damit Du von aller Welt vergeſſen wirſt. Du warſt es nicht werth, dich meinetwegen erſchießen zu dürfen; nur darum biſt Du noch am Leben und — dennoch erſchoſſen. Jetzt thue, was Dir beliebt! Mich geht's nichts an, denn — ich verſchwinde." —

Fauſt und der Fauſtkampf.

Wer ſchon eine Geiſtererſcheinung der Art ſelbſt erlebt hat, der kann ſich leicht vorſtellen, wie dem armen Werther zu Muthe war. Ich will daher den langen Monolog, welchen er nach Lottchens Verſchwinden im Bette hielt, nicht anführen, ſondern ſogleich den folgenden Auftritt erzählen.

Der ſanfte Jüngling ſchlummerte zuckerſüß und hatte die reinſten Träume von Iphigenien, die, um den Anſtand und ihren guten Ruf nicht zu verletzen, in einen Buchladen gegangen war, deſſen humaner Eigenthümer es ſich zur beſondern Ehre ſchätzte, dem Ideal der Weiblichkeit eine Nachtherberge zu geben.

Meiſter lag zuerſt ſehr ruhig, wurde aber immer unruhiger, wie die See, wenn ſie einen nahen Sturm wittert. Und er hatte auch ganz recht; denn aus der Tiefe des großen Zimmers trat eine wunderbare Geſtalt hervor, ſchwarz gekleidet, das blaſſe Geſicht von einem dichten ſchwarzen Barte umſchattet. Mit hohler Stimme rief das dunkle Weſen: „Meiſter! Meiſter! Meiſter der Natur und der Kunſt wirſt Du eben ſo wenig, als ich es geworden bin. Zu viel wiſſen iſt nicht gut, und Alles ergründen wollen iſt Narrheit, und dieſe Narrheit übermäßiger Wißbegierde iſt ein böſer Geiſt; darum hat mich der Teufel geholt. Uebrigens rathe ich Dir, weder zu tief in das Grab der Vergangenheit hinabzuſteigen, noch zu hoch in den Wolkenpalaſt der Zukunft hinauf zu fliegen, ſondern hübſch auf der ebenen Ober-

flächlichkeit der Gegenwart, die bald ſteinig, bald blumenweich iſt, zu bleiben, und nie mehr ſein zu wollen als ein Menſch, wie der Menſch iſt. Sei Du nur das ganz ſo, wie ſich's gebührt, ſo biſt Du für dieſe Erde der Mann." —

Meiſter, halb wach, halb im Schlafe, rief: „Sollteſt Du nicht etwa gar der berüchtigte Fauſt ſein? —

Das dunkle Weſen erwiederte mit dumpfem Tone: „Ja freilich bin ich der Fauſt, und zwar Göthe's Fauſt, dem die engliſchen Kritiker im **Foreign quarterly** an den Leib gehen." —

In dieſem Augenblick ſtürzte ein anderes, eben ſo geſtaltetes und gleichkoſtümirtes Weſen aus dem Hintergrunde hervor, und ſchrie: „Auch ich bin Fauſt, und zwar Klinger's Fauſt, und noch dazu ein Teufelskerl, der's mit Jedem aufnimmt."

Plötzlich ſtand noch eine dritte Geſtalt da, und rief: „Auch ich bin Fauſt, und zwar der Fauſt vom Maler Müller aus Rom." —

„Ei!" ſagte ein viertes Weſen derſelben Art: „Wenn ſchon drei Fäuſte da ſind, ſo nehmt auch mich noch dazu! Bin ich auch kein rechter Fauſt, ſo bin ich doch ein Fäuſtlein, Klingemanns Männlein, ſauber gedruckt und ſogar auf mehreren Bühnen Deutſchlands mit Beifall adjuſtirt und aufgeführt." —

Gegen den artigen vierten Ankömmling vereinigten ſich die drei Erſtern und jagten ihn zur Thür hinaus. Als dies geſchehen war, ſtellte ſich das Kleeblatt, während Meiſters Convulſionen immer ſtärker wurden, gegen einander,

ſchaute ſich mit großen Augen voll Verwunderung an, und ſagte: „Wer von uns iſt nun der rechte Fauſt? Das kann ja doch nur Einer ſein?

Mephiſtopheles-Kampf.

Indem nun ein Fauſt die Exiſtenz des andern bezweifelte und Göthe's Fauſt mit ſiegender Beredſamkeit für ſich ſo überwiegende Gründe vorbrachte, daß die beiden Andern ſchon an ſich ſelbſt irre zu werden anfingen, erhoben alle drei plötzlich ein fürchterliches Geſchrei, und ſtürzten wie raſend aus dem Zimmer, indem in einem Winkel desſelben plötzlich Mephiſtopheles ſich präſentirte, welchen ſeine feurigen Augen verriethen, funkelnd wie glühende Kohlen, die von einem Blaſebalg zum Funkenſprühen angefacht werden. Da guckten noch drei Fauſtgeſtalten zur halb offenen Thüre herein, und jammerten: „Ach! wir ſind leider nur Fragmente von Leſſing, Schink und Schreiber; wir kommen aber als Boten, den uralten Fauſt des Briten Marlow anzukünden." —

Ihnen brüllte Mephiſtopheles entgegen: „Fragmente können wir nicht brauchen; geht euern Weg! Und wenn ihr etwa Lord Byron's Fauſt, welchem ſein Vater den Namen Manfred gab, auf der Heerſtraße begegnet, ſo ſagt ihm, daß er allenfalls wegbleiben kann, weil er doch nur eine ſehr gelungene Nachbildung von Göthe's Fauſt iſt.

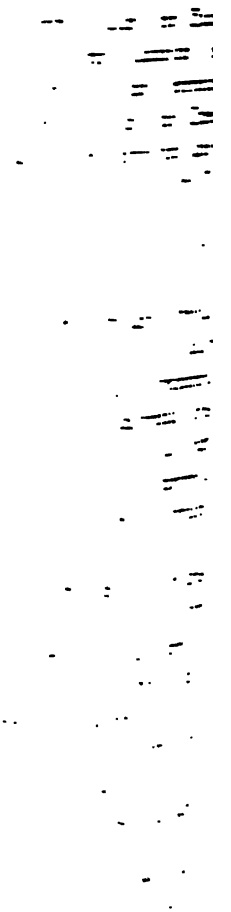
So war denn der Fauſtkampf geendigt, und Mephiſtopheles glaubte ſchon Sieger zu ſein; ſein Triumph

Du
aud
tirſi
e ch

ſi
wa
zer

ge
n'
h
n

ſ
(
1



die wilden Thiere und die Unholde der Unterwelt, als Orpheus ſingend vor ihnen einherſchritt. Das raſende Schlachtgetümmel ward zur ſtarren ſchwarzen Marmorgruppe. Am Schluſſe der Arie wandte ſich Mozart's Don Juan an den Byron'ſchen, und ſagte mit einem Tone, der bei ſeiner Derbheit dennoch etwas Graziöſes hatte: „Ich ſelbſt, offen ſei's geſtanden, — ich ſelbſt war, was meine Perſon betrifft, ein tüchtiger Vagabund, der es nicht wagen durfte, ohne Mozart's muſikaliſche Veredlung auf einer ehrbaren Schaubühne zu erſcheinen; Dich aber vermöchte kaum Mozart, ja kaum die Göttin der Harmonie ſelbſt in eine edlere Sphäre zu erheben.“ —

Der Apoſtrophirte wollte eben ſeine Einrede vortragen, da trat mit majeſtätiſchem Schritte Hamlet's Geiſt herein, und erſuchte ſie, Meiſters Schlaf nicht zu ſtören. Alle entfernten ſich ſo höflich, wie der geiſtreiche Geiſt ſie erſucht hatte. Göthe's Mephiſtopheles, welcher der Letzte von Allen hinausging, hatte ſich ſogar eines freundſchaftlichen Händedruckes von dem edlen Geiſte zu erfreuen.

Soirée bei Gellert's ſchwediſcher Gräfin.

Kaum hatte ſich die unheimliche Geſellſchaft verloren, als Meiſter in fieberhaftem Angſtſchweiß erwachte. Der Aufruhr ſeines Innern legte ſich, als Werther mit einer Lampe eintrat, Lottens Erſcheinung nebſt ihrer nachdrücklichen Anrede erzählte, und ſich dagegen den Fauſtkampf ſammt der ſataniſchen Bataille ſchildern ließ.

war jedoch von kurzer Dauer, indem sogleich eine Satans-Bataille anfing. Nicht weniger als fünf satanische, pechschwarz feurige Riesengestalten traten ein, und verbreiteten im Zimmer einen erstickenden Dampf mit Pech- und Schwefelgeruch. Jeder von ihnen behauptete mit teuflischer Unverschämtheit und Brutalität, der wahre Satan oder Mephistopheles, und zwar Milton's, Tasso's, Klopstock's, Klinger's, Maler Müller's, Marlow's, Byron's und so weiter zu sein.

Endlich kam es zu einer förmlichen Schlacht. Geheul! Gebrüll! Erbeben des ganzen Zimmers! Meister wälzte sich wie ein Rasender im Bette herum. Das Getümmel des entsetzlichen Kampfes that auf ihn die Wirkung eines fürchterlichen Traumes. Wie das enden sollte, war nicht abzusehen. Man denke sich nur gefälligst so wilde, unermeßliche Riesenkräfte, gegen einander tobend in dem beschränkten Raume eines Menschenzimmers!

Zum Glück erschien noch ein anderes Wesen, welches sich in's Mittel legte: Der Geist des Don Juan, dem eine Escorte von Teufeln folgte, feuerspeiende Pulverpyramiden in den Krallen und auf der Zunge haltend, und Feuerräder mit dem geringelten Schweife schlagend.

Don Juan's Geist kommandirte zum Angriff; da wurde das Getümmel noch ärger. Nun eilte auch Byron's Don Juan herbei; ihm stürzte aber Mozart's Don Juan entgegen, stellte sich in Positur und sang eine Arie.

Plötzlich herrschte tiefe Stille, und alle die schwarzen Ungethüme wurden in einem Augenblick so zahm, wie einst

die wilden Thiere und die Unholde der Unterwelt, als Orpheus ſingend vor ihnen einherſchritt. Das raſende Schlachtgetümmel ward zur ſtarren ſchwarzen Marmorgruppe. Am Schluſſe der Arie wandte ſich Mozart's Don Juan an den Byron'ſchen, und ſagte mit einem Tone, der bei ſeiner Derbheit dennoch etwas Graziöſes hatte: „Ich ſelbſt, offen ſei's geſtanden, — ich ſelbſt war, was meine Perſon betrifft, ein tüchtiger Vagabund, der es nicht wagen durfte, ohne Mozart's muſikaliſche Veredlung auf einer ehrbaren Schaubühne zu erſcheinen; Dich aber vermöchte kaum Mozart, ja kaum die Göttin der Harmonie ſelbſt in eine edlere Sphäre zu erheben." —

Der Apoſtrophirte wollte eben ſeine Einrede vortragen, da trat mit majeſtätiſchem Schritte Hamlet's Geiſt herein, und erſuchte ſie, Meiſters Schlaf nicht zu ſtören. Alle entfernten ſich ſo höflich, wie der geiſtreiche Geiſt ſie erſucht hatte. Göthe's Mephiſtopheles, welcher der Letzte von Allen hinausging, hatte ſich ſogar eines freundſchaftlichen Händedruckes von dem edlen Geiſte zu erfreuen.

Soirée bei Gellert's ſchwediſcher Gräfin.

Kaum hatte ſich die unheimliche Geſellſchaft verloren, als Meiſter in fieberhaftem Angſtſchweiß erwachte. Der Aufruhr ſeines Innern legte ſich, als Werther mit einer Lampe eintrat, Lottens Erſcheinung nebſt ihrer nachdrücklichen Anrede erzählte, und ſich dagegen den Fauſtkampf ſammt der ſataniſchen Bataille ſchildern ließ.

Beide blieben nun den Reſt der Nacht beiſammen. Als ſie beim Aufgehen der Morgenſonne eben den Entſchluß faßten, allen Liebſchaften zu entſagen, trat ein alter Bedienter in einer ſehr altmodiſchen Livrée in das Zimmer, und meldete, mit wackelndem eisgrauen Kopfe, und mit devot ſteifem Anſtande, in ſehr ceremoniöſen, ziemlich veralteten Ausdrücken: „Gellert's ſchwediſche Gräfin, ſeine gnädige Gebieterin, habe von Wohlderoſelben brüderlicher Ankunft und reſpektive Anweſenheit Kunde erhalten; ſie wünſche das ſcharmante nobile par fratrum kennen zu lernen, und bitte um die Ehre der ſehr werthen Gegenwart Wohlderoſelben für dieſen Abend." —

Die Brüder ſahen einander lächelnd an, und Werther ſagte: „Mit der hat's wohl keine Gefahr?" — Meiſter erwiederte: „Die würdige Dame wird uns wohl unſerm Gelübde ſchwerlich untreu machen." —

Werther, als der ältere Bruder, wandte ſich nun an den Bedienten mit den Worten: „Wir werden die Ehre haben, der edlen, hochwohlgebornen Frau aufzuwarten, und wir freuen uns ungemein, und über alle Maßen, eine ſo wohlgeſinnte Matrone, deren Titelblatt uns ſchon oft vorgekommen iſt, näher kennen zu lernen."

Der Bediente, hierüber ſubmiſſeſt entzückt, entfernte ſich mit tiefen Bücklingen und unzähligen, an die Thürflügel ſtoßenden Kratzfüßen.

Abends um ſechs Uhr traten die Zwillingsbrüder in das von Lavendelgeiſt duftende Prunkgemach der ſchwediſchen Gräfin.

Die ehrwürdige Dame empfing, auf einem ungeheuren

Sopha ſitzend, die Eintretenden, vor denen zwei Bediente mit brennenden Kerzen einherſchritten, mit einem etwas ſtolzem Kopfnicken, aber mit einem ſehr freundlichen Geſichte, welches mit dem verdrießlichen des, in ſeinem Schlafe geſtörten Schooßhündchens einen ſehr grellen Kontraſt machte.

Die Gäſte, deren Aufmerkſamkeit, theils durch die ſchwediſche Gräfin, theils durch das ſchwediſche Schooßhündchen, theils durch das ungeheure ſchwediſche Sopha, übermäßig in Anſpruch genommen wurden, beobachteten ein ſo langes höfliches Stillſchweigen voll der ſprechendſten Blicke, daß der edlen Matrone die lange Weile, mit welcher ſie ſehr vertraut zu ſein ſchien, endlich ſelbſt zu langweilig wurde, und ſie mit der ſittlichſten Grazie den einſt ſchönen Mund öffnete, um folgende inhaltsſchwere Worte daraus hervorgehen zu laſſen:

„Sehr werthgeſchätzte, höchſt verehrliche junge Herren! Verzeihen Sie, daß ich Sie zu mir bitten ließ. Sie wiſſen ja, daß die weibliche Neugierde ewig jung bleibt, ſo wie es im Rathe der ewigen Vorſicht ſchon bei Erſchaffung der Welt vorhinein beſchloſſen ward. Sie werden mich vermuthlich nicht kennen, obſchon Sie mich vielleicht in mancher Buchhandlung geſehen haben. Ich gebe mir daher die Ehre, Ihnen zu ſagen, daß ich eine Tochter des rühmlichſt bekannten Profeſſors Chriſtian Fürchtegott Gellert*) bin. Er verfaßte mich in der löblichen Abſicht, dem Roman mehr Ernſt, Würde und Nützlichkeit zu geben. Und dennoch wagte

*) Geboren im Jahre 1715, ſtarb am 13. December 17[illegible]

Verleumder, laut zu ſagen, ich Unglückliche ſei der klarſte Beweis, daß mein Vater kein Talent für den Roman habe. Aber ſo geht's! Die leichtſinnige Welt will nur unterhalten, nicht belehrt, nur verſchlimmert, nicht gebeſſert werden. Überdrüßig einer ſolchen, im Argen liegenden und aus ihren Fugen gegangenen Welt, hab' ich mich in die Einſamkeit und in mich ſelbſt zurückgezogen. Vergeſſen und verkannt, behaupte ich wenigſtens meine Würde, und nähre mich redlich von den moraliſchen Vorleſungen, Fabeln und Erzählungen meines ehrenwerthen Vaters, deſſen Weiberhaß und Eheſcheu ſo viel komiſche Gutmüthigkeit hatten, daß die Frauen und Mädchen ihm deshalb nicht gram wurden. Erlauben Sie mir, wohledle Herren, Ihnen nun Einiges von der Verlaſſenſchaft meines liebwerthen Herrn Vaters zu zeigen, vor Allem aber das Porträt von ihm und von ſeinem Schimmel!"

Meiſter und Werther verſicherten der ſchwediſchen Gräfin, daß ſie ſich um ſo mehr freuten, das Porträt Gellerts und ſeines Schimmels zu ſehen, als ſie ſelbſt nicht ſo glücklich waren, Beide in natura zu kennen, Vater Göthe aber mit Beiden bekannt war. Die ſkandinaviſche Dame nahm jetzt die Hand eines jeden Gaſtes und führte ſie zu dem Porträt ihres geiſtigen Vaters, vor dem ſie mit ihnen ſtehen blieb. Nachdem ſie lange ſtillſchweigend hinauf geblickt, und ſtatt der geſuchten Worte nur Thränen gefunden hatte, ſagte ſie endlich: „Liebwertheſte Herren! Glauben Sie mir! Ungeachtet all' der, in Schweden herrſchenden Kälte, findet man hier doch viele ſehr warme

Herzen, und die Wärme eines Menschen ist mehr werth, als seine Hitze, weil alle Hitze schnell verfliegt, die Wärme aber sehr lange anhält. Mein Vater, den Sie hier in effigie erblicken, wurde wegen der Wärme seines weichen Herzens, obwohl er zu Haynichen, einem Städtchen im Erzgebirge, geboren war, allgemein verehrt. Wenn ich ihn ansehe, das gefällige Gesichts-Oval, die schöne Stirn, die sanfte Schwermuth in den Augen, und den feinen Mund, so glaube ich immer, er müsse in diesem Augenblicke eine seiner Vorlesungen über die Moral beginnen, die ihm mit Recht einen ungetheilten Beifall erwarben, weil er durch seinen rührenden Vortrag so manchen Studirenden von ausschweifender Lebensweise zurückhielt. Und fürwahr! eben so rein, wie sein Gesicht ist, eben so makellos war auch sein menschenfreundlicher, liebreicher Charakter. Um nun aber vom Menschen auf die Thiere, und von meinem Vater auf seinen Schimmel zu kommen, wie denn in der Natur Alles Übergang ist, so belieben Sie hier das interessanteste aller Reitpferde anzuschauen. Dieses merkwürdige Thier leistete meinem Vater, ich möchte beinahe sagen, noch bessere Dienste, als sein Pegasus, den er doch im Schritte recht wohl zu reiten wußte. Er erhielt das allerliebste Thier von dem Prinzen Heinrich von Preußen, welcher dasselbe in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, zum Geschenk."

Haller's Familie.

Die gesprächige Dame schien gesonnen, ihrer Zunge noch lange freien Lauf lassen zu wollen; sie wurde aber

zu unſerm großen Vergnügen unterbrochen, indem der Bediente die Thür öffnete, und mehrere Gäſte eintraten, welche als Mitglieder der Familie des berühmten Herrn Albrecht von Haller*), der Große genannt, vorgeſtellt wurden. Sie entſchuldigten das Nichterſcheinen des Familienhauptes damit, daß der geiſtreiche Mann, nachdem er ſeinen rühmlichen Beſtrebungen in der Naturlehre, Botanik, Anatomie, Phyſiologie und Arzeneikunde, worin er Unglaubliches geleiſtet, durch didaktiſche und elegiſche Gedichte die Krone aufgeſetzt habe, mit ſich und der Welt zerfallen ſei, und in melancholiſchem Mißmuth hinbrüte. Wer daran zweifle, ob ein tiefſinniger Gelehrter und trefflicher Arzt auch ein ausgezeichneter Dichter ſein könne, — und wer ſich überzeugen wolle, daß ein wahrhaft großer Geiſt in den verſchiedenſten Fächern Außerordentliches leiſten könne, — der müſſe Haller's Leben, Wiſſen, Wirken und Schaffen betrachten. Eine ſeltene Kraft gehöre ſchon dazu, wenn man im Stande ſei, wie Haller es that, nebſt ſo vielen wiſſenſchaftlichen Werken zwölftauſend Recenſionen für die Göttinger Gelehrten-Anzeigen zu ſchreiben!

Unter den Haller'ſchen Familien-Mitgliedern war insbeſondere die Verſchiedenheit der Nationalität etwas Auffallendes; denn es befand ſich unter ihnen ein Mann in orientaliſcher Tracht, der ſich Uſong nannte, der Brite Alfred und ein Alpenhirt; ja ſogar die beiden alten Römer Fabius und Cato traten ganz unbefangen in den

*) Geboren am 16. October 1708; ſtarb am 12. December 1777.

Gesellschaftssaal. Die beiden Letzteren vertieften sich mit Alfred und Usong in ein Gespräch über die Regierungsformen, und sie geriethen in einen ziemlich heftigen Streit, indem Usong für die despotische Regierungsform sprach, die beiden Römer die republikanische erhoben, Alfred aber die Zweckmäßigkeit und Herrlichkeit der monarchischen rühmte. Wer recht aufmerksam zuhörte, glaubte drei politische Romane vor sich zu sehen.

Pansophorin, der magische Bibliothekar, merkte, daß das ernsthafte politische Gespräch schon etwas zu lange dauere, indem Spinettens schöne Augen sich schloßen, Salatiello's Mund aber sich einige Male krampfartig öffnete. Er beschloß daher sogleich, der sich anmeldenden langen Weile den Zutritt zu versagen, und ein belebendes Tableau zu veranstalten. Der Alpenhirt trat rüstig vor, und las einige der schönsten Stellen aus Haller's Gedicht: „Die Alpen."

Man erkannte an jedem Verse voll Kraft, an jedem Bilde voll Wahrheit, an jedem feurigen oder großen Gedanken, daß der Dichter in der Natur und auf der Alpenwelt heimisch war.

„Es ist unverkennbar (sagte die entzückte schwedische Gräfin), daß der treffliche Dichter in jedem Jahre die Alpen bereist, um sich selbst, und uns Alle zu erfreuen." —

Der Alpenhirt überreichte nun der Dame einen stattlichen Strauß von Alpenpflanzen. In diesem Augenblick zeigten sich an einer der Wände die helvetischen Alpen im Glanze der Morgensonne. Das prachtvolle Schauspiel dieser

erhabenen Naturschönheit that eine so gewaltige Wirkung, daß Spinette und Salatiello einander vor freudigem Erstaunen in die Arme fielen.

Pansophorin bemerkte dies mit großem Vergnügen, und beschloß nun, sein literarisches Märchen mit möglicher Lebendigkeit fortschreiten zu lassen, Schlag auf Schlag, damit Spinette und Salatiello durch starke Eindrücke wenigstens einige Haupterscheinungen der deutschen Literatur im Gedächtniß behalten müßten.

Kinder-, Schnitter-, Jäger und Amazonen-Chor.

Wilhelm Meister setzte sich neben die schwedische Gräfin, um ihr die Ansichten seines Vaters Göthe*), über einige der literarischen Celebritäten mittheilen zu können. „Haller (sagte er) erscheint als Gelehrter unter den Ersten der Nation, den Vornehmsten und Geschätztesten gleich **). Er ist ein außerordentlicher Mensch, und hat das Unglaubliche geleistet" ***).

Jetzt trat ein Mann ein, dessen heiteres, freundliches und zuvorkommendes Wesen alle Anwesenden elektrisirte. Die Gräfin präsentirte ihn als den Kreissteuer-Einnehmer

---

*) Was Wilhelm Meister in dieser Hinsicht sagen wird, sind Göthe's Aussprüche, die in seinen Werken zerstreut vorkommen.

**) Siehe Göthe's Werke Stuttg. und Tübing. bei Cotta 25. Bd.

***) 26. Band.

Weiße, mit den Worten: „Als Menſch und als Schriftſteller von uns geliebt und geſchätzt" *). — Er hatte ſich kaum geſetzt, als auf Panſophorins Veranſtaltung, ein Chor von Kindern, weiß gekleidet und mit Blumen bekränzt, eintrat. Sie ſangen ein rührendes Lied, wurden aber durch einen Chor von Schnittern und Schnitterinnen unterbrochen, dem ein Jägerchor folgte. Ehe dieſer zu Ende war, ſtürmten Amazonen, gehelmt und gepanzert, mit den Schwertern auf die Schilde ſchlagend, herein. Sie führten einen Waffentanz auf, der vielen Lärmen machte und ſehr gefiel. Salatiello ſprang auf, um mitzutanzen, Spinette hielt ihn mit einem ſtrafenden Blicke zurück.

Wilhelm Meiſter flüſterte der Gräfin in's Ohr: „Mein Vater ſagte mir einſt: Weiße's Theaterſtücke wollten wir nicht durchaus für muſterhaft gelten laſſen, ließen uns aber doch davon hinreißen, und ſeine Opern, durch Hillern auf eine leichte Weiſe belebt, machten uns viel Vergnügen. Er erfreut ſich einer Achtung ganz eigener Art, weil man in ihm die heterogenſten, ſelten mit einander verbundenen Eigenſchaften — des Dichters und des Geſchäftsmannes — vereinigt ſchätzt **).

---

*) Göthe. 25. Band. Weiße ſchrieb Opern, Luſt- und Trauerſpiele, lyriſche Gedichte, Amazonen-Lieder, Lieder für Kinder, und einen Kinderfreund.

**) 25. Band.

Dichterliebe und Entsagung. Die Erscheinungen im Bardenhain. Satans Theater.

Panſophorin wußte, daß Spinette und Salatiello für das Reiſen, weil es eine brillante Modenarrheit war, beſonders aber für das Kunſtreiſen, noch mehr aber für die genialen, kunſtreiſenden Mechaniker, eine außerordentliche Vorliebe hegten, welche um ſo mehr zunahm, als ihre Liebe zu einander abnahm, denn es liegt in der menſchlichen Natur, daß man das Glück außer ſich ſucht, ſobald man aufhört, es in ſeinem Innern zu finden.

Werther und Meiſter mußten alſo ſchon am nächſten Tage als Reiſende erſcheinen; der nur für Theatercoups und Knall-Effecte beſorgte Zauberer nahm es aber mit der Marſchroute, die er ihnen ausfertigte, nicht ſehr genau. Die Reiſe vereinigte daher das Natürliche mit dem Wunderbaren, Dichtung und Wahrheit, auf eine ſonderbare Weiſe, wodurch ſie einen eigenen pikanten Reiz erhielt.

Wir finden nun unſere beiden Wanderer auf dem Pfad zu einer Anhöhe, welche zu einem dunkeln Eichenwalde führt. In dem von einem roſig dämmernden Lichte umfloſſenen Haine zeigten ſich liebende Paare, welche theils, einander umſchlungen haltend, umher wandelten, theils auf blumenreichen Raſenbänken unter blühenden Gebüſchen beiſammen ruhten.

Vor allen Uebrigen erregte ein Jüngling die Aufmerkſamkeit der beiden Wanderer. Er ſang voll Begeiſterung entzückende Lieder der innigſten und edelſten Liebe. Alle

horchten, ſich ſelbſt vergeſſend, ſeinem himmliſchen Geſange; er aber ſchien, die ganze Welt vergeſſend, nur für eine Einzige zu leben.

Der Jüngling hieß Klopſtock, deſſen erſte Dichtungen — Oden und einige Geſänge des Meſſias — für ganz Europa ein Gegenſtand der Bewunderung und des Entzükens waren. Fanny Schmidt, die Erwählte, für welche der Dichter glühte, war wohl empfänglich für die Schönheit der Poeſie und für den Glanz des Ruhmes, aber nicht für die Liebe des Dichters.

So blieb denn die Leidenſchaft des Unglücklichen unerwiedert, und er lernte durch ſie, ſtatt des gehofften Glückes, den größten Schmerz kennen, welchen das Schickſal über einen Dichter verhängen kann, den Schmerz — zu lieben ohne Gegenliebe.

Fanny, dem Weltleben hold, verließ den Hain; Verzweiflung ergriff den Sänger. Das Licht ſeiner Seele erloſch in Nacht; die Lyra verſtummte, und er ſank, wie vernichtet, zu Boden. Ein Genius ſchwebte aus dem Gebüſch hervor; ſeine gehobene Rechte ſetzte einen Kranz von Eichenblättern auf das Haupt des Leidenden. Ein Lichtſtrahl ſchien in die Nacht ſeiner Seele zu dringen, und eine Stimme des Himmels ſchien ihn aus dem Todesſchlafe zu erwecken. Er ſprang mit neu entflammter Geiſteskraft auf und ſprach im Selbſtgefühl edlen Stolzes: „Verloren iſt mir das Geliebteſte; leicht treffe mich nun jeder Verluſt auf Erden! Ich habe kennen gelernt den höchſten Schmerz; nun bleibe mein Herz geſtählt, und es wiſſe Maß und Ziel zu halten

in Leid und Freude. Gott ſei meine Liebe, die heilige Dichtkunſt mein Himmel auf Erden! Du aber, Eichenkranz, bleibe fortan der Schmuck meines Hauptes, die Wonne meines Daſeins! Schütze den Bekränzten, daß die Blitzſtrahlen des Lebens unſchädlich an ihm vorüber fliegen!" —

Klopſtock erhob ſich feierlich, ſein Auge emporgerichtet zu dem Genius, der im Lichtglanz der ſcheidenden Sonne entſchwand. Dem von hohen Gedanken und mächtigen Empfindungen durchdrungenen Dichter näherten ſich vier erhabene ätheriſche Huldgeſtalten: Die Freundſchaft, die Phantaſie, die Vaterlandsliebe und der heilige Glaube.

Die Freundſchaft legte ihm die Hand auf das Herz und ſprach: „Nur ich vermag dieſes edle Herz ganz auszufüllen, dieſe große Seele ganz zu faſſen. Von mir durchdrungen, ſinge der Unſterblichkeit!" —

Die Phantaſie umgab ihn mit einem roſenlichten Zauberſchleier und ſagte: „Verborgen bleibe Dir des Häßlichen Ungeſtalt! Nur des Lebens Schönheit ſollſt Du durch mich erblicken." —

Die Vaterlandsliebe reichte ihm eine mit Eichenlaub bekränzte Harfe. Im Hintergrunde des Haines erſchien, wie ein Wolkenbild im Abendroth, die Geſtalt des Cheruskerfürſten Hermann, umſchlungen von den Armen ſeiner heldenmüthigen Thusnelda. Von Waffenklängen und Schilderſchlägen in wild dahin brauſenden Harmonien begleitet, erſchollen die Worte: „Von Dir geprieſen, preiſe Germania Dich!" —

Die Erſcheinung verſchwand. Entzückende Melodien tönten aus einer himmliſchen Glorie herab, und über leiſe ſäuſelnden Palmen wurden Engelsgeſtalten ſichtbar, während der heilige Glaube die Worte ſprach: „Ahne! Jenſeits des Grabes wird Dir die Befriedigung Deiner Vorgefühle werden. Frage! Die Ewigkeit wird Dir antworten. Glaube, und Du wirſt Himmelsruhe finden in Deiner Bruſt!—

Die ganze Scene verſchwand in einem Lichtmeere.

Als Werther und Meiſter ſchon eine lange Strecke Weges, ohne ein Wort zu ſprechen, zurückgelegt hatten, huſchte eine rieſige Nachtgeſtalt an ihnen vorüber, und ſchrie mit gellendem Hohngelächter: „Ich bin Satan, der Ruheloſe, heillos Witzige, Alles Leugnende, Alles Beſtreitende, deſſen Bild der fromme Dichter in ſeinem Meſſias ganz verfehlt hat. Ein erhabener Teufel und langweilige Engel, — o Jammer und Unglück!" — So viele große Dichter: Klopſtock, Milton, Taſſo und ſelbſt Göthe, haben ſich bemüht, mich zu ſchildern, und es iſt doch keinem Einzigen gelungen, nur ein halbwegs erträgliches Porträt von mir zu Stande bringen. Um den hochgeprieſenen Sänger eueres Meſſias in ſeiner ganzen Herrlichkeit zu würdigen, ſollt ihr ihn nun auch als dramatiſchen Dichter kennen lernen. Satan rief einige Höllengeiſter vom unterſten Rang herbei. Binnen wenigen Minuten ſtand ein prächtiges Theater da. Alle Vorübergehenden wurden geladen. Satan erſchien als Theaterdirektor.

Bald war das Gebäude in allen ſeinen Räumen überfüllt. Klopſtocks „Hermannsſchlacht," „Hermann und die Fürſten," „David" und „Adams Tod" wurden meiſterhaft geſpielt. Koſtum und Dekorationen ließen nichts zu wünſchen übrig. Schon war die Vorſtellung ſämmtlicher Stücke geendigt; deſſen ungeachtet herrſchte noch immer die tiefſte Stille, und das Publikum machte keine Miene ſich zu entfernen. Warum nicht? Es war eingeſchlafen. Satan ſtieß in die Poſaune des jüngſten Gerichtes und jagte die Erwachenden hinaus, mit der Verſicherung, es werde eine Zeit kommen, wo ſie auf allen Theatern des Teufelszeuges mehr als genug finden und auf allen Zetteln den Namen Satan erblicken ſollten."

Das Schauſpielhaus zerfloß in Luft, wie Satan ſelbſt. Zu den beiden Wanderern trat jetzt der Zeitgeiſt, deſſen Geſicht ein lebendiger Spiegel der Jahrhunderte war, und ſagte: „Mag der beleidigte Fürſt der Finſterniß auch zum Theile recht haben, ſo viel bleibt doch gewiß, daß der Sänger des Meſſias, wenn ſeine heilige Dichtung auch hier und da in den Formen die Spuren ſeiner Zeit trägt, höher ſtand als ſie, und der Poeſie ein neues Feld, einen höhern Schwung und ein höchſt eigenthümliches Gepräge gab.

Der poetiſche Pfarrhof. Die Unglücksſterne der Liebe. Die Schlacht der idylliſchen Bauern, Schäfer und Fiſcher.

Werther und Meiſter waren kaum eine Stunde lang gegangen, als ſie ein Dorf vor ſich ſahen, welches,

von wogenden Getreidefeldern umgeben, zwiſchen fruchtreichen Obſtgärten hervorblickte. Am Fuße eines mit Reben bepflanzten Hügels lächelte ihnen ein niedliches Haus mit weißen Mauern und hochrothem Ziegeldache anmuthig einladend entgegen. Ein luſtiger Bauernknabe ertheilte ihnen hüpfend die Auskunft, das Dorf heiße Grünau, und jenes Haus ſei der Pfarrhof.

Die Wanderer betraten ſogleich den dahin führenden Pfad, deſſen weicher Raſenboden zu beiden Seiten von blühenden Gebüſchen eingeſchloſſen war. Der Paſtor, welcher die Kommenden vom Fenſter geſehen hatte, ging ihnen mit ſeiner Tochter Louiſe, einer roſigen Blondine, entgegen und lud ſie auf das freundlichſte zum Beſuche ein. Sie erfuhren bald, ihr edler Wirth ſei der, unter dem Namen Johann Heinrich Voß rühmlich bekannte Dichter. Louiſe, die ihnen das lieblichſte Kind der Morgenröthe zu ſein ſchien, verließ die Geſellſchaft, um Kaffeh zu bereiten, der auf der Wieſe hinter dem Hauſe genoſſen werden ſollte. Der Vater führte die Gäſte indeß in ſein Studirzimmer, in dem die Büſten des Homer, Virgil, Theokrit, Ariſtophanes, Heſiod, Tibull, Ovid und Shakeſpeare wie Götterbilder in einem Pantheon aufgeſtellt waren. Voß zeigte ihnen nebſt ſeiner Überſetzung der Meiſterwerke dieſer Dichter auch eine Sammlung ſeiner eigenen Poeſien: Oden, Elegien, Lieder und Idyllen. Er trug einige derſelben vor; ſie gefielen. Beſondern Beifall erhielt ein ſehr zartes und liebliches idylliſches Epos „Louiſe," deſſen Heldin die wirkliche Louiſe

war, dann ein rührend ſchönes idylliſches Gemälde „der ſiebzigſte Geburtstag.“ —

Herzlich erfreut über den Eindruck, welchen dieſe Dichtungen auf die jugendlichen Gemüther machten, las Voß auch einige Stellen ſeiner trefflichen Überſetzung von Homer's Odyſſee und Virgils maleriſchem Lehrgedichte über den Landbau. Meiſter äußerte ſeinen vollſten Beifall und bewunderte, wie es möglich ſei, ſo viel Treue in der Nachbildung fremder Meiſterwerke mit ſolchem Schwung und ſolcher Kühnheit in den Fügungen der Worte und den Wendungen der Sprache zu vereinigen. Endlich las Voß auch einige von ihm überſetzte Oden des Horaz. Meiſter ward darüber ganz verblüfft; er, der mit dem Original ſehr vertraut war, konnte die verdeutſchten nicht verſtehen. Er war in Verlegenheit und wußte nicht, was er dazu ſagen ſollte. Zum Glück für ihn erſchien Louiſe wie ein Engel mit der Bitte, ihr auf die Wieſe zu folgen, um Kaffeh zu trinken.

Schon ſaß die Geſellſchaft im Halbkreiſe um die Kaffehmaſchine, aus deren dampfendem Schlund ein aromatiſcher Duft aufſtieg, deſſen Lieblichkeit mit den köſtlichen Wohlgerüchen wetteiferte, die ſich von der Wieſe erhoben und durch die Abendkühle wie Lebensgeiſter dahinfloßen. Während Louiſe, auf welcher die Blicke der entzückten Jünglinge hafteten, ſich damit beſchäftigte, den Kaffeh zu kredenzen, ſprang der Paſtor mit einem Schrei vom Graſe empor, indem ihm zwei ſtarke, kräftige Jünglinge ſo lärmend und ſo ungeſtüm entgegen ſtürzten, daß dem erſchreckenden Mäd-

chen die Schale, in welche sie eben den Kaffeh gießen wollte, aus der Hand fiel.

Der umarmende und küssende Pastor wurde von den Jünglingen umarmt und geküßt. Als der erste Freudensturm vorüber war, stellte Voß unsern Wanderern die zwei Fremden als die Brüder Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg vor. Sie brachten Gedichte, theils gedruckt, theils noch Manuskripte, mit, unter diesen sehr gemüthliche Lieder, Oden voll Kraft und Feuer, herrliche Balladen, beklagten sich aber, daß ihre Schauspiele mit Chören, so wie die Übersetzung der Ilias, seitdem jene von Voß erschienen war, wenig Anklang im Publikum fänden; Voß suchte sie zu trösten, durch die Versicherung, daß ihre Übertragung der Tragödien des Sophokles als eine höchst gelungene Arbeit sich des allgemeinen wohlverdienten Beifalls zu erfreuen hätte.

Das Gespräch wurde unterbrochen durch die Ankunft eines Mannes, dessen Mienen, Gang und Haltung nicht nur von körperlichem Siechthum zeigten, sondern auch auf Gemüthszerrüttung und Seelenleiden hindeuteten. Voß und die beiden Stolberge bewillkommten ihn mit freundschaftlicher Wärme; er erwiederte den herzlichen Gruß mit wehmüthigem Lächeln. Voß stellte nun den beiden Wanderern in diesem Unglücklichen den Dichter Gottfried August Bürger *), seinen alten Schulkameraden, vor. Als Voß und Bürger die Gesellschaft verlassen hatten, weil Letzterer vor Ungeduld brannte, dem Freunde seine Leiden und seinen traurigen

*) Geboren 1748, gestorben 1794.

Zuſtand zu klagen, benützte der ältere Stolberg die Zeit, den Wanderern einige Umſtände aus Bürgers früherem Leben mitzutheilen.

„Der Arme" ſagte er, „iſt ſehr zu beklagen, obſchon man ihn von eigener Schuld nicht freiſprechen kann. Manche Schwächen des phantaſiereichen, gefühlvollen, mitunter zu ſinnlich geſinnten Mannes hatten einen nachtheiligen Einfluß auf ſeine Verhältniſſe, insbeſondere auf die häuslichen. Eine feindliche Conſtellation der Liebe bildete ſich über ſeinem Haupte, und ſein Anblick läßt mich fürchten, daß er bald ſeinen körperlichen und Seelenleiden erliegen wird. Die ihm angeborene Liebe zur Poeſie iſt noch jetzt der Balſam, der ihm das Flämmchen der erlöſchenden Lebenskraft erhält. Schon in den erſten Knabenjahren machte er Verſe, ſelbſt größere poetiſche Verſuche. Einen beſonderen Reiz hatte für ihn das beißende Epigramm; dem ſarkaſtiſchen Kitzel konnte er nicht widerſtehen. So ſchrieb er ein ſolches Gedicht auf den Haarbeutel eines Mitſchülers; der Beleidigte warb Anhänger; die Schule ward zum Schlachtfeld, und das Treffen endigte mit einer Tracht Schläge, welche der geſchlagene Bürger vom Rektor erhielt. Bürger geſtand ſpäterhin uns und ſeinen Univerſitätsfreunden in Göttingen: „„Was er von Lehrern und aus Büchern gelernt habe, ſei das Wenigſte, denn es habe ihm in den Lehrſtunden an Aufmerkſamkeit, und außerdem an der Geduld gefehlt, ein Buch bis an das Ende zu durchleſen. Er müſſe ſich oft ſelbſt wundern, wenn er einen Blick in die Vorrathskammern ſeiner Kenntniſſe werfe, wie und woher das Alles gekommen ſei; das Meiſte wäre ihm gleich-

ſam wie angeflogen.““ Schon in Göttingen ging an ſeinem Lebenshorizont der erſte Unglücksſtern der Liebe auf. Eine Buhlerin bemächtigte ſich des leicht Entzündlichen. Vergeſſen war das edle Streben des Kunſtjüngers, ſein guter Ruf bemakelt. Der Großvater entzog dem Verirrten die bisherige Unterſtützung. Er gerieth in Schulden.“

„In dieſe Zeit fällt unſere Bekanntſchaft mit Bürger. Wir bildeten damals mit Voß, Hölty, Müller, Boie, Leiſewitz und Franz Kramer einen freundſchaftlichen Kreis, innig verbunden durch gleiche Neigung und gleiches Beſtreben. Das Studium alter und neuer Dichter beſchäftigte uns vollauf. Nun erhellte ſich Bürgers trüber Himmel. Er wurde als Juſtizbeamter zu Altengleichen im Fürſtenthum Kalenberg angeſtellt. Der Großvater verzieh ihm. Der ländliche Aufenthalt that gute Wirkung; er dichtete hier die herrliche Ballade „Leonore,“ und heiratete die Tochter eines hannöverſchen Beamten.“

„Nun ging ihm aber der zweite Unglücksſtern der Liebe auf. Er wurde, während er mit jener ſchon verlobt war, von einer heftigen Liebe für ihre jüngere Schweſter Auguſte, einem ſehr reizendes und liebenswürdiges Mädchen, von fünfzehn Jahren, entflammt. Selbſt die erfolgte Vermählung mit der ältern Schweſter vermochte es nicht, die Glut jener unglücklichen Leidenſchaft zu dämpfen. Die edle Gattin zeigte ſich bei dieſem widrigen Verhältniß als ein ſeltenes Muſter von Geduld und Nachſicht, gegen den Gatten, der zugleich Geliebter der Schweſte war, und gegen die Schweſter als Geliebte des Gatten. Welche Qualen mögen aber

das Herz der guten Frau gefoltert haben! Nicht geringere Leiden und Gewiſſensbiſſe mußten auch die Verirrten ſelbſt treffen, und ſo lebten denn drei Unglückliche bei täglichem Umgange im traurigſten Verhältniſſe, bis nach zehn Jahren der Tod des bedauernswürdigen Weibes demſelben ein Ende machte. Nun ging zwar ein neuer Stern am Himmel der Liebe auf; aber — die Nemeſis übte ihr furchtbares Amt: Vergeltung und Strafe."

„Bürger vermählte ſich ſchon im nächſten Jahre nach dem Tode der Gattin mit ihrer Schweſter Auguſte, die er als die ſüße Neuvermählte unter dem Namen „Molly" in ſeinen Gedichten als himmliſches Weſen feierte. Er durfte ſich aber nur ein Jahr ihres Beſitzes erfreuen. Rief der Geiſt der Schweſter ſie zu ſich? Schwermuth ergriff nun ſeine Seele, Siechthum den Leib. In dieſem kläglichen düſteren Zuſtande erſchien ihm plötzlich, wie ein Stern in dunkler Nacht, aus Stuttgart geſendet, ein Gedicht, worin ein von ſeinen Gedichten entzücktes Mädchen ihm auf anmuthig-ſcherzhafte Weiſe Hand und Herz antrug. Der ſcherzhafte Antrag endigte im Jahre 1790 mit einer wirklichen Heirat. Auch jetzt ging der Unglücksſtern der Liebe wieder auf. Jenes überſpannte, einer reinen, edleren und höheren Liebe unfähige Geſchöpf zeigte ſich, ſinnlich und treulos, bald als **Belladonna**, ſein Leben vergiftend. Es blieb ihm nichts übrig, als ſich von dem Weibe, das Pflicht und Ehre vergaß, gerichtlich ſcheiden zu laſſen. Dahin war nun ſeine Geiſteskraft, dahin jede Spur der früheren Geſundheit, dahin ſein letztes Hab und Gut. Er lebt nun dürftig von dem

Honorar, welches Buchhändler für bedungene Ueberſetzungen aus fremden Sprachen ihm bezahlen.“

Werther und Meiſter fühlten ſich durch dieſe Leidensgeſchichte tief erſchüttert. Während ſie ihre Blicke auf Bürger's abgehärmte Geſtalt hefteten, näherte ſich ein Jüngling, ſtark von Wuchs, gebückt mit trägem Gang, hager, mit einem blaſſen, von Pocken entſtellten Geſichte, ziemlich geiſtloſen Mienen, aber treuherzig-ſchalkhaft blauen Augen. Er wurde von der Geſellſchaft mit Jubel empfangen, und den Fremden als der ländliche Sänger Hölty vorgeſtellt.

Das Geſpräch wurde nun ſehr lebhaft. Alle nahmen daran Theil; nur Hölty blieb ſehr ſchweigſam, brachte aber mitunter ganz unerwartet, mit trockenem Ernſt manchen luſtigen Einfall, der allgemeines Gelächter erregte. Aus dem Wenigen, was er ſprach, überzeugte ſich Werther und Meiſter, daß Hölty eine Beleſenheit von ungeheurem Umfange beſaß. Er pflegte Nächte durchzuarbeiten. Seine Liebe zur ſchönen Natur, und ſein Hang zur Einſamkeit machten ihn etwas melancholiſch. Er liebte das Schauerliche, und wandelte gern auf dem Kirchhofe ſeines Dörfchens zwiſchen den Gräbern umher, blieb aber deſſen ungeachtet liebevoll, ſanft, heiter und gefällig, ja ſogar geſellig. Machte ihn auch ſeine Leidenſchaft für geiſtige Beſchäftigung für das wirkliche Leben und für die Leibespflege etwas gleichgültig, ſo ſchützte ihn doch ſeine Gutmüthigkeit und ſein warmes Gefühl für die Schönheiten der Natur gegen jene Kälte und Erſtarrung, welche nicht ſelten die Folgen der Leſeſucht ſind.

Voß bemerkte, daß Hölty öfter von einem heftigen, und wie es ſchien auch bösartigen Huſten gequält werde.

Hölty erzählte nun, daß er kurze Zeit vor dieſer Reiſe Blut ausgeworfen habe. Dieſe Nachricht machte auf die Geſellſchaft einen tiefen Eindruck. Voß ſagte leiſe zu den beiden Stolbergen: „Nun verbürge ich ihm kein langes Leben*).“ Voß ſprach wahr. Man ſah nur zu deutlich, daß Hölty's geiſtiges Leben die Kraft des körperlichen aufzehre. Er hatte einige Gedichte mitgebracht, welche der jüngere Graf Stolberg vorlas. Ihr Inhalt und Hauptgedanke war Naturleben, Liebe und Freundſchaft, Herzensreinheit und Seelenfriede, Tod und Gott. Die elegiſche Stimmung dieſer Lieder, in den wohlklingendſten Worten und Verſen, erweckte in Allen die innigſte Rührung. Man verglich den gemüthlichen Hölty mit einer Nachtigall, deren Geſang aus dem Roſenbuſch auf einem Grabhügel hervortönt.

An dieſem Tage ließ das Schickſal eine Ueberraſchung auf die andere folgen. Jetzt erſchien die letzte, — und zwar in der Perſon des Predigers und Profeſſors Johann Martin Miller. Voß bezeichnete ihn den beiden Wanderern als einen der fruchtbarſten Dichter, und fügte lächelnd hinzu: „Ich gebe mir die Ehre, Ihnen in Herrn Miller den Gründer und Repräſentanten einer ganz neuen Periode der deutſchen Literatur vorzuſtellen, nämlich der an Thrä-

*) Hölty ſtarb am 1. September 1776 im 28. Jahre ſeines Lebens.

nen und Mondſchein überreichen Empfindſamkeits-Periode. Seinen Romanen: „Siegwart," „Carl von Burgheim," und dem „Beitrag zur Geſchichte der Zärtlichkeit" kann ich, aufrichtig geſprochen, und ihm in's Geſicht geſagt, keinen Geſchmack abgewinnen; deſto mehr gefallen mir aber ſeine Gedichte, voll Wahrheit, inniger Empfindung und einfacher Schönheit der lieblichen Darſtellung." —

„Vollkommen einverſtanden!" ſagte Bürger in ſeiner trockenen grämlichen Weiſe. Er zog einige zuſammen geheftete Druckbogen aus der Taſche und fuhr fort: „Hört, meine Herren, was die Kritik zu Herrn Miller's Produkten ſpricht." Er las: „Die Liebe, die Miller in ſeinen Romanen ſchildert, iſt keine von den Geſpielinnen der Erdentöchter, ſondern ein Weſen von überirdiſcher Art, faſt ohne Sinnlichkeit und Körper. In ſeinem „Siegwart" beſonders hat Alles einen religiöſen Anſtrich; Alles iſt Liebe, reine, ſchwärmeriſche Liebe, mit Scenen der Andacht unterbrochen. Die Vorzüge dieſes beliebten Romans ſind reine Moral, gute Empfindungen und Grundſätze. Im Ganzen aber iſt wenig Leben und Handlung; in den Charakteren und Beſchreibungen herrſcht große Einförmigkeit und eine gewiſſe matte Traurigkeit, die dem Temperamente des Dichter eigen zu ſein ſcheint. Alles ſpricht und lehrt Empfindung, aber eine fromme, weichliche Empfindung, die gar oft in andächtige Empfindelei übergeht; das Herz wird unaufhörlich, aber der Verſtand nur ſelten in Bewegung geſetzt."

„Hätte Herr Miller die Welt von mehreren Seiten geſehen, ſo würde er ſie mannigfaltiger und doch treu geſchil-

dert haben. Es iſt ihm hoher Ernſt um reine und zarte Empfindung und um die Darſtellung einer keuſchen, tief-ſehnſüchtigen Liebe, die der Thränen nicht entbehren kann; er fehlt aber darin, daß er dieſe Gefühle nicht ſelten in einem Meere von mittelmäßigen Worten faſt ertrinken läßt." —

Miller's Geſicht hatte ſich, während Bürger las, mit dunkler Röthe überzogen. Als dieſer nun geendigt hatte, wollte Miller ſeinen Unmuth loslaſſen; in dem Augenblicke erſcholl aber in der Nähe der Wieſe ein wildes Getöſe. Man erblickte eine Menge von Menſchen, die ſich balgten, und mit Stangen, Schäferſtäben und Dreſchflegeln auf einander zuſchlugen. Die Geſellſchaft erſchrack über den unerwarteten Kampf, der immer näher kam. Voß brach aber, zur Verwunderung Aller, in lautes Gelächter aus mit den Worten: „Mögen ſie ſich balgen, wie ſie wollen; es hat nichts zu bedeuten!" — Dann gab er den neugierig Horchenden folgenden Aufſchluß:

In der Nähe des Dorfes, welches Voß bewohnte, lebte eine Kolonie von ſogenannten Schäfern des ſogenannten Dichters Salomon Geßner. Dieſe Leute behaupteten, von den alten Arkadiern abzuſtammen, wo die kindliche Unſchuld zu Hauſe war. Nicht fern von dem halb antiken, halb modernen arkadiſchen Schäfern lag an einem Fluſſe ein Dörfchen, welches von Fiſchern bewohnt wurde. Die Leute in dem Dorfe des Paſtors Voß waren eigentliche Bauern im Sinne der neueren Zeit. Dieſe drei poetiſchen Volksſtämme hatten nun die noble Paſſion, als Geſtalten der Idylle erſcheinen zu wollen. Jeder dieſer drei Volksſtäm-

me nahm aber das Gebiet der idylliſchen Poeſie für ſich allein, als vorzugsweiſe dafür geignet, in Anſpruch. Dadurch bildete ſich in ihnen ein ſehr gehäſſige Geſinnung, die endlich in offene Feindſchaft ausbrach, und eine lächerliche Fehde hervorrief. Die Voſſiſchen Bauern behaupteten, die Geßner'ſchen Schäfer ſeien weder antik noch modern, ſondern eigentliche Undinge, vollkommene Müßiggänger, nichtige Schwätzer und zierliche Schwächlinge, ohne die geringſte Spur vom Geiſte der alten Griechen, deren Abkömmlinge zu ſein ſie vorgaben. Unſchuldig und gut ſeien ſie, dabei aber unerträglich langweilig und fad. Ihre Liebesgeſpräche wären zum Einſchlafen, ihre Scherze zum Davonlaufen. Geßner's Schäfer nannten dagegen die Voſſiſchen Bauern grobe Bengel, nur für grobe Landarbeit geſchaffen, und ohne Sinn für edlere Lebensgenüſſe, im Zuſtande der Ruhe nur dem Eſſen und Trinken huldigend. Ihr größtes Vergnügen beſtehe in kräftigen Speiſen und derben Späßen. Mit den Fiſchern, welche einen gewiſſen Bronner als Zieh- und Nährvater verehrten, lebten die Schäfer in gutem Einvernehmen; die Bauern behaupteten aber, Einförmigkeit und lange Weile ſei das gemeinſchaftliche Element ihrer beiderſeitigen Freundſchaft; die Schäfer zeigten viel Milchartiges, die Fiſcher viel Wäſſeriges; Beiden fehle es aber, in Luſt und Leid, in Scherz und Ernſt, an Kraft und Lebendigkeit.

Dieſe Zänkereien erneuerten ſich unaufhörlich, und die feindlichen Parteien rückten dann von Zeit zu Zeit einander entgegen, die Bauern in ihren Jacken mit Dreſchflegeln

bewaffnet, die Schäfer in halbgriechiſchem Koſtum mit bebänderten Stäben, die mit ihnen verbündeten Fiſcher mit Netzen und Angelruthen. Die beiden Heere überhäuften ſich mit Vorwürfen; dann ſchwangen die Bauern ihre Dreſchflegel; Schäfer und Fiſcher ergriffen die Flucht, und Alles blieb beim Alten. Das geſchah auch heute. Die Gäſte konnten des Gelächters kein Ende finden, und verließen den Pfarrhof am nächſten Morgen in der heiterſten Stimmung.

Der Tod auf Reisen.

Scenen und Bilder aus dem Leben.

I. Der Hof des Todes.

Die Stille der Mitternacht waltete über den Wohnungen der Menschen. Alles Leben lag im Schooße des Schlafes und der Ruhe. Nur auf dem Kirchhofe begann ein geheimnißvolles Weben und Treiben. Seltsame Gestalten schwebten schattenähnlich zwischen den auf Gräbern stehenden Kreuzen und Leichensteinen einher, lichter oder dunkler, je nachdem der Vollmond von den Wolken verhüllt wurde, oder aus ihrem schwarzen Schleier verklärend hervortrat. Die unholden Wesen, die hier unter Todtenschädeln und Knochen ihr Unwesen trieben, schienen sich feindlich zu begegnen, und nur mit wechselseitigem Widerwillen an diesem unheimlichen Orte und in dieser schauerlichen Stunde zusammen zu kommen.

Nur der unwiderstehlichen Gewalt des Machthabers über alles Irdische war es gelungen, einen Verein dieser gespenstischen Feinde zu bewirken. Ihr Gebieter, der Tod, hatte sie nächtlicher Weile zu einer allgemeinen Versammlung hieher berufen. Gehorchen mußten sie. Zwölf dumpfe nachhallende Schläge der nahen Kirchthurm-Uhr verkündeten die Mitternacht. Ein kalter sausender Windstoß fuhr über

die bemoosten Hügel durch die Wipfel der Trauerweiden und Eibenbäume. Mond und Sterne verbargen ſich im Helldunkel der Gewölke. Die Gebeine raſſelten im Schooße der Erde.

In Mitte des Friedhofes öffnete ſich ein Grab. Aus dem ſchwarzen Grunde erhob ſich das Rieſengerippe des Todes. Klappernd und grinſend ſetzte ſich der König der Schrecken auf einen, aus weißen Knochen aufgethürmten Hügel. Nachdem der Gräßliche aus düſtern Augenhöhlen die ſtummen Geſpenſterſchaaren überblickt und ſie mit ſtolzem Hohn begrüßt hatte, ſprach er zu den Zitternden die folgenden Worte, deren dumpfe Laute aus der Tiefe eines Grabes heraufzukommen ſchienen:

„Ich grüße euch, würgende Ungethüme, die ihr, meinem Winke gehorſam, hier verſammelt ſeid, zu vernehmen mein Gebot! Zu läſſig verwaltet ihr euer Amt, zu läſſig erfüllt ihr eure Pflicht, mir die gebührenden Menſchenopfer zu bringen. Zürnen muß ich euch. Vernehmt meinen Willen!“ —

Ihm näher traten die Schaaren der Unholde: Die Menge der lebenzerſtörenden Krankheiten, der wuthſchnaubende Krieg, — die gifthauchende Seuche, die Verderben bringenden Leidenſchaften und alle Diener der Unnatur, des Luxus und der Geilheit des entnervenden Schwelgens. Sie umſtanden mit dem Schweigen der tiefſten Ehrfurcht den Knochenthron. Der Tod begann:

„Zu viele der Kinder des Staubes treiben ihr Unweſen in dieſem Aufenthalte des Elends und des Uebermuths,

der grimmigſten Noth und des üppigſten Ueberfluſſes. Mit der zunehmenden Menge des Menſchengeſchlechtes vermehrt ſich zugleich die Menge der Laſter und Verbrechen. Die Tugend iſt Gegenſtand des Spottes geworden; frommer Sinn heißt ſpießbürgerliche Beſchränktheit. Lichten muß ich die Reihen der Frevelnden, denen Gott, Nächſtenliebe, Recht und Wahrheit fremd geworden ſind. Reinigen muß ich die Erde, vertilgen das entartete Geſchlecht, Raum ſchaffen einem edleren, verwalten das mir anvertraute Amt der Umſtaltung und Verwandlung alles deſſen, was da athmet, und abrufen vom Schauplatze Alle, die das von Gott ihnen verliehene Leben mißbrauchen und mißhandeln, oder der ſchönſten Gabe ſich unwerth machen. So will ich ſtrafend und beſſernd, vertilgend und neu bildend, die weite Erde durchziehen, aus euch aber, ihr meine Diener, einen Statthalter mir wählen, auf deſſen kräftigen Beiſtand ich, wenn meine Geſchäfte ſich in irgend einem Theile des Erdbodens zu ſehr häufen, mit Sicherheit rechnen kann, damit erreicht werde der große Zweck meiner Sendung: „Zerſtörung für höhere Wiederbelebung.“ — Dem Würdigſten unter den Bewebern, das heißt, Demjenigen, der ſich der größten Anzahl mir gebührender Menſchenopfer rühmen kann, ihm werde die Ehre zu Theil Statthalter des Königs der Schrecken und der Verweſung zu werden. Stellt nun, ihr Häuptlinge der Todes-Legion, euere Verdienſte vor, und macht euere Anſprüche geltend!“ —

Vortrat das ſtahlgepanzerte Ungethüm des Krieges im Geraſſel ſeiner Waffen. Keck und wuthſchnaubend, rief es

mit wilddröhnender Stimme: „Tauſende ſchlachte ich in Einer Schlacht.

Tod. Langer Friede belebt und erſetzt leider tauſendfach, was du getödtet und zerſtöret haſt.

Die Hungersnoth. Ich würge im Frieden wie im Kriege.

Tod. Du tödteſt nur den Armen; der Reiche ſpottet Dein.

Die Seuche. Wenn ich die Luft des Himmels mit dem Gift der Hölle erfülle, dann tödtet jeder Athemzug.

Tod. Die Hölle nimmt ihr Gift zurück und neues Leben quillt aus den Himmelslüften. Du ſinkſt mit deinen Opfern zugleich vernichtet in die Erde, und glückliche Jahrhunderte fliegen dahin, ehe du wiederkehrſt.

Nun trat die ungeſtüme Schaar der Leidenſchaften: Neid, Habſucht, Liebe, Haß, Eiferſucht, Ehrgeiz, Jähzorn und Rachſucht, vor den Knochenthron. Vergebens brüſtete ſich jede derſelben mit den vielen Leben, welche ſie dem Tode zum Opfer bringe. Keine von ihnen vermochte dem unerſättlichen Würger Genüge zu leiſten; zu wenig däuchte ihn Alles, was ſie thaten. „Zu meinem Statthalter" — ſagte er, „kann ich nur ein Weſen ernennen, welches ſeine zerſtörende Kraft an jedem Menſchen äußert, zu jeder Zeit und an jedem Orte unaufhörlich wirkt. Nur ſo kann die Vernichtung des Menſchengeſchlechtes gelingen." —

Jetzt erhoben ſich tauſend Arme im Nachtgebiete des Todes. Das Fieber, bald in hochrother Glut brennend,

bald geiſterbleich und vor Froſt mit den Zähnen klappernd, trat ſtolz vor, und ſprach: „Ich berufe mich auf die jährlichen Sterberegiſter; ſie bezeugen meinen raſtloſen Vertilgungseifer in der mannigfaltigſten Art und Weiſe, da ich, bald allein herrſchend, bald Mitregent, bald Vorbote, bald Nachfolger einer Krankheit, bei der leiſeſten Veranlaſſung, auf jede Gelegenheit lauernd, mein Schlachtopfer entweder ſogleich mit Gewalt ergreife, oder mich heimlich in das innerſte Mark ſchleichend, den Menſchen wie ein Vampyr bis zum letzten Tropfen ausſauge und verzehre." —

Lendenlahm und hinkend arbeitete ſich nun die Gicht, unbeholfen und ächzend, aus dem Gedränge hervor, und ſtöhnte mit dumpfer Stimme:

„Ergreife ich den gebrechlichen Menſchen in ſeiner Schwelgerei und Thorheit, ſo nehme ich von ihm ſogleich Beſitz, ſpotte aller Heilmittel, durch die er mich vertreiben will, ſenke mich in die Knochen und Gelenke, foltere die Muskeln, werfe mich auf die edleren Theile, und bin, ſein Innerſtes untergrabend, oft dann am thätigſten, wenn ich kraftlos oder abweſend zu ſein ſcheine." —

Schwer athmend, ſchwankend und ſchneebleich, begann die Auszehrung mit kaum hörbarer Stimme:

„Ich führe zwar die mir Verfallenen auf langem Wege und gewöhnlich langſam zu Grabe; ich untergrabe und nage aber ſo unermüdlich, daß ich ungeachtet meines zögernden Schleichens, die erkorene Beute doch ſicherer tödte, als irgend eine meiner heftigſten und kräftigſten Gefährtinnen."

Auf ähnliche Weiſe traten die übrigen Würgerinnen,

ihre Macht und ihre Verdienſte um das Todtenreich rühmend, vor. Die gräßliche Schilderung der zerſtörenden Leiden, welche ſie als Großthaten prieſen, ſetzten ſelbſt den erbarmungsloſen Tod in Erſtaunen. Die Auswahl eines Statthalters fiel ihm ſchwer. Er ſchwieg, die blutig rollenden Augen auf die düſtern Gräber geſenkt. Furchtbare Stille herrſchte ringsumher.

Endlich trat eine fremde Geſtalt mit trotzigem Uebermuth keck in den furchtbaren Kreis. „Ihr werdet mich vielleicht nicht kennen?“ ſagte ſie mit ironiſchem Lächeln. „Bin ich auch nicht Eine von euch, ſo wäret doch ihr Alle ohne mich — ein Nichts. Ich ſitze mit dem Schwelger beim Luſtgelage, ich reize die Menſchen zu jedes Genuſſes Uebermaß, ich überfalle die Unerſättlichen und Ueberſättigten plötzlich als Strafgöttin im Taumel des Vergnügens, oder auf der Folterbank des Ueberdruſſes und der Reue. Euch, ihr Heere des Siechthums! euch bahne ich den Weg zum Siege, öffne euch Thür und Thor, ſtreue die Saat des Böſen aus, und führe euch die Schlachtopfer ſchaarenweiſe zu, das Gift im entkräfteten Leibe, den Gram der Selbſtverſchuldung im Herzen, den Wahnſinn im Gehirn. Mit geringer Mühe bemächtiget dann ihr euch der Elenden. Und ſo gebührt mir, die euch Allen Beſchäftigung gibt, auch der Vorzug vor euch Allen; ich mag nun den Schlemmer und Zecher, den Schwelger mit unerſättlicher Begierde, die in wilder Tanzwuth Hinraſenden, die — —“

„Halt ein!“ rief der Tod: „Ja, Dir, von den Menſchen geliebte Menſchenfeindin, Dir gebührt es, mir

die Nächste zu sein an Würde, wie du es bist an Macht, — dir, Unmäßigkeit!"

II. Kirchhof-Soirée.

(Abenddämmerung. Ueber der Mitte des Kirchhofes schwebt ein Luster von hellflimmernden kleinen Sternen. In jeder der vier Ecken des Platzes befindet sich ein Beinhaus. Die aufgeschichteten Todtenschädel sind mit Johanniskäfern und Irrlichtern geschmückt, die Grabmäler mit buntfarbigen Thränen, wie mit Guirlanden von Edelsteinen. Der Tod als Küster gekleidet, geht mit einer dunkelroth glühenden Pechfackel zwischen den Gräbern wohlbehaglich herum. Am Thore des Haupteinganges sitzt die Schwindsucht als Kassier. Es wird von außen gepocht. Sie öffnet das Thor. Mehrere treten ein, lustig und mit lauten Ausrufen der Verwunderung. Der Tod geht der lärmenden Gesellschaft entgegen, begrüßt sie mit übertriebener Höflichkeit und Demuth, nennt Jedes bei seinem Namen, und schreitet vorleuchtend einher.)

Ein reicher Bankier. Ein herrliches Tableau! Scharmant arrangirt! Ganz nach dem Leben! Origineller Gedanke! Gefällt mir — das Ding da!

Eine Schauspielerin. Einen solchen Kirchhof sollte man auf das Theater bringen; das wäre eine glückliche Idee, könnte volle Häuser machen. Gegen einen Florentinerhut und ein schönes Bracelet theile ich sie dem Direktor mit; eine herrliche Dekoration, die viel Aufsehen erregt, und wenig kostet!

Ein reisender Dichter. Diese Kirchhof-Humoreske, liefert mir Stoff zu einer bogenlangen pikanten Beschrei-

bung für meine Reiſebilder, womit ich die bereits verſchollenen Kirchhöfe für die Poeſie wieder moderniſiren will. Keine Kleinigkeit; aber — dem Genie iſt Alles möglich.

(Er ſetzt ſich auf einen Leichenſtein, nimmt die Schreibtafel und ſchreibt.)

Eine Modewarenhändlerin. Da bekommen wir gewiß bald ſchöne Kirchhof-Wanderlieder oder Todtenſchädel-Roſenkränze zu leſen. Ich will auch in der Lebenspoeſie nicht zurückbleiben, und die Salonwelt mit fantaſtiſchen Hüten **à la tombeau**, oder, **à la danse of death** erfreuen.

Bankier. Ich will hoffen, daß die Einnahme dieſes Feſtabends für irgend einen wohlthätigen Zweck beſtimmt iſt.

Tod. Allerdings, und zwar zu einem prächtigen Monumente für Dichter und Künſtler, die den Hungertod geſtorben ſind, ehe die Verzweiflung ſie zu Selbſtmördern machte.

Bankier. Sehr edel und ſehr zweckmäßig! Man muß das Genie auch nach dem Tode noch ehren; ſein Ruhm iſt unſterblich.

Modewarenhändlerin. **Mais, Monsieur l'Entrepreneur!** wer ſind Sie denn eigentlich.

Tod. **Sie, ma Chère**, ſind das leibhafte Sinnbild unſerer Zeit: ein lebendiges Fragezeichen ohne Antwort.

Dichter. Sollten Sie nicht Fantaſus ſein, wenn ich nicht irre?

Tod. Wenn Sie nicht irren; ſehr wahr!

Bankier. Auf jeden Fall ein kurioſer Patron, ein zweideutiges Weſen.

Tod. Sie wünſchen alſo zu wiſſen, wer ich ſei? Obſchon weder ich ſelbſt noch ſonſt Jemand weiß, wer ich eigentlich bin, ſo will ich Ihnen, Hochverehrte, doch kein Geheimniß daraus machen, und zwar um ſo weniger, als jeder Menſch mich einmal in ſeinem Leben kennen lernen muß, er mag wollen oder nicht. Jeder kann ſich Jahrelang auf meinen Beſuch vorbereiten, und dennoch erſchrickt Jeder, wenn ich, der lange Erwartete, endlich ihm erſcheine. Vernehmen ſie denn, meine Herren und Damen! Ich bin Etwas und Nichts, das Uebelſte und das Beſte, das Abſcheulichſte und das Schönſte, ein Alles in Allem, ein Nichts im Nichts, Zeitgeiſt und Zeitgeſpenſt, wie's kommt, Epilogus ausgeſpielter Komödien, persona grata und ingrata, Menſchenfreſſer und Menſchenfreund, Reichsverweſer der Verweſenden, ein Proteus, der im Karneval des Lebens eine Hauptrolle ſpielt und alle Geſtalten annehmen kann. So erſcheine ich bald als das Gegentheil von Ihnen, ſehr fleiſch- und geldreicher Herr Bankier, nämlich als armſeliger Knochenmann mit Stundenglas und Hippe, ein andermal als Genius mit geſenkter Fakel, dann als Rieſe, ſchwer auftretend mit ehernem Fuße, im nächſten Augenblick als Cicisbeo mit ſüßen Mienen und wonnetrunkenen Augen, dann als geharniſchter Mann in pechſchwarzer Rüſtung auf einem hohen, hagern, pechſchwarzen Roße reitend, einen langen Speer in der Hand; jetzt als hüpfender, vielſchwazender Tanzmeiſter, jetzt als tiefſinniger, ernſthafter, [illegible]

ſagender Doktor, jetzt als Friedensengel, in der einen Hand eine weiße Lilie, in der anderen einen Palmzweig; dann als Flammen ſpeiender böſer Geiſt, oder als wehklagendes Geſpenſt, in ein Leichentuch gehüllt, dann als wilder Jäger, als koloſſaler Waffenſchmid, als Liebesgott mit einem goldenen Köcher voll vergifteter Pfeile, als Parfumeur, als wiſſenſchaftlich gebildeter Luxuskoch, als Vogelkrämer mit einem Käfig voll Eulen, Raben und Fledermäuſen auf dem Rücken, als Nachtwächter mit Spieß und Laterne, als Bankhalter am Pharaotiſche, als Vortänzer, als unglücklicher Liebhaber mit Gift und Dolch, als Brandleger, als rothbrüchiger Kellermeiſter, als vornehmer Herr in einem langen Rathmantel, eine zerbrochene Flitterkrone auf dem kahlen Haupte. Manchmal ſteh' ich ſogar als Wegweiſer auf einer Brücke, die in ein unbekanntes Land führt.

Bankier. Lieber Herr Küſter! Sie ſind ein Tauſendkünſtler; ich werde Sie nächſtens zu mir invitiren — —

Tod. Wie? Sie invitiren mich ſelbſt? Ei, da muß ich wohl kommen; ich komme gewöhnlich, ohne eigends geladen zu ſein. Was wünſchen Sie von mir?

Bankier. Sie ſollen bei einer Soirée in meinem Salon Ihre Kunſtſtücke produziren; verſteht ſich, gegen gutes Recompens. Ich bin gegen Künſtler generös, laſſe ſie manchmal ſogar an meiner Tafel ſpeiſen.

Ein Doktor. Potz Schädel und Knochen! Eine ſolche Stiftung für den jüngſten Tag zu gründen, das war für meine Herrn Kollegen keine geringe Arbeit. Es iſt doch ſonderbar; ſeit Hippokrates und Galenus haben wir ſo viele

mediziniſche Syſteme erlebt, ja die entgegengeſetzteſten und widerſprechendſten. Es ſind aber bei jedem derſelben eben ſo viele Menſchen geſtorben; bei der Weinkur wie bei der Waſſerkur, bei der Allopathie wie bei der Homöopathie. Dieſes hier ſo köſtlich arrangirte Feſt iſt eine wahre Verherrlichung und Verklärung der Heilkunde.

Tod. Sagen Sie lieber: der Heulkunde der von den Aerzten Gemordeten.

Modehändlerin. Mitunter recht intereſſante Schädel! Georg Sand thut ſehr wohl daran, daß er auf ſeinem Schreibtiſche immer einen Todtenkopf vor ſich ſtehen hat.

Bankier. Möchte doch wiſſen, auf welchen Schultern dieſe Schädel einſt ſaßen; möchte ihre Geſchichten wiſſen. Herr Gräber-Inſpektor, erzählen Sie!

Schauſpielerin. Todten-Novellen und Leichen-Dramen! das wäre ganz köſtlich.

Tänzerin. Noch köſtlicher wäre ein eigentlicher Todtentanz; ich könnte mich entſchließen, ſelbſt mitzutanzen.

Bankier. (Er gibt dem Tod ein Silberſtück). Nehmen Sie! Umſonſt iſt der Tod.

Tod (laut auflachend). Ganz köſtlich!

Bankier. Warum lachen Sie?

Tod. Lachen befördert die Verdauung. Gute Verdauung befördert die Geſundheit, die Geſundheit bringt langes Leben, und das längſte Leben führt endlich doch zum Tode, der es lachend in die Arme ſchließt.

Bankier. Mein Lieber! Sie ſind ein verdorbenes Ge-

nie. Schade um Ihre guten Anlagen! Sie wären besser zu gebrauchen.

Tod. Ich bin zu Allem zu gebrauchen.

Bankier. Wie alt ist man?

Tod. So alt wie die Welt.

Bankier. Ma foi? Der Kerl ist nicht ohne Stolz; könnte einen humoristischen Schriftsteller abgeben.

Doktor. Sind Sie immer gesund?

Tod. Ich scheue die Krankheiten und liebe die Kranken.

Bankier. Lustiger Kumpan! Du gefällst mir. Wir müssen mit einander näher bekannt werden.

Tod. Zu seiner Zeit ganz gewiß!

Bankier. Willst Du mein Geschenk nicht annehmen?

Tod. Ich bin uneigennützig und unbestechlich.

Bankier. Also reich?

Tod. Freilich! Ich bin ja Bankhalter am Pharaotische des Lebens, das immer auf dem Spiele steht.

Bankier. Und dabei so lustig!

Tod. Ich bin ja gewissermaßen Hofnarr der Menschen, und stecke sie alle in den Sack. Sie glauben mich zu foppen, sind aber am Ende die Gefoppten.

Schauspielerin. Erklären Sie uns, Herr Bankhalter und Hofnarr, etwas von der Schädellehre! Sie haben ja die beste Gelegenheit, diese schöne Wissenschaft hier zu studiren.

Tod. Holdes, darstellendes Fräulein! Sie sind ohne Zweifel auf den Brettern schon mehr als einmal so schön gestorben, daß Ihnen vor den Todten nicht graut. Ueberdies

haben Sie gewiß ſchon Vielen den Schädel ſo verrückt, daß Sie allerdings eine Vorliebe für die Schädellehre haben müſſen. Ich weiß übrigens galant zu ſein gegen Damen, von denen man vorzugsweiſe ſagt: „Ihr Wille iſt mein Himmelreich!“ — Vernehmen Sie alſo! (Er nimmt einen Schädel aus dem Beinhauſe, vor welchem die Geſellſchaft ſteht). Voilà! Dieſer Schädel gehörte einſt einem Schwelger, deſſen Abgott der Bauch war. Der Bauch wurde aber ſo übermüthig, daß er dem Schädel einen Streich verſetzte, worüber dieſer gerührt ward — vom Schlage. (Er nimmt einen anderen Todtenkopf.) Sehen Sie nun dieſes zierliche Beingehäuſe an! Es war der Salon der ſogenannten Seele eines reizenden Fräuleins, deſſen ſogenanntes Herz vielen Männern angehörte, deren Jeder in dem glücklichen Wahne lebte, die ſchöne Armida gehöre nur ihm allein an. Und ſo betrog ſie denn ſehr Viele, ohne ſich darüber zu kränken, daß ſie von ſehr Vielen betrogen wurde, bis der ſogenannte Tod endlich dem wechſelſeitigen Betruge, den Betrügenden und den Betrogenen, den Garaus machte. (Er nimmt einen anderen Schädel.) Dieſer Schädel ſaß auf den Schultern eines kriegeriſchen Bramarbas, der im Civilkleide oft einen Säbel, in der Uniform einen Haarbeutel hatte. Er ſtarb an der Penſion, welche ſeine Gläubiger bezogen. (Der Schädel ſpringt in die Höhe und ſchreit.)

Tod. Viel Lärmens um Nichts! Schweig, Prahlhanns!

Der Schädel. Ich habe in jeder Schlacht eine Unzahl von Feinden getödtet.

Ein anderer Schädel. Eine Unzahl? Das heißt keine

Zahl; ganz recht. Du liefeſt ja davon, ſobald der erſte Schuß fiel.

Tod. Dieſer Schädel hier gehörte einem Dichter, der ſeine Leier erklingen ließ, ſo oft er das begeiſternde Gold oder Silber klingen hörte. — Der zierliche Schädel nebenan gehörte einer Schauſpielerin, die auf dem Theater in allen Rollen nur ſich ſelbſt, außer dem Theater aber mit aller Welt Komödie ſpielte. — Jenen kieſelſteinartigen Schädel umgab einſt die Muskulatur eines Kriminalrichters, der nie auf Beſſerung der Sträflinge, ſondern immer nur auf ihre Beſtrafung bedacht war, und ſein Todesurtheil mit größter Gemüthsruhe fällte, indem er den Paragraph des Kriminalkodex buchſtäblich auslegte. Als ich ihm das Genick brach, rief er: „Mord oder Todtſchlag? Nach Paragraph — —“ da war's aus mit ihm. — Der nächſte Schädel war Reichs-Hiſtoriograph. Er entſtellte die Geſchichte, je nachdem er im Solde von dieſem oder jenem Hofe ſtand, mit ſolchen Lügen, daß ich, um der Nachwelt noch einen Reſt von Wahrheit zu erhalten, ihm die Feder aus der beſtochenen Hand, und die feile Seele aus dem Leibe reißen mußte.

Bankier. Genug! Jetzt wollen wir einmal luſtig ſein! Wohlthätigkeit und Amuſement müſſen mit einander Hand in Hand gehen. (Es ſchlägt zwölf Uhr.) Johann! Karl! die Champagner-Flaſchen her! Laßt die Stöpſel knallen! Ein Kirchhof-Toaſt! Schenkt ein; präſentirt die Gläſer! (Er trinkt.) Vivat! die Todten ſollen leben!

Mehrere. Die Todten ſollen leben!

Tod. Und die Lebenden ſollen ſterben!

(Tiefes Stillſchweigen.)

Tod. Warum ſo ſtille? Graut Liebchen auch vor Todten? Luſtig! luſtig! Courage! Wir ſind ja hier wie zu Hauſe.

Modehändlerin. Könnte ich nicht, ſo wie George Sand, einen Todtenkopf für meinen Schreibtiſch bekommen?

Tod. Denken Sie ſich Ihren eigenen Kopf als künftigen Todtenſchädel, ſo brauchen Sie keinen fremden.

Ein geniales Fräulein. Könnten Sie uns denn nicht den berühmten Todtentanz aufführen laſſen? Ich habe ſchon ſo viel davon gehört und geleſen, daß ich recht neugierig wäre, einen einmal zu ſehen. Nu, Lieber! wollten Sie ſo gefällig ſein, einen ſolchen intereſſanten Tanz zu arrangiren?

Tod. Mit Vergnügen; doch unter der Bedingung, daß Sie ſelbſt mittanzen, kleiner Engel!

Fräulein. Da werden alle Dichter mich beſingen, alle Salons mich bewundern.

Tod. Allons, Messieurs et Mesdames! Iſt's gefällig, eine Quadrille zu tanzen? Ich habe ein prächtiges Orcheſter. Commencez!

(Eilf hektiſche Geiſterfräulein und zwölf lungenſüchtige Schattenmänner ſtellen ſich zum Tanze. Ein Schattenmann reicht dem genialen Fräulein die Hand. Einige Herren und Damen der Geſellſchaft ſchließen ſich an und necken die Uebrigen. Der Tanz beginnt und wird immer wilder, bis er endlich in Tollheit ausartet. Einige ſchwindſüchtige Geiſterfräulein und lungenſüchtige

Schattenmänner ſingen eine Quadrille-Muſik von Muſard. Grillen, Uhus und Unken accompagniren.)

Chor.

Wer des Lebens Länge haßt,
Tanz' und lieble ohne Maß!
Kranke Athemzüge wallen
In halber Lunge auf und ab,
Leiſe Todtenglocken hallen
Ueber einem frühen Grab.

Eine Stimme.

Wie huſcht ſich's ſo lieblich auf Gräbern einher,
Im weißen, weitfaltigen Todtengewand!
Wie äugelt ſich's köſtlich aus Aughöhlen leer,
Mit klappernden Füßen und knöcherner Hand!

Chor.

Wer des Lebens Länge haßt,
Tanz' und lieble ohne Maß!
Kranke Athemzüge wallen
In halber Lunge auf und ab,
Leiſe Todtenglocken hallen
Ueber einem frühen Grab.

Eine Stimme.

(Andere Tanzfigur.)

Fieberglut und Todesſchauer, —
Wie der Wechſel lieblich iſt!
Schwärmerei und Weltſchmerz-Trauer, —
Wie ſich da das Leben genießt!

Chor.

Wer des Lebens Länge haßt,
Tanz' und lieble ohne Raſt!
Kranke Athemzüge wallen
In halber Lunge auf und ab,
Leiſe Todtenglocken hallen
Ueber einem frühen Grab.

Eine Stimme.

(Andere Figur.)

Kommt, des Lebens ſüße Sünden!
Wie ſo ſanft die Kräfte ſchwinden!
Immer ſtiller ſchlägt das Herz,
Immer holder wird der Schmerz!

Chor.

Wer des Lebens Länge haßt,
Tanz' und lieble ohne Raſt!

Eine Stimme.

(Andere Figur.)

Im Salon der Muſik Lärmen,
Und der Tänze phantaſtiſches Schwärmen!
Fällt dann zufällig ein Blick durch die Fenſter,
Zeigt der romantiſche Kirchhof Geſpenſter.

Chor.

Kranke Athemzüge wallen
In halber Lunge auf und ab.

Eine Stimme.

(Andere Figur.)

Heller Kerzenſchein im Saal,
Draußen Nacht und Sternenſchein;
Hier ſchwindelnde Gäſte und feſtliches Mal,
Draußen Gerippe und Leichenſtein!

Chor.

Leiſe Todtenglocken hallen
Ueber einem frühen Grab.

Eine Stimme.

(Figurenwechſel.)

Wenn uns Geiſterſtimmen klingen,
Wir im Walzer uns umſchlingen,
Klopft das Herz in athemlos banger Bruſt,
Und wir ſinken todesmatt vor Luſt.

Chor.

Wer des Lebens Länge haßt,
Tanz' und liebe ohne Raſt!

Eine Stimme.

(Neue Figur.)

Mit des Lebens letztem Hauch
Spricht Sie: „Weint der Löwe auch?"
Und er weint; da ſinkt Sie hin,
Lilienblaß und fadendünn.

Chor.

Kranke Athemzüge wallen
In halber Lunge auf und ab.

Eine Stimme.

(Neue Figur.)

Wie ſo leicht der Tod ſich findet,
Wenn der Körper täglich ſchwindet!
Trägt die Löwin ſich modern,
Schmachten für ſie tauſend Herrn.

Chor.

Leiſe Todtenglocken hallen
Ueber einem frühen Grab.

Eine Stimme.

(Andere Figur.)

Tanzend ſanft dahin zu ſterben,
Heißt die Seligkeit erwerben.
Die Nacht zum Tanz, den Tag zur Ruh'—
Nur immerzu, ſo immerzu!

Chor.

Wer des Lebens Länge haßt,
Tanz' und lieble ohne Raſt!

Eine Stimme.

(Neue Figur.)

Zuerſt ein Seufzer, holde Schöne,
Dann, ſchalkhaft lächelnd, eine Thräne,
Dazu ein Blick voll Gram und Scham,
O das macht den Löwen zahm!

Chor.

Kranke Athemzüge wallen
In halber Lunge auf und ab.

Eine Stimme.

Sie in Schwindſucht täglich mehr erbleichend,
Er, vor Lungenſucht und Liebe keuchend, —
Glückliche Nachkommenſchaft
Mit verſtärkter Lebenskraft!

Chor.

Leiſe Todtenglocken hallen
Ueber einem frühen Grab.

Eine Stimme.

(Andere Figur.)

Sie verzehrt und Er zerriſſen, —
O wie die ſich lieben müſſen!
Raſ't der Tanz und tobt das Herz,
Jubelt genialer Schmerz.

Chor.

Wer des Lebens Länge haßt,
Tanz' und liebe ohne Raſt!

Eine Stimme.

(Letzte Tanzfigur.)

Wie ſpielen ſo lieb die erlogenen Triebe!
Wie ſchwelget ſo köſtlich betrogene Liebe!
Sie ſchwelgt in der Nacht bis zum Morgenroth;
Und flieht die Betriegerin, tröſtet der Tod.

Schlußchor.

Glühenden Nächten folgt kühlende Ruh';
Tanzet und raſet nur immerzu!
Und iſt's mit dem Tanzen und Liebeln nun aus,
So geh'n wir erbleichend und keuchend nach Haus.

Ein Maler. Ein Tableau zum Entzücken! Das muß in Cahiers im Pränumerationswege erſcheinen. Jetzt nur geſchwinde ſkizzirt! (Er zeichnet. Der Tod ſchaut von rückwärts auf das Blatt.)

Tod. Nicht übel! und doch nur Pfuſcherei!

Maler. Kecke Figur! Unverſchämter Menſch!

Tod. Ich bin kein Menſch.

Maler. Zurück! (Er gibt dem Tod einen Stoß.)

Tod. Halt! Wer mich berührt, den laß' ich nicht mehr los. (Er faßt den Maler beim Haar.)

Maler. Zu Hülfe!

Fräulein. Der Kerl iſt betrunken. Wache!

Tod. Stille! Ich überwache Alles. Nun, ihr Tanzgeſpenſter, laßt eurer Tollheit den Zügel!

(Die Tanzgeſpenſter ziehen alle Anweſenden in ihre Reihen und tanzen mit ihnen, bis ſie athemlos werden. Einige ſinken zu Boden, Andere entfliehen. Die Modehändlerin nimmt einen Todtenkopf mit, der Doktor einige Knochen.)

Bankier. Herr Küſter! Sie ſind ein Menſch ohne Lebensart.

Tod. Sehr wahr! Ich laſſe die werthen Gäſte nicht fort. Sie müſſen hier bleiben.

Maler. Der Teufel hole den ganzen Kirchhof!

Bankier. Und den Herrn Küſter dazu! (Er zerſchlägt mit ſeinem Stocke die Beleuchtung eines Grabmals.) Messieurs! Folgen Sie meinem Beiſpiel!

(Allgemeiner Tumult.)

Tod. Das iſt doch zu arg! Selbſt die Ruhe der Todten ſtören ſie. Hinaus, ihr unerſättlichen Schwelger, denen man nicht genug Neues erſinnen kann, um euere erſchlafften Sinne zu kitzeln!

(Er ſchlägt mit der Pechfackel auf ein Beinhaus ſo gewaltig, daß Flammen und Funken herumfahren und die Schädel wie Kugeln auffliegen. Mehrere werden verwundet, Einige getödtet; allgemeines Drängen, Schreien, Fluchen und Durcheinanderlaufen. Der Tod verfolgt eine Weile die Fliehenden, dann kehrt er zurück, ſtellt ſich auf ein Grab und ſpricht:)

„Zieht hin für dieſes Mal mit heiler Haut! Entgehen werdet ihr mir doch nicht. Ich vergeſſe keine mir zugefügte Beleidigung, und treibe die ausſtändigen Schulden oft erſt dann mit ſchonungsloſer Strenge ein, wenn der leichtſinnige Schuldner ſelbſt ſie längſt ſchon vergeſſen hat.

III. Der Porträtmaler.

(Ein Tanzſaal. Tauſend Lampen und Kerzen auf Luſtern und Wandleuchtern vereinigen ihre Strahlen zu einem Feuermeere. Unzählige Blumenguirlanden und ein feiner Staubregen von aromatiſchen Wäſſern, ſtrömen Wohlgerüche und Kühlung aus. Tafeln, mit köſtlichen Speiſen und Getränken beſetzt, locken die Ballgäſte. Eine bezaubernde Muſik vollendet den Sinnentaumel. Die meiſten Gäſte ſind maskirt. Der Tod, als Wunderdoktor gekleidet, in einem ſchwarzen Mantel und mit einer großen Allongeperrücke, wandelt, neckend und geneckt, im dichteſten Gedränge umher. Fantaſus, halb weiß, halb ſchwarz gekleidet, geht, Arm in Arm, mit ihm, und ſchlägt von Zeit zu Zeit die, alle Farben des Regenbogens ſpielenden Flügel auseinander, welche dann den ganzen Tanzſaal mit bengaliſchem Feuer erleuchten.)

Tod. Sieh nur, Freund Fantaſus! die wenigſten Gäſte erſcheinen hier in ihrer wahren Geſtalt; die meiſten ſind maskirt. Es geht hier ſo wie im Leben überhaupt, wo der Menſch ſehr ſelten ſich ſo zeigt, wie er wirklich iſt, indem er gewöhnlich beſſer und ſchöner ſcheinen will, als er iſt. Die Tugenden präſentiren ſich wohl meiſtens in ihrer wahren Geſtalt; man findet jedoch an ihnen entweder kein Wohlgefallen, oder man glaubt ihnen nicht. Dagegen gehen die Laſter faſt immer maskirt. Man glaubt den hübſchen Masken; man hält ſie für das, wofür ſie ſich ausgeben; man läßt ſich von ihnen täuſchen, verführen, zu Grunde richten, und man pflegt den Irrthum erſt dann einzuſehen, ſein Unglück erſt dann zu erkennen, wenn es zu ſpät iſt und die fruchtloſe Reue nachſchleicht, wie ich dem Kranken. Sieh' nur! Jener dicke Vollwanſt macht ſich ſo breit, daß er mehr Raum braucht als drei andere Masken; die gepolſterten Gewänder des wohlbeleibten Fallſtaff umhüllen aber den magerſten, dürreſten Pikelhäring, der in den Salons alle Anweſenden mit ſchönen Worten überhäuft, außerdem aber hart und filzig iſt. Wie ernſt und ſittſam jene Veſtalin, das Haupt zu Boden geſenkt, einherwandelt! Hätte der Kaufmann, dem ſie den Stoff des Kleides ſchuldig blieb, und der unbezahlte Schneider ſie nicht erkannt, ſo hätte Mancher darauf geſchworen, ſie ſei die Sittſamkeit ſelbſt. Wie täuſchend die ſchöne Bettlerin an ihrer Krücke daher ſchleicht! Man reicht ihr ſcherzhaft von allen Seiten Almoſen, und ſie nimmt, anmuthig dankend, jede Gabe an. Weißt du aber, wer die holde Arme eigent-

lich ist? Eine reiche Pfänderverleiherin, deren Habsuch wohl Almosen zu nehmen, aber nicht zu geben vermag. Gravitätisch schreitet Apollo mit seiner goldenen Lyra einher; ein Feind des Ballfestgebers hat ihn in Sold genommen. Der hungerleidende gedungene Musengott theilt beleidigende Pasquille in Reimen auf Diese und Jene aus. Jeder Betheilte verläßt ihn lachend oder zürnend, je nachdem der Stachel der Satyre ihn selbst oder seine guten Bekannten trifft.

Fantasus. Wer ist der Mann in der reichen spanischen Kleidung, der mit gravitätischen Schritten einher stolzirt?

Tod. Dieser Spanier ist ein deutscher junger Herr, der ein paar spanische Gespräche auswendig gelernt hat, die er nun unaufhörlich auskramt, um die Leute glauben zu machen, er spreche spanisch wie deutsch, und lese den Lope de Vega und den Calderon im Original. — Dort wackelt ein kleiner dickbauchiger Koch daher, mit schneeweißer Jacke, schneeweißen Beinkleidern und schneeweißer Schürze; ein ungeheures Kochmesser steckt im Gürtel. Dieser reiche Schlemmer betrachtet das ganze Leben nur als ein großes, langes Gastmal. Ein Himmel ohne große Diners und Soupers wäre ihm eine Hölle. Darum gefällt er sich in der Maske eines Koches.

Fantasus. Dort wandelt eine arkadische Schäferin, sittsam wie die Unschuld selbst.

Tod. Der schönen Schäferin folgt eine Herde von Böcken, welche sie nicht zu hüten, sondern wie Schafe zu scheren pflegt. Allen übrigen Verehrern

drängt ſich der reichgekleidete Türke vor. Horch! Er überhäuft die holde Schäferin mit Schmeicheleien über ihren reizenden Wuchs; er bietet ihr zuerſt ſein Herz an, dann einen Ring, zuletzt eine volle Börſe; er beſchwört ſie, die Larve abzunehmen und ihn zu entzücken durch den Anblick eines Geſichtes, welches einer ſolchen Graziengeſtalt die Krone aufſetzt. Endlich wird die ſpröde Schöne gerührt und erweicht. Sie nimmt die Larve weg; ein wunderſchönes Geſicht!

Fantaſus. Warum läuft denn der Türke davon, als ob er ein Scheuſal erblickt hätte? Warum verliert ſich die Schäferin mit ſo ängſtlicher Eile im Gedränge? Was ſoll das bedeuten?

Tod. Die ſonderbare Erſcheinung dieſer Flucht mag Folgendes Dir erklären. Türk und Schäferin haben beinahe ein Jahr mit einander als Ehegatten verlebt, mit den früheſten Roſen der Liebe bekränzt. Leider verwelkten die Roſen zu früh, und ach! — die Dornen blieben, mit jedem Tage wachſend, zurück. Aus den Schwüren ewiger Liebe wurden Verwünſchungen, aus den glühenden Seufzern brennende Vorwürfe, aus den ſüßen Küſſen ſaure Mienen. Und ſo geſchah es, daß das Pärchen, ehe die Sonne ihre jährliche Himmelsbahn ganz zurückgelegt hatte, die Eheſcheidung verlangte, und der Richter Hymens Roſenbande auflöſ'te. In jenem Satyr ſtell' ich Dir einen bösartigen Poetaſter vor. Die Schmähſucht iſt das Element, in dem er lebt. Er ſchreibt Stachelgedichte und gereimte Pasquille auf die Edelſten und Beſten, ſobald ſie ihm be-

zahlt werden, und gibt ihnen um ſo mehr giftige Würze, je beſſer ſie bezahlt werden. Die Intriguants aller Stände ſind ſeine Gönner. Er läßt ſich auch gebrauchen, für ein mäßiges Honorar Recenſionen der widerſprechendſten Art für Journale der elendeſten Art zu ſchreiben. Er trägt in ſeinen Taſchen und Händen ein ganzes Arſenal ſarkaſtiſcher Pamphlets bei ſich, die er gegen bares Geld verkheilt. Nun macht er ſich aber aus dem Staube, weil ihm zwei Gläubiger in die Nähe kommen.

Fantaſus. Wie ſchön tanzt jene reizende Bajadere! Jetzt tritt ſie aus den Reihen. Ein Bramine und ein Arlequin, ein Ritter und ein Tiroler verfolgen ſie in das Speiſezimmer. Ihnen nach! Sie demaskirt ſich; ein vierfacher Ausruf des Entzückens! Auch die vier Verehrer demaskiren ſich, und jeder ſchaut die drei Nebenbuhler mit feindlichen Blicken an. Sonderbarer Auftritt!

Tod. Einer will den Andern abſchaffen, aber — das grollende Wort ſtockt Jedem auf der Zunge; warum? Der Bramine erkennt in dem Arlequin ſeinen Sohn, der Ritter in dem Tiroler ſeinen Bedienten. Das Quartett verliert ſich brummend und die verlaſſene Ariadne bleibt allein. Komm! Wir wollen nun auch tanzen!

(Tod und Fantaſus tanzen ein Pas de deux. Viele Masken ſtellen ſich um die beiden Tänzer, bewundernd und lobſprechend.)

Eine Maske. Schauerlich und doch graziös!

Zweite. Etwas Steifes in den Armen und Füßen, und dabei dennoch eine bewunderungswürdige Leichtigkeit.

Dritte. Und welche Originalität in den Figuren!

Erſte. Wer ſie doch ſein mögen?

Zweite. Mich intereſſirte insbeſondere der Tod.

Dritte. Dieſer Tod iſt ein Kerl voll Leben.

Vierte. Sind vermuthlich Ballettänzer.

Eine Maske als Tod. Wie? noch ein zweiter Tod im Saal und auf der Welt? Ei! Mit dem muß ich tanzen. Iſts gefällig, ein paar Touren mit mir zu tanzen?

Tod. So viel es beliebt! Wollen wir etwa eine Wette eingehen, wer von uns Beiden länger aushält?

Todesmaske. Mit Vergnügen. Was gilt die Wette?

Tod. Leben für Leben.

Todesmaske. Schön geſagt und ganz dem Charakter getreu geſprochen.

(Sie tanzen. Der Tod ſchlägt der Maske ein Bein unter. Sie ſtürzt mit Wehgeſchrei zu Boden. Andere Masken eilen herbei. Der Tod wird mit Scheltworten und Vorwürfen überhäuft.)

Einige Masken. Haltet ihn feſt!

Andere. Die Sache muß unterſucht werden.

Tod. Fallt nieder! (Alle fallen auf die Knie). Werft die Masken ab! (Alle werfen die Masken ab). So recht! Vor dem Tode zeigen ſich alle Menſchen in ihrer wahren Geſtalt! — Komm, Fantaſus! Die Komödie heißt: „Scherz und Ernſt." — Ich will Dir nun die raſendſten Tänzer und Schwelger zeigen, die ich im nächſten Frühjahre abzurufen gedenke.

(Beide ab.)

Speisesaal.

(An einem Tische sitzt der Porträtmaler Querfeld und sein Freund Thornheim, ein Börsespekulant. Unter den, ihnen gegenüber sitzenden Damen befindet sich die Witwe Flachs.)

Querfeld. Also Flachs heißt sie? Der Name klingt enorm häuslich.

Thornheim. Ist nur des Kontrastes wegen da, wie bei den Weibern überhaupt der Widerspruch zu Hause ist, daher die Spekulation auf sie die unsicherste von allen ist, denn ihr Kurs steht jeden Tag anders, bald hoch bald nieder; bald sind sie gar außer Kurs gesetzt, nach Zeit und Umständen.

Querfeld. Wie alt mag die holde Witwe sein?

Thornheim. Vierzig gut konservirt!

Querfeld. Fülle des Körpers bei schlanker Gestalt; frische Gesichtsfarbe; lebhafte, verlangende Augen!

Thornheim. Feuer gefangen, Freund?

Querfeld. Wäre nicht zu verachten, der Engel des Lebens!

Thornheim. Dieser Engel war vor Kurzem ein Todesengel.

Querfeld. Daher der melancholische Zug in den lebenslustigen Mienen.

Thornheim. Sie hat den ältlichen Gatten zu Tode geärgert. Sie trägt noch Trauerkleider, die sie nur dann ablegt, wenn sie an einem öffentlichen Belustigungsorte erscheint. Sie ist nun eine Spinne, die auf den Fliegenfang *ausgeht.*

Querfeld. Hat ſie Geld?

Thornheim. Sie wurde die Univerſalerbin des gutmüthigen Gatten, den im Ärger über die Boshafte ein Schlagfluß in's beſſere Leben beförderte.

Querfeld. Der gute Mann war zu ſchwach. Ich möchte ſie zahm machen. Wie viel hat ſie?

Thornheim. Auf jedes Lebensjahr kommt wenigſtens ein Tauſend.

Querfeld. Alſo wenigſtens vierzigtauſend.

Thornheim. So iſt's.

Querfeld. Sie ſchießt Blicke zu uns herüber.

Thornheim. Vermuthlich hat die Schlaue bemerkt, daß wir von ihr ſprechen.

Querfeld. Aufrichtig geſprochen, Freund! Ich bin es müde, die Kunſt als kargen Broterwerb zu treiben, und habe beſchloſſen, eine reiche Partie zu ſuchen, um auf Koſten einer goldenen Liebſten dem dolce far niente zu leben. Weißt Du was, Freund? Ich will das Porträt der liebäugelnden Witwe Flachs malen. Es ſoll das Meiſterſtück ſein, mit dem ich von der Kunſt Abſchied nehme. Geh' hinüber und ſag' ihr, ſie habe einen unbändigen Eindruck auf mich gemacht! Sag' ihr, ich brenne vor Verlangen, ſie zu malen, und ihr holdes Antlitz der Nachwelt zu überliefern!

Thornheim. Und — wenn die Geſchichte zu Stande kommt, — der Botenlohn?

Querfeld. Fünfhundert. Jetzt geh!

(Thornheim geht zur Witwe Flachs und ſpricht mit ihr.)

Querfeld (für ſich). Sie bemüht ſich, roth zu werden; ſie lächelt. Der Blick fällt auf mich, wie der Feuerfunke auf ein Dach. Sie nickt freundlich. Charmant! Aus uns wird ein Paar, ohne Zweifel! Thornheim bekommt ſeine Fünfhundert, ich meine Vierzigtauſend und die Gattin — als Zugabe. — Kellner! Eine Bouteille Champagner — rosée wie mein Humor!

Thornheim (zurückkommend). So viel als richtig! Sie will fangen, und Du willſt Dich fangen laſſen. Komm! Sie will Dir in eigener Perſon die Erlaubniß ertheilen, daß Du Morgen bei ihr erſcheinſt, um ſie zu malen!

Am nächſten Tage.

(Salon in der Wohnung der Witwe Flachs. Zwölf Uhr Mittags. Querfeld und die Zofe treten ein.)

Zofe. Werde Sie ſogleich melden. Bitte Platz zu nehmen!

Querfeld. Nun hervor mit euch, ihr lügenhaften Farben, und du, erfinderiſcher Pinſel! Bietet alle euere Kräfte auf, ein Alltagsgeſicht ohne Seele in ein Ideal der Schönheit zu verwandeln! Begeiſterung! Erwache bei dem Silberklang der Vierzigtauſende, die einen Todten beleben könnten! (Er gähnt.) Wenn mir nur der Kopf nicht ſo wüſt wäre! Die zwei letzten Flaſchen Champagner waren doch zu viel. Und dazu der unruhige Schlaf! Ich ſah alle Porträte, die ich je gemalt habe, ſogar mich ſelbſt, in geſpenſtiſche Zerrbilder verwandelt. Bin begierig, meine Luna am Tage

zu ſehen! Nur halbwegs erträglich, das bitt' ich! dann heißt's: Friſch gewagt, iſt halb gewonnen. Ich höre ihre Stimme. Jetzt heißt's genial ſein! Die Weiber wollen nur Genie's zu Männern haben, wo nicht, ſo ſpielen ſie ſelbſt die Genie's, und da wird das Übel noch ärger. Das Vernünftige und Ordentliche muß nun als pedantiſch und ſpießbürgerlich heruntergeriſſen werden. Das Dumme und Phantaſtiſche erkläre ich für göttlich. Ich will ſie glauben machen, daß ſie ſelbſt ein Genie iſt und nur wieder ein Genie heiraten darf, und daß eine Ehe excentriſch ſein muß, um nicht gemein und langweilig zu werden. Ich will ihr als Don Juan alle meine Amouretten herzählen, um ſie über den ganzen Schwarm zu ſtellen. Ob ſie's glauben wird? O ja! die Weiber glauben Alles, was ihrer Eitelkeit ſchmeichelt. Man muß ſie myſtifiziren; Alles muß presto und forte gehen; ſie dürfen nie wiſſen, was die Stunde ſchlägt und woran ſie mit Einem ſind. Sie lieben die Camera obscura, wo Einer geht, ein Anderer kommt. So muß man ſie in einem ewigen Taumel erhalten; es muß ihnen ſchwindeln, — dann Triumph! — So will ich's nun mit Dir machen, Du liebenswürdige Vierzigtauſenderin!

(Frau von Flachs tritt ein in einem reizenden Trauer-Negligé, mit nachläſſig ſchwankendem Gang und ſchmachtender Miene. Querfeld geht ihr einen Schritt entgegen, bleibt dann unbeweglich ſtehen und fixirt ſie mit feurigen Blicken.)

Sie. Sie ſind der Porträtmaler?

Er. O daß ich es nicht wäre!

Sie. Warum nicht?

Er. Weil ich nun das Unmögliche leiſten ſoll.

Sie. Wie meinen Sie das?

Er. Ich ſoll das ätheriſche Antlitz eines Engels konterfeien, und bin, ach! ein nichtiger Sohn des Staubes.

Sie. Ein genialer Schmeichler auf jeden Fall.

Er. Genial? vielleicht! Schmeichler aber wahrhaftig nicht. Vollendete Schönheit bedarf keiner Schmeichelei. Diamant bleibt Diamant auch ohne Faſſung, und die beſchämte Kunſt beugt die Knie vor dem Meiſterwerk der Natur.

Sie. Maler und Dichter zugleich? Ein künſtleriſcher Doppeladler? Allerliebſt!

Er. Maler von Profeſſion; den Dichter aber macht wohl nur der glückliche Augenblick.

Sie. Ich freue mich, daß das Schickſal uns auf dem Lebenswege zuſammenführt.

Er. O Schickſal! O Schickſal — Du! Sonſt ſag' ich nichts: denn wir verſtehen uns. Aber, o Schickſal! warum müſſen Seelen, für einander geſchaffen, ſich hienieden ſo ſpät finden? O Schickſal! Ich frage Dich. Steh mir Rede! Gib Antwort!

Sie. Um das lang entbehrte Glück dann tauſendfach zu genießen. Aber — auf die Hauptſache zu kommen: — Sie wünſchen mich zu porträtiren?

Er. Wünſchen? Ja! Ob ich es aber vermag?

In dieſem Augenblicke wenigſtens muß ich es bezweifeln, denn ich bin ſo aufgeregt, ſo verwirrt, ſo —

Sie Vom Balle noch?

Er. Von der Ballgöttin, von der Königin des Feſtes!

Sie. Ich wünſchte ſie zu ſehen.

Er. Dieſer Spiegel zeigt ſie Ihnen.

Sie. Spiegel und Männer ſind privilegirte Lügner! O mein Freund! — der Champagner —

Er. Schäumt am ſtärkſten im Becher der Liebe.

Sie. Und eben ſo ſchnell vergeht der Schaum.

Er. Deſto unvergänglicher bleibt die Nachwirkung. O meine Gnädige! Ich fühle nicht den Champagner, ſondern eine ganze Champagne von Leidenſchaft in meinen Adern glühen.

Sie. Mit Ihnen ſympathiſiren wäre ſchön, aber gefährlich.

Er. Glücklich, wer in einer ſolchen Gefahr umkommen könnte!

Sie. Und wo wäre die Gefahr?

Er. Hier; denn ſie ſteht vor mir, die gefährlichſte aller Gefahren. (Er küßt ihre Hand.) Hier ruht ſie auf Lilien. Aus dieſen Augen ſchießt ſie Lichtſtrahlen; auf dieſen Lippen brennt ſie.

Sie. Soll ich nun die Ruhende wecken, oder die Schießende entwaffnen, oder die Brennende löſchen?

Er. Sie ſollen ſie ſchalten und walten laſſen, und erlauben, daß der Gefährdete als Ihr Sklave —

Sie. Halt! Sie vergeſſen ja das Porträt?

Er. Über dem Original!

Sie. Es dürfte wohl beſſer ſein, das Porträtiren zu verſchieben. Ich bin jetzt wirklich nicht in der dazu nöthigen ruhigen Stimmung.

Er. O wer die Urſache einer ſolchen Unruhe ſein dürfte!

Sie. Die Tänzer beſtürmten mich dieſe Nacht, als wäre ich die einzige Tänzerin auf dem Balle geweſen. Einer entriß mich dem Andern, als wollten ſie mich zerreißen.

Er. O hätt' ich doch mitgeriſſen und zerriſſen!

Sie. So im Sturm erobern? Ei ſeht doch! Jetzt Geduld und Ruhe! Wir wollen's verſuchen. Fangen Sie an!

Er. Ihr Wille iſt mein Gebieter, mein Wille Ihr Diener.

(Sie ſetzt ſich auf ein Ruhebett. Querfeld nimmt Pinſel und Palette.)

Er (den Pinſel wegſchleudernd). Sie erſchweren mir das Gelingen meiner Arbeit zu ſehr. Die himmliſchen Züge des Geſichtes, auf welche der halb wache, halb träumende Zuſtand der Seele und des Leibes den wunderbarſten Ausdruck von glühender Aufregung und vergehendem Schmachten hinzaubert, vermag kein Pinſel darzuſtellen.

Sie. Selbſt ein Querfeld nicht?

Er. Kein Pinſel. Ihr Zartgefühl macht jede Miene zum Ideal einer Empfindung; Ihre Phantaſie macht Ihr

ganzes Antlitz zum schönsten Gedicht. Liebenswürdige Schelmin! warum schließen Sie die Augen? Das holde Gesicht ist nun ein Himmel ohne Sterne.

Sie. Ach! das thut der maliciöse Schlafgott, der mein Gesicht nun zu seinem Tempel erkoren hat.

Er. Ich werde die Gelegenheit benützen, und die Augen an den Lippen strafen, indem ich sie so lange küsse, bis die neugierigen Augen, vor Schrecken erwachend, sich öffnen, um den Frevler an den Lippen zu erblicken.

Sie (die Augen öffnend). Ist's so recht?

Er. Zu blendender Lichtglanz für das Gemälde, zu viel Feuer für den Maler! (Der Schlaf überfällt ihn.)

Sie. Träumen Sie schon?

Er. Traum und Schwärmerei sind Bruder und Schwester. Bald wären Beide zu lebhaft geworden.

Sie. Wie so?

Er. Ich glaubte Sie zu umarmen. (Er nickt abermals.)

Sie. Was seh' ich?

Er. Sie sehen einen Wahnsinnigen, ich aber erblicke die Göttin der Morgenröthe, die —

Sie. Nach einer Ballnacht erst zur Mittagszeit erscheint. Der Schlaf ist wirklich — ein — zudringlicher Gast.

(Die Augen schließen sich. Sie kämpft mit dem Schlafe.)

Herrliches Kolorit! — Ich — meine das Porträt.

(Sie schläft ein.)

Er. O Luna und Endymion! O Tithon und Aurora!

(Er nickt wieder, fährt plötzlich auf, taucht den Pinsel in unrechte Farben, und malt, ohne es zu bemerken, die Augen grün, die Nase purpurroth, eine Wange gelb, die andere blau. Nach wenigen Minuten überwältigt ihn wieder der Schlaf.)

Sie (mit Gewalt sich ermunternd). Verzeihung! Es ist wirklich, als ob ich verhext wäre. Wie weit ist die Arbeit gediehen? — Mais — mon Dieu! Er schläft schon wieder. O Himmel! was seh' ich? Sind meine Augen grün? hab' ich eine rothe Nase? blaugelbe Wangen? — Wie häßlich! (Sie zieht ihn am Arme.) Soll dieses Porträt das meinige sein?

Er (aus der Betäubung auffahrend). Ja, meine Gnädige!

Sie. Unverschämt!

Er. Au contraire! Sehr sittsam!

Sie. Henriette! Eau de Cologne!

Er. Was seh' ich? Wer hat mir das gethan?

Sie. Bosheit oder Nachtnebel.

Er. Ein Versehen im Kolorit.

Sie. Mir wird unwohl. Köllnerwasser!

Er. Wo sind' ich welches? (Er sucht, findet eine Champagner-Flasche, öffnet; der Stöpsel fliegt mit Knall. Frau von Flachs fällt scheinbar in Ohnmacht.) Ist hier die Heimat des Champagners? Was Ihr behagt, muß sympathetisch auch meinem Geschmacke zusagen. (Er trinkt.) Während Sie ruht, kann auch ich mich erholen.

(Er schließt die Augen. In diesem Moment tritt der Tod ein, in genialer Malertracht. Er setzt sich, der Witwe gegenüber, an die Staffelei, und fängt zu malen an.)

Tod. Anch' io son pittore! Ein herrliches Zerrbild! Muß aber noch verzerrter werden, wenn ich dabei die Hand im Spiele habe. Zum Entzücken! Ich bin ein Genie vom ersten Range, der Genius ſelbſt, deſſen Fackel verkehrt iſt, wie die Lebensweiſe der Menſchen.

Sie. Was murrt und brummt denn hier?

(Sie erblickt den Tod und ſinkt mit einem Schrei todt auf das Sopha zurück.)

Tod. Die hat's überſtanden! Gratulire. Eine von den vielen Weibsperſonen, die auf der Erde waren, ohne zu wiſſen, warum.

(Querfeld ſteht auf, ſchenkt Champagner ein, und tritt mit vollem Glaſe vor die Todte.)

Querfeld (für ſich). Jetzt recht genial! (Laut.) Erwache, mein Liebchen! Oeffne die Aeuglein! Reich' mir die Hand, mein Leben! Auf unſer Wohl! Auf eine geniale Ehe! Genießen, was man kann! Keines dem Andern im Wege ſtehen! Liebchen, wach' auf! (Er küßt ſie.) Wie? eiskalt! todt? O weh! Meine Vierzigtauſend! wo ſind ſie? Geſchwind, eh's Jemand erfährt! Fortuna! hilf mir ſuchen! Ha! der ſilberne Schlüſſelbund am Gürtel! O Seligkeit! Henriette, du Zofe aller Zofen! ſei meine Alliirte!

(Indem er aus dem Zimmer gehen will, packt ihn der Tod.)

Tod. Halt! (Er gibt ihm mit der Champagner-Flaſche einen Schlag auf den Kopf. Querfeld ſtürzt leblos zu Boden.) Menſchlein! Ihr mögt einander betriegen, mich betriegt ihr nicht.

IV. Die Pharaobank.

(Großes Zimmer; in der Mitte desselben ein mit grünem Tuche überzogener Tisch mit Kerzenleuchtern. Viele Männer, größtentheils Karrikaturen, stehen rings umher. Auf mehreren der verzerrten Gesichter drücken sich Gewinnsucht, List, Betrug und Verzweiflung aus, während jene der vom Glück Begünstigten in jeder Miene Stolz, Triumph und hämische Schadenfreude zeigen. Tiefe Stille, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch einen dumpfen Ausruf des Schreckens, durch einen leise gemurmelten Fluch, oder durch einen halb unterdrückten Ausruf des Entzückens.)

Ein Wucherer. Nu, junger Herr Graf, frisch auf! Wollen Sie nicht mehr setzen? Courage!

Graf. Ich habe schon zu viel verloren.

Wucherer. Um so mehr muß man wagen. Wer nicht wagt, gewinnt nicht.

Graf. Ich habe nichts mehr zu wagen. Ich habe Alles bereits gesetzt. Mein Beutel ist leer wie ein ausgeflogenes Nest. —

Wucherer. Finden ja Kredit.

Graf. Mein Vater bezahlt keine Schulden für mich.

Wucherer. So lange er lebt. Stirbt er, dann bezahlen Sie als reicher Erbe Ihre Schulden selbst.

Graf. Er kann aber noch lange leben.

Wucherer. Bei solchen Herren kann man die Zurückzahlung eines Darlehens gegen billige Interessen ruhig ab-

warten. Haben Sie einen Wunsch, Herr Graf? Ich stehe zu Diensten.

Graf. Wirklich? Wollen Sie mir tausend Dukaten vorstrecken?

Wucherer. Nur tausend? warum so wenig?

Graf. So geben Sie mir zwei oder drei tausend!

Wucherer. Verzeihen Sie meine gerade Manier! Ich muß Ihnen aber sagen, daß ein Kavalier, wie Sie, weniger als fünftausend Dukaten nicht wohl aufnehmen kann. Ist's gefällig, mir im Nebenzimmer die Schuldverschreibung auszustellen? Die gewöhnlichen fünf und zwanzig Prozente? nicht wahr?

Graf. Mit Vergnügen. Nun, Fortuna, sei mir hold!

Wucherer. Nur Courage!

(Beide gehen in das Nebenzimmer.)

Spieler A. Unser Bankhalter hat, wie es scheint, sehr gute Geschäfte gemacht. Da heißt es nun mit Recht: das Leben ein Spiel, und das Spiel ein Leben!

Spieler B. Er will auch dafür, daß wir ihn bei seinem falschen Spiele so gut unterstützt haben, gegen uns den aufrichtigen Freund spielen. Auf Jeden von uns kommen fünfzehnhundert Gulden.

A. Ich bin's zufrieden.

B. Bitte aber nicht auf die fünfhundert Gulden zu

vergeſſen, weil ich mir [illegible]bedungen habe, daß ich Sie dem Herrn Bankhalter als [illegible]läßlichen Mann empfahl.

A. Ich verſprach nur hundert. Sie haben falſch verſtanden.

B. Und Sie wollen falſch handeln.

A. Wenn Sie mir die verſprochenen Fünfhundert nicht bezahlen, ſo ſtell' ich Sie vor aller Welt an den Pranger.

B. Ich gebe die ganze Geſellſchaft an.

A. So Viele werden wohl den Einen zu Schanden machen können?

B. Schurke!

A. Hier ein Vorſchuß! (Er gibt ihm eine Ohrfeige und entwiſcht.)

B. Alle Teufel! (Er eilt ihm nach.)

Ein Spieler. Und Sie nannten ſich meinen Freund?

Der Andere. Kann ich dafür, daß Sie dumm und raſend ſind?

Erſter. Dumm war ich, daß ich Sie für meinen Freund hielt; zu einem Raſenden werden Sie mich machen durch Ihr ſchändliches Benehmen.

Der Andere. Im Hazardſpiele herrſcht der Zufall.

Erſter. Es war aber kein Zufall. Sie waren mit dem Bankhalter einverſtanden, mich zu betriegen.

Der Andere. Beweiſen Sie das!

Erſter. Daß Sie ein niederträchtiger Betrieger ſind, das ſoll Ihnen dieſe Piſtole beweiſen.

Der Andere. Glauben Sie, ich wäre der Narr, mich zu ſchlagen?

Erſter. Sie haben mein Letztes geraubt. Ich bin ein Bettler! —

(Seine Frau, ein Kind an der Hand, tritt ein.)

Frau. O lieber Mann! Verlaſſe dieſe Räuberhöhle; komm mit uns!

Erſter. Ihr ſeid Bettler!

Kind. Vater!

Erſter. Dahin iſt Alles! — Ehre, Vermögen, Liebe, Glück und Ruhe! — Fort!

(Er ſtürzt hinaus, Frau und Kind folgen ihm. Man hört einen Piſtolenſchuß.)

Ein Kommender. Der Kopf iſt zerſchmettert! Nehmt euch ein Exempel, und ſeid keine Narren!

Vater (an einem Seitentiſche Geld zählend). Wie hold war mir heute das Glück! — Tauſend — zwei — drei — vier — tauſend — fünfhundert Dukaten! Allerliebſt! Zwölfhundert zur Schuldentilgung! — Tauſend in vier Raten meinem Schätzchen! Bleibt mir noch —

Sohn. Nichts!

Vater. Liederlicher Bube!

Sohn. Des Vaters Ebenbild!

Vater. Du unterſtehſt Dich, mir —

Sohn. Zu nehmen, was ich brauche. (Er entreißt ihm das Geld.) Wie gewonnen, ſo zerronnen! (Er läuft aus dem Saale.)

Vater (mit dumpfer, kaum vernehmlicher Stimme). Mörder! Du — (Er ſinkt, vom Schlage gerührt, zu Boden.)

Einige Spieler. Stille doch, ſtille!

(Der Tod tritt in den Saal. Ein Mantel von ſchwarzem Sammt umgibt das klappernde Gerippe. Vor das Geſicht hält er eine häßliche weiße Larve. Auf dem Kopf eine Mütze mit einem Pique-Aß. In der rechten Knochenhand trägt er einen zierlichen Spieß als Spazierſtäbchen. Der furchtbare Gaſt wird von den Spielern nicht bemerkt, indem ſie von den Kartenblättern kein Auge abwenden.)

Tod. Abſcheulicher Laſterpfuhl der ſchändlichſten Gewinnſucht und des Betruges! Wie erſcheinen Wölfe und Geier gegen dieſe Menſchen! Der Verderber zerſchmettert ſich den Kopf; Weib und Kind ergreifen den Bettelſtab; innige Freunde werden erbitterte Feinde; ein Wucherer macht den edelſten Jüngling zum Verſchwender; der falſche Spieler füllt ſich den Beutel mit Dukaten; der frevelhafte Sohn entreißt dem laſterhaften Vater das Geld und jauchzt über ſeiner Leiche! — Wie dieſe elenden Schufte auf Geld und Karten erpicht ſind! Sie hören und ſehen mich nicht. Muß ſie doch aufſchrecken aus ihrer Starrſucht. (Er ſtreckt ſeine langen, dürren Knochen aus, legt die klappernden Finger

auf den grünen Tiſch, und nimmt ein Kartenblatt.) Ich liebe das Pharao nicht; ich ſpiele nur um den letzten Stich oder rouge et noir.

Ein Spieler. Allez vous en! Das wird hier nicht geſpielt.

Zweiter. Führt ihn hinaus!

Dritter. Welche Keckheit!

(Er hält dem Tode den Arm feſt; ein Anderer packt ihn rückwärts am Fuße, um ihn vom Tiſche wegzuziehen. Sie erſchrecken aber über die Eiſeskälte der Knochen und das wilde Grinſen des Todes, und ſtoßen einen Schrei des Entſetzens aus. Der Tod zeigt ſich als furchtbares Scheuſal. Einige der Spieler ſinken mit dem Vorderleibe auf den Tiſch, Andere fallen unter den Tiſch. Einige laufen heulend davon. Einer ſchleudert zwei große Leuchter mit brennenden Kerzen nach dem Tode; ein Anderer geht mit vorgehaltenem Seſſel auf ihn los. Ein alter Major ſtößt ihm den Degen in die Seite und ruft: „Courage! es iſt nur eine Maske.“ Der Tod erhebt ein wildes Gelächter, und drückt ſich den Degen noch tiefer in die Rippen.)

Major. Helft Alle zuſammen, daß wir ihn todtſchlagen!

(Der Tod ſchüttelt den Pharaotiſch.)

Bankhalter. O weh! Meine Kaſſe! Das Geld fällt auf den Boden! Ich bin verloren! Zu Hülfe! Doch nein; Alles vom Tiſche weg! Kecke Maske! Hier haben Sie Geld. Gehen Sie nun zum Teufel!

Tod. Um euch in der Hölle wieder zu finden, ihr Teufel in Menſchengeſtalt?

(Er wirft den Tiſch um. Mehrere werden getödtet, Andere ſchwer verletzt. Das Geld kugelt auf dem Boden herum. Schreien und Wehklagen.)

Ted. Verworfene! Viele von Euch ſollten im tiefen Kerker ſchmachten, Viele am Schandpfahle ſtehen, Viele am Galgen enden. Ich will Euch unverdient den Gnadenſtoß geben. Möge Euer Beiſpiel zu heilſamen Schrecken für Andere Eueres Gelichters dienen!

(Er ſticht mit dem Speere umher, und ſchreitet hohnlachend aus dem Saal.)

Kantaten und Oratorien.

Roſa von Viterbo.

Handelnde Perſonen.

Hugo, Graf von Viterbo.
Roſa, deſſen Tochter.
Der Kaſtellan.
Roberto, ſein Sohn.
Reiſige, Jäger, Jungfrauen, Dürftige und Sieche.

Scene. Bergterraſſe vor dem Schloſſe Viterbo. Die Handlung beginnt mit dem erſten Grauen der Morgendämmerung und ſchließt mit Sonnenuntergang.

I.

Der Kaſtellan und Roberto kommen mit Jägern und Reiſigen aus dem Schloſſe.

Chor.

Nacht und Grauen
Brüten ſchwer,
In den Auen
Ringsumher.
Des Gießbachs Wogen brauſen
Dumpf und traurig;
Die Rieſeneichen ſauſen
Kalt und ſchaurig.

Laßt uns beleben die todte Natur!
Es halle der Wald, es jauchze die Flur
Von Jagdgeſang
Und Hörnerklang!
Es dröhne das Wiehern der Roſſe!
Drein juble hell
Der Rüden Gebell,
Bis aus dem Schooße
Der trägen Nacht
Die Erde mitjubelnd erwacht!

Kaſtellan.

Horch! Es öffnet ſich das Thor der Burg;
Das Streitroß ſtampft mit ſchwerem Eiſenhuf;
In eh'rner Rüſtung dumpfem Raſſeln
Naht der Gebieter uns.
Schweigt und ordnet euch!
Leicht entglüht ſein Zorn.

II.

Hugo.

Heute noch zur Jagd!
Morgen in die Schlacht!
Heute Spiel und Luſtgelage,
Morgen Grimm und Todesklage!
Nicht minder zahlreich als das Wild
Das wir heut' erlegen,
Sei morgen auch das Schlachtgefild
Von unſ'rer Schwerter Schlägen,

Mit Leichen angefüllt!
Recht iſt, was ich für Recht erkenne,
Weh ihm, dem ich im Zorn entbrenne!
Nicht Liebe will ich; Furcht gebührt,
Wenn unſer Haupt der Lorbeer ziert.
Es bebe erbleichend der Feinde Schaar!
Mein Freund iſt der Sieg, meine Braut die Gefahr.

Chor.

Heute noch zur Jagd!
Morgen in die Schlacht!

Hugo.

Dir, Kaſtellan, gebiet' ich ſtrenge Hut,
Und wiſſe: Zweifach ſtraf' ich jede Schuld;
Zuerſt an dem, der mein Gebot verletzt,
Und dann an Dir, der es verletzen ließ.
Vor Allem bleibe fern von meiner Burg
Des Siechthums und der Armuth bleiche Schaar!
Verhaßt iſt mir das klägliche Gewürm;
Mag's darben, leiden, ächzen, ſterben!
Was kümmert's mich, und was verliert die Welt?
Roſa ſelbſt, mein eig'nes Kind, vergißt
Den hohen Rang, der Ahnen Glanz,
Und läßt herab ſich zu der Siechen Pflege,
Vergeudet meine Habe an die Armen,
Und brüſtet ſich, Wohlthäterin zu ſein
Der Dürftigen und Leidenden.
Genug der Pfleg' und Spende!

Fern von der Burg treibt mir der Krüppel Schaar!
Ich will's. Weh Jedem, den ich treffe!
(Zu Einem vom Gefolge.)
Bald ſeh' ich, im Gebüſch verborgen,
Wie mein Wille wird vollzogen.
Um ſie zu ſchrecken, g'nügt ein Beiſpiel, —
Wär's ſelbſt an meinem eig'nen Kind!
(Laut.)
Huſſah, ihr Jäger, halloh!
Wir fällen ein Wild, ſeid luſtig und froh!

Chor.

Huſſah, ihr Jäger, halloh!
Seid rüſtig und froh!

(Der Jagdzug verliert ſich in die Ferne. Der Kaſtellan und Roberto bleiben zurück.)

III.

Roberto.

Wie ſtürmt der wilde Troß dahin!
Im fernen Felſengeklüft verhallt
Der Stimmenmenge rauhes Lied.
Mir bebt das Herz.
Wie fürchterlich in ſeinem Grimm
Erſchien der Graf!
Im düſtern Morgengrau erglühte wild
Sein Angeſicht; das Auge ſprühte Funken.

Kaſtellan.

Ich übe meine Pflicht,
Und bebe nicht;

Seinen Willen
Muß ich erfüllen.
Was er zu thun gebot,
Verantwort' er vor Gott!

Roberto.

Mein Vater! darfſt Du's wagen,
Den Armen Hülfe zu verſagen?

Kaſtellan.

Ich übe meine Pflicht,
Und bebe nicht.

Roberto.

Dem Schmerz willſt Du mit hartem Worte
Lieblos verſchließen Herz und Pforte?

Kaſtellan.

Seinen Willen
Muß ich erfüllen.

Roberto.

O laß vom Mitleid Dich bezwingen!

Kaſtellan.

Was er zu thun gebot,
Verantwort' er vor Gott!

Roberto.

Nur Wohlthun kann uns Roſen bringen.

Kaſtellan.

Mich darf das Mitleid nicht bezwingen.

Roberto.

Nur Liebe ſchmückt die Lebensbahn.

Kaſtellan.

Gott nehme ſich der Armen an!

(Der Kaſtellan geht in die Burg.)

IV.

Roberts (allein).

Ihr Armen und ihr Leidenden, —
Weh euch! Ihr werdet hülflos ſchmachten.
Euer Aechzen, euer Klagen,
Wird an taube Ohren ſchlagen.
Keine Hand, und ach, kein Herz
Wird ſich öffnen eurem Schmerz. —
Doch nein! verzaget nicht!
Wie jetzt im Schooß der düſtern Nacht
Ein gold'ner Tag erwacht,
So ſtrahlt auch euch des Troſtes Licht.
Schon naht die ſchöne Stunde,
Schon glimmt das Morgenroth,
Und Roſa wird erſcheinen,
Selbſt eine Himmelsroſe.
Hold wie das Glück,
Den Troſt im Munde,
Im ſanften Blick,
Heilt ſie die Wunde,
Hülft ſie der Noth,
Und eilt zu laben
Mit milden Gaben.

Heil, Edle, Dir,
Für That und Wort!
Du retteſt hier,
Gott lohnet dort! —
Doch horch! ſchon tönt der Frühgeſang,
Der hehren Jungfrau'n Chor,
Rein wie das Morgenroth
Zum allgütigen Gott
Lobpreiſend empor.

(Feierliche Klänge nähern ſich.)

Beugt euch, ihr Knie! Ihr Hände, faltet euch!
Verſtumme, Mund, in heil'ger Andacht Glut!

V.

Roſa von Viterbo, mit weiblichem Gefolge.

Choralgeſang.

Höre, Du allgüt'ger Gott,
In dem ſtillen Morgenroth
Stiller Herzen Frühgeſang,
Des Gebetes heißen Drang!
Vater, nimm es gnädig auf!
Segne dieſes Tages Lauf!

Roſa.

Der weite Himmel wird ein Garten
Von Gottes ſtiller Herrlichkeit,
Den ſeine Engel pflegend warten,
Der Erdenbraut zum Schmuck geweiht.

Seht! es erglühen
Die Wolken entzückt;
Sie leuchten und blühen,
Mit Roſen geſchmückt.

Chor der Jungfrauen.

Seht Roſa, die liebliche, blühen,
Mit Roſen des Himmels geſchmückt.

Roſa.

Höre Du, allgüt'ger Gott,
In dem ſtillen Morgenroth
Meines Herzens erſtes Fleh'n!
Laß der Armen Qual und Noth
Nimmer ungerührt mich ſeh'n!
Laß den Gram und ſeine Wunden,
Unter meiner Hand geſunden!
Laß den Dürftigen mich kleiden,
Laß mich lindern Schmerz und Leiden!
Laß mich gut und rein,
Fromm in Demuth ſein!

Chor der Jungfrauen.

Laß, o Gott, gleich ihr uns rein,
Gut und fromm in Demuth ſein!

Roſa.

Und ſeht! Erhört iſt unſer Fleh'n;
Der Himmelsgarten füllt ſich an,
Und läßt an uns den Ruf ergeh'n:
„Streut Roſen auf die Lebensbahn!"
Morgenroſen! Morgenroſen!

Ich begrüß' euch, Himmelsblumen!
Die irdiſchen Roſen umkränzen
Nur flüchtig vergängliche Luſt;
Doch Roſen des Himmels erglänzen
Am ewigen Morgen an ſeliger Bruſt!
Morgenroſen! Morgenroſen!
Ich begrüß' euch, Himmelsblumen!
Erweichet und durchdringt
Des Harten Marmorbruſt,
Und leuchtet mild
Als Himmelsbild,
Daß Wohlthun Roſen bringt!

Chor der Jungfrauen.

Morgenroſen! Morgenroſen!
Leuchtet mild
Als Himmelsbild,
Daß Wohlthun Roſen bringt!

Roſa.

Schweigt, Freundinnen!
Hört Ihr die ſchwachen Stimmen
Der Siechen und der Armen,
Die wir pflegen?
Leiſe, leiſe, kommen ſie heran;
Ihre Hoffnung ruht auf uns allein.
Laßt uns im Stillen
Das gute Werk erfüllen,
Geräuſchlos hülfreich ſein!
Morgenroth und Wohlthun lieben,

Einſamkeit und tiefes Schweigen;
Ihre ſchönſten Thaten üben
Gute Menſchen ohne Zeugen.
Was aller Welt verborgen war,
Vor Gottes Thron liegt's offenbar!

VI.

Chor der Armen und Kranken.

Leiſe, leiſe, laßt uns ſpähen!
Kein böſes Auge darf uns ſehen;
Nimmer dürfen wir verzagen.
Wann verwarf ſie unſ're Klagen?
Laßt uns vor die Holde knien!
O ſie wird auch heute pflegen
Unſ're Noth und unſern Schmerz!
Roſa läßt uns Roſen blühen
Auf des Lebens Dornenbahn.
Sie hat uns erblickt;
Wie freundlich ſie nickt!
Sie winkt uns entgegen,
Sie heißet uns nah'n.
Roſa! Roſa! Edles Herz!
Des Himmels Segen über Dich!

Roſa.

Seid mir willkommen!
Ich grüß' euch in des Himmels Namen
Der euch mir anvertraut.

Gott gab uns ja, damit wir geben;
Wer glücklich iſt, beglücke auch!

Chor.

Roſa! Roſa! Edles Herz!
Des Himmels Segen über Dich!

Roſa.

Mädchen, gebt mir die Gewande!
Rauh noch weht die Morgenluft. —
Nehmt ſie hin, umhüllt den Leib
Mit der Wärme weichem Stoff! —
Mädchen, ſeht, wie ſie ſich freuen!
Seht, wie neue Lebensluſt
In die ſtarren Glieder dringt,
Und aus jeder Miene glänzt!

Chor der Jungfrauen.

Nehmt ſie hin! umhüllt den Leib
Mit der Wärme weichem Stoff!

Chor der Armen und Kranken.

O der Wärme ſanftes Glüh'n!
Roſa läßt uns Roſen blüh'n.

Roſa.

Seht wohlthät'ge Kräuter hier,
Reich an Duft und Heilungskraft!
Ihrer Säfte Glut, ſie wird
Neubelebend euch durchdringen. —
Reicht mir nun den vollen Korb,
Daß ich ſie mit Brot betheile!
Denn Brot und Gottes Wort, ſie geben

Des Menſchen Leib und Seele Kraft,
Zum Irdiſchen das Himmliſche.

Chor der Armen und Kranken.

Gott ſpeiſet uns durch Deine Hand;
Ihm ſei Lob und Dank gebracht!

Roſa.

Er laſſ' es euch gedeih'n! Nehmt hin!

(Indem ſie die Vertheilung beginnt, ſtürzt Hugo aus einem Gebüſch hervor und entreißt ihr den Korb.)

VII.

Hugo

Halt ein!

Roſa.

Weh mir!

Chor.

Weh uns!

(Roberto nähert ſich unbemerkt.)

Hugo.

Weh euch, des Elends verwegene Brut!
Weh Dir, mitleidige Frevlerin!
Was iſt's, was dieſer Korb verbirgt?

Roſa.

O Himmel ſchütze mich!

Hugo.

Du bebſt? Verſtummſt? Fehlt dem beredten Mund
Der Wahrheit Wort, Dich ſelbſt nun anzuklagen?
Biſt Du zu einer Lüge nicht bereit?

Nur Muth, Du frommes Kind, und wage ſie!
Zieh' ich vom Korbe nicht das weiße Tuch, —
(bitter)
So bleiben Korb und Lüge wohl verdeckt.

Roſa.

O, Vater! Nicht verdien' ich ſolche Schmach.

Roberto (für ſich).

Wie ſie leidet! Himmel, ſteh' ihr bei!

Hugo (mit Hohn).

So wage vor dem Volk die Lüge, —
Um Dich zu retten — und ich — will Dir glauben.

Roberto (für ſich).

Verzeih' mir Gott! ich rette ſie.

Jäger und **Reiſige**.

Schon lodert auf ſein Zorn; o ſeht!

Die Armen und Kranken.

Erbarmen, ach, Erbarmen!

Hugo.

Bei meinem Schwert! Nicht länger zög're!
Du ſelbſt verkünde Deine Schmach
Vor allem Volk! Ich will's.
Was iſt's, das dieſer Korb verbirgt?

Roberto (raſch vortretend).

Roſen ſind's!

Hugo.

Ei wirklich? Roſen ſind's?
Nun ſo ſollen dieſe Roſen,
Roſa, Dir nicht Roſen bringen!
(Er reißt das Tuch vom Korbe weg.)

Wie? Neckt ein Blendwerk mich?
Roſen ſind's?

Roſa und **Roberts** (jubelnd).

Roſen ſind's!

Voller Chor.

Ja — Roſen ſind's!

Hugo (beſtürzt).

Roſen, — ja! wie deut' ich dies?
Seltſames Grauen
Ergreifet mich. Wie dieſe Blumen
Mit glüh'nden Augen nach mir ſchauen!
Ihr Duft iſt Geiſterhauch;
Thauperlen ſchmücken ſie und ſprechen
Wie Thränen mir an's Herz!

Roſa.

Mein Gott! Mein Gott! Ich danke Dir!
Du biſt der Armen Vater, Du
Gibſt mir den Vater wieder.
Du ſprichſt im Sturm, ſprichſt in der Blume;
All die Natur iſt Deiner Stimme voll,
Und jede Roſe wird ein Wunder Deiner Macht.
Ihr Menſchen! baut auf Gottes Wort!
Er prüfet hier, er lohnet dort.

Hugo.

Mein Kind! mein Kind! Du haſt geſiegt;
Der Himmel ſpricht durch Dich zu mir,
Und ſegnet Dich, wie Du mir Segen bringſt.
Ja, folge Deines Herzens ſchönem Drang!

Sei glücklich durch Beglücken!
Im Wohlthun blühe Dir Entzücken!
Ihr Armen, jauchzt! Preiſ't Gott, ihr Leidenden!
Starrt eure Lebensbahn von Dornen voll,
So eilet nach Viterbo's Burg,
Eilt zu mir her! Ich ſchwör's:
Hier ſollen ſtets euch Roſen blüh'n!

Roſa.

Ja, Vater, Roſen will ich ſtreu'n auf Deinen
Und auf des Unglücks Dornenpfad;
Doch meine Roſen ſollen —
Hienieden nicht — ſie ſollen erſt
Am ew'gen Morgen mir erblüh'n!
So laß mich, Vater, ſelbſt der Roſe gleichen!
Sie glüht und duftet; Luft und Sonnenſtrahl
Erfreu'n ſich ihres Duftes, ihrer Glut;
Es flieht der Bach mit ihrem Bild dahin,
Das eine Welle von der andern nimmt.
Durch Wohlthun nur verbunden mit der Flur,
Schwebt hoch ſie über'm Raſen, der ſie ſchmückt,
Und unbenetzt vom Bach,
In deſſen Spiegel ſie ſich ſieht.
So will auch ich hienieden ſein!
Fremdes Daſein will ich ſchmücken,
Mich erfreuen im Beglücken;
Doch mein ganzes Leben ſei
Von den Erdenfeſſeln frei,

In Ewigkeit
Nur Gott geweiht!

Hugo.

Ein Blick auf euch, ihr Wunderblumen,
Gibt uns die Lehre, die zugleich
Zermalmet und erhebt:
Was aller Welt verborgen war,
Vor Gottes Thron liegt's offenbar!

Allgemeiner Chor.

O Du, der in des Herzens Tiefe ſchaut,
Wir leben Dir, o Gott!
O Du, erbarmend dem, der Dir vertraut,
Wir preiſen Dich, o Gott!
Voll Deiner Herrlichkeit geht auf die Sonne,
Dein Strahlenbild des Segens und der Wonne!
Erwärme gnädig unſer Herz
Für fremdes Wohl und fremden Schmerz!
Laß Menſchen Menſchenfreunde ſein,
Den Bruder Brüdern Roſen ſtreu'n!

Die Mondnacht.

Chor der Mädchen.

Fröhlich, ſanft und freudeſtill,
Mit Geſang und Saitenſpiel,
Harren wir, o Himmliſche,
Deiner in der dunklen Höh';
Ruhig, wie die Abenddüfte,
Athmen auf dem klaren See!

Chor von Jünglingen.

Wonneliſpelnd wallen Lüfte
Durch das nachtverhüllte Grün,
Und der Vögel ſüße Spiele
Schlummern wie das Leben hin;
Sinnig ruhen die Gefühle
Im geheimen Ahnungsſinn.

Beide.

Komm, o Milde! Komm! Erſcheine
Bei der Lieder Huldvereine!

Ein Mädchen.

Seht! die Wolken röthen ſich,
Und es glüh'n die düſtern Haine,
Wie von Hoffnungszauberlicht.

Wallet ſanfter nun, o Fluten!
Liſpelt leiſer nun, ihr Lüfte!
Athmet ſanfter nun, ihr Düfte!
Hell' und heller glüh'n die Gluten
Durch des Aethers Friedensland;
Schweigen flicht das Zauberband
Ueber Himmel, Erd' und Fluten.

Ein Jüngling.

Und Alles ruht, wie Blumenkränze
In des Mädchens dunklem Haar,
Wogt und wallt wie Freudentänze
Um der Liebe Feſtaltar.
Wonnedämmern faßt die Hügel,
Freudedrängen die Natur,
Und Erwartung ſpannt die Flügel
Ueber Wieſe, Berg und Flur.

Chor.

Komm, o Milde! Komm! Erſcheine
Ueber die verhüllten Haine!

Jüngling.

Und ſeht! Es hat ſich der Schimmer vereint;
Die Milde, ſie kommt, ſie naht, ſie erſcheint!
Und in der Liebe ſanftem Geſchmeide
Strahlt ſie uns an wie die himmliſche Freude.

Chor.

Wie durch Eos Roſenhülle
Memnons ſtarre Säule klang,
So erglüh'n durch dich Gefühle
Auf zu lautem Wonnedrang.
Tönet nun raſcher, ihr Saiten!
Schalle nun voller, Geſang!
Laßt ſie im Taumel begleiten
Unſ'rer Entzückungen Drang!

Jüngling.

Und ruhig hat die Königin,
Mit ſanftem Ernſt und feſtem Sinn,
Des Zieles ſchöne Höh' erreicht,
Von welcher Wolk' und Nebel weicht.

Mädchen.

In lieblicher Stille,
Aus freundlicher Fülle,
Gewährt ſie erfreuliches Licht;
Bezaubert die Liebe,
Und hellet das Trübe,
Wo Kummer ſich weinend Cypreſſen umflicht.

Jüngling.

Schon leuchten die Fluren im magiſchen Glanz;
Leicht ſcherzen die Freuden, wie Elfen im Tanz.
Tief ſchwinden die Lüfte, hoch rauſchet das Laub;
Es jauchzet der Liebende über den Raub.

Hell wimmeln die Fluten im ſilbernen Fluß,
O leihe mir, Luna, die Fackel zum Kuß!

Mädchen.

O Jünglinge, zähmet
Den tobenden Sinn!
Schon ziehen ſich Wolken
Verdunkelnd dahin.
Es ſtrahlet die Göttin
Den Reinen nur rein,
Und leihet die Fackel
Nur ſtetem Verein.

Greis.

O wäre doch ewig jeder Verein!
Doch jener Strahl ruft ein lautes: Nein!
Er ſinket auf ein düſt'res Grab
Erlöſchend, bang und trüb hinab.
O ihr Freunde in den Grüften —
Ruh' und Friede ſei mit euch!
Wie Sterne in den dunklen Lüften
Durchſchimmert ihr des Lebens Reich.

Chor.

Gute, ſtille Geiſter wallen
In des Mondes ſanften Strahlen;
Wie die Luft das Saitenſpiel,
Rühren ſie das Hochgefühl.

Mann.

An das Leben gränzt der Tod;
D'rum laßt ſie gute Nachbarn ſein!
Was ein Edler Großes bot,
Muß uns auch nach dem Tod erfreu'n.

Jüngling.

Was ſchimmert dort im Mondesglanz
Hoch auf dem ruhenden Berg?
Es iſt des Heldenjünglings Grab,
Trophäen, Waffenſchmuck und Kranz.
Hoch ruht der Hohe, tief iſt ſein Schlaf,
Wie einſt die Wunden, die er ſchlug.
Weh' dem Feinde, den er traf!
Wohl dem Lande, das ihn trug!

Mädchen.

Und wohl der Liebe, die ihn krönte,
Die mit dem Leben ihn verſöhnte!
Seht ihr die ſanft bewegte Laube ſtrahlen,
Wie der Hochzeitfackeln Flammenhaar?
Sie war der Liebe Feſtaltar;
In ihr gebar die Mutter ihn,
In ihr fühl't er der erſten Liebe Glüh'n.

Chor.

Fried' und Ruhe dir, o Mond,
Weil du Ruh' und Frieden gibſt!

Luſt und Freude dir, o Mond,
Weil du Luſt und Freude liebſt!
Ruhm und Ehre dir, o Mond,
Weil du Glanz auf's Grab verbreiteſt!
Lieb' und Wonne dir, o Mond,
Weil du bange Liebe leiteſt.

Jüngling.

Du blickſt auf Gräber, wie auf Lauben;
Das Schickſal gibt, und muß auch rauben.

Mann.

Vereint mit Sanftmuth Tugendglauben!
So kann das Schickſal euch nichts rauben.

Jüngling.

O holder Mond! Gedankenfreund!
Wenn Liebe zu vergehen meint,
Und Leidenſchaft das Herz zerreißt,
Beruhigſt du den bangen Geiſt.

Mädchen.

Und Geiſter lieben deine Strahlen,
Von dir aus dunklem Grab geweckt.

Greis.

Wenn Schmerz und Unſchuld hohnbedeckt,
Verfolgt, einſame Pfade wandeln,
So zeige ſchnell der Rettung Bahn
Mit deinem hellſten Schimmer an!

Den Frevler faſſe wildes Grauen,
Wenn er entweihen will dein Licht,
Ein Leichenbild ſoll er dich ſchauen,
Daß Schrecken Muth und Kraft ihm bricht.

Chor.

Horcht! Wie die Morgenlüfte weh'n!
Stille, Lied und Saitenſpiel!
Seht, der holde Mond erbleicht,
Wie der Jugend Zauber weicht!
Und es ſchweiget das Gefühl,
Wehmuthsvoll und freudeſtill.

Haydn's Todesfeier.

(Hain mit einem Denkmal.)

Chor.

Friede ruht auf Thal und Hügel,
Freude ſchwingt die goldnen Flügel
Von des Frühlings Blumenthron.
Gruß und Kuß und Spiel erwachen,
Und die jungen Scherze lachen
Durch den Hain mit Jubelton.

Der Genius der Erde.

Und hocherröthend glüht des Himmels Wange
Vom ſüßen Ahnen langentbehrter Wonne.
Lichtflutend wogen Ströme, wallt der Äther;
In Siegesgröße ſtrahlt empor die Sonne —
Doch ſieh! im tiefſten Heiligthum des Hains
Hebt ſich ein Todesmal in ſtummer Feier.
Und horch! wie wunderbar ergreifend ſchweben
Mit leiſen Silberklängen Geiſterchöre!
Und immer wonniger entglühen
Zu hoher Luſt die Harmonien.

Chor.

Willkommen, himmliſche Gewalt!
Willkommen, Frühlings-Huldgeſtalt!
Gib Segen über Flur und Herde,
Den Friedenskuß der milden Erde!

Frühling.

(Arie).

Fried' und Freude werde
Dir, geliebte Erde!
Holde Blumen, ſchließt euch auf!
Tanzt, ihr Quellen, euren Lauf!
Schallt empor, ihr Feſtgeſänge!
Wall' umher, o Luſtgedränge!
Lieb' und Freundſchaft, ihr ſollt glühen,
Zahllos, wie die Blumen blühen!
Fried' und Freude werde
Dir, geliebte Erde!

Recitativ.

Doch wie? Es faßt die Erde tiefes Schweigen?
Und keine Düfte, keine Lieder ſteigen
Zur froherneuten Feier auf?
Welches Bangen, welche Schauer
So bedeutungsvoller Trauer?
Kann mein Gruß dich, Erde, nicht erfreuen?
Schönheit, dich nicht mehr dem Frohſinn weihen?
Schloß ein Liebling ſeinen Lauf?

Chor von Mädchen.

Seines Lebens Saitenſpiel,
Seiner Töne Hochgefühl,
Iſt verklungen.
Um ihn weinen Lieb' und Schmerz;
Grabgeſang hat unſer Herz
Ihm geſungen.

Frühling.

(Arioſo.)

Nimm, o Geiſt der Harmonie,
Meine ſchönſte Habe!
Nimm zur Todesgabe
Dieſe Blumen, dieſe Blüten,
Meinen Kranz und meine Thränen!
Hochgefühle, Freudenſcenen,
Die durch Dich verſchönert glühten,
Ewig leben ſie
Im Geiſt der Harmonie.

Recitativ.

Herbei, ihr Jahresbrüder!
Eilt bangen Schrittes in die Dämmerung,
Die trauernd ſich um ſeine Urne ſchmiegt!

Sommer und Herbſt.

Sommer.

Sein Leben wallte
Wie meine Morgenröthen hin;

Sein Geiſt verhallte,
Wie Echotöne ſanft entflieh'n.
Verſieget iſt der Quell der Harmonie,
Und die Natur mit ihren Söhnen klagt!

Herbſt.

Wie ſchwelgt' ich einher mit der brauſenden Jagd!
Wie dröhnte das Hifthorn in grauendem Früh!
Nun ſchweige erſtarrend die brauſende Jagd!
Die Schaar der lautſchallenden Freuden entflieh!

Chor.

Bangverſtummend ſchweigen wir
In dem düſtern Schmerzrevier.

Sommer.

Wie fröhlich ſcholl mein Erntereih'n
In ſeinen wonnevollen Tönen!
Erſtarre nun, mein Erntereih'n!
Sein Lied wird ihn nicht mehr verſchönen.

Herbſt.

Wie tanzte, wie jauchzte der Rebenhain!
Wie wußte ſein Ton uns die Luſt zu verſchönen!
Nun werden den ſchimmernden Rebenhain
Geſänge und Leier kaum athmend durchtönen.

Beide.

Verſtummen muß ich, ach verſtummen,
Da mir ſein Ton nicht Leben gibt.

Chor.

Verſtummen wird, was ihn geliebt,
Das Holde, Schöne wird verſtummen!

Herbſt.

(Recitativ.)

Und ſeht! mit tiefgebeugtem Haupt,
Die Thrän' an ſeinem Aug' erſtarrt,
Wankt ſtill und ernſt herbei der Winter;
Und düſtrer Wolken ſchwarze Schaaren,
Umgeben tröſtend und mitweinend ihn.

Wechſel-Chor.

Greiſe.

Wie drücken Leiden uns darnieder!
Wie ſchüttelt uns der Froſt die Glieder!
Müſſen hülflos wir vergeh'n?

Weiber.

O horcht, des Retters Melodien!
Sie tönen — Noth und Mangel fliehen;
Dank ſteigt zu des Himmels Höh'n!

Beide.

Dank, o Retter, Dir im Grabe
Für des neuen Lebens Habe!

Frühling, Sommer und Herbſt.

(Canon.)

Dem muß Gottes Segen fluten
Der das Schöne fügt zum Guten,
Der durch Harmonie entzückte,
Wo durch Wohlthat er beglückte.

Winter.

(Recitativ.)

Verbergt mich, Wolken! Brauſ't um mich, ihr Stürme!
Laßt tiefer mich, und tiefer
In die Zerſtörung hüllen!
O der Schmerzen, die mich foltern!
Werde milder, herbe Qual,
Daß auch meine Trauerhymne
Um den Liebling der Natur
Klagend ſchalle!

(Arie.)

Weicht, ihr Stürme, von dem Grab!
Sinkt, ihr regen Silberflocken,
Schwebend, mild und leicht herab!
Und mit ewig ſchönen Locken
Müſſe Tann' und Immergrün
Wie ſein Ruhm unſterblich blüh'n!

Der Genius der Erde.

Und nun ende Schmerz und Klage!
Denn ſein Leben war ja ſchön,
Und ſein Scheiden mild und ſanft.
Freundlich ſchloß der Tod ſein Auge,
Und es hüllte ſich in Nacht.
Da ſcholl's aus weiten Himmelsfernen:
„Es werde Licht vor ſeinem Blick!"
Und es ward Licht;
Und unermeßlich öffneten
Sich wonnevolle Himmelsräume.
Der ew'ge Frühling ſtrahlt' ihn an,
Entfaltet lag vor ihm die Schöpfung,
Und ihre ſchönſten Harmonien,
Die ſein entzückter Geiſt ſchon hier geahnt,
Umhallten ihn nun in vollem Chor.

Die Jahreszeiten.

(Quartett.)

Er pries den Schöpfer und die Schöpfung
Mit hoher Kraft und holder Schöne.
Zum zweiten Mal hob ſich durch ihn
Das Weltall aus des Chaos Nacht.
Drum lohne ihn des Schöpfers Macht,
Drum ſoll ein Denkmal ihm die Schöpfung
blüh'n!

Schluß-Chor.

Ihm prangt der Sphären weite Flur,
Ihm ſtrahlt, ihn kränzt Ein Frühling nur.
Heil Dir, Verklärter,
In Deiner Harmonien Schall!
Heil Dir, Geehrter,
In Deiner Schöpfung großem All!
Vereine den preiſenden Hochgeſang
Nun jauchzend mit jubelndem Sphärenklang!

Die vier letzten Dinge.

Der Tod.

Chor der Fröhlichen.

Wallt jubelnd und fliegend im Tanze dahin!
Dem Frohen bringt jede der Stunden Gewinn.
Es hat ſich die Freude das Leben erkoren;
Der Düſt're geht ſich und den Brüdern verloren.
Uns duften die Kränze,
Uns flügeln die Tänze;
Es öffnen die Herzen
Sich gerne den Scherzen.
Willkommen, o Erde, du holde, du ſchöne!
Willkommen, o Mond und o Sonne!
O laßt uns vereinen, wie liebliche Töne!
Das Leben ſei Liebe und Wonne!

Chor der Krieger.

Hinan, hinan zum glänzenden Ziel!
Erdonnert Kanonen, zum blutigen Spiel!
Flieget ihr Schwerter und Speere,
Raſtlos dahin durch die Heere!

Brauſet ihr Kriegesgeſänge,
Stürmt in das Schlachtengedränge!
Entfließe den Wunden, du dampfendes Blut!
Wir ſcheuen nicht Schmerzen, nicht ſtürzende Glut.
Im Hochgefühl der Ehre
Geh'n wir durch Sturm und Nacht,
Daß unſer Ruhm ſich mehre,
Wenn Glück und Sieg uns lacht.
Hinein in die brauſendſte Nacht!
Hinein in die glühendſte Schlacht!

Feſtgeſang.

Jubellaut und Siegesfeſte,
Schallet durch das feſte Land!
Eilt zum Mal herbei ihr Gäſte!
Friede knüpft das Freundſchaftsband.
Schallet, Lieder, weit und breit
Von des Reiches Herrlichkeit!
Klinget, ihr Pokale!
Bei dem frohen Male
Herrſche Götterluſt!
Selig fließet uns das Leben,
Brauſend wie der Saft der Reben,
Fröhlich, wie das Glück uns kränzt,
Schimmernd, wie der Sieg erglänzt.
Klinget, ihr Pokale!
Bei dem frohen Male
Herrſche Götterluſt!

Ruf des Todes.

Verſtummt! Erbebt! Sinkt hin!
Das Loos der Sterblichkeit
Werf' ich über euch:
Wiederkehren ſollt ihr in den Schooß der Erde!
Euer Name ſchwinde hin
Wie des Echo letzter Schall!

Ein Mädchen.

Ach, welch ein ſtarres Angſtgefühl
Durchſchaudert mich?
Woher der Schmerzen Kampfgewühl,
So fürchterlich?
Und dieſer Nebel träges Schweben,
Und dieſes niegefühlte Beben —
Muß ich des Daſeins Freuden,
Noch kaum empfunden, meiden?

Stimme des Todes.

Schuldloſe, zarte, keuſche Seele!
Zage nicht!
Des Körpers ledig, kleide Dich
Himmelslicht!

Das Mädchen.

So lebet wohl, Geſpielinnen!
Wir ſcheiden nur zum Wiederſeh'n.
Weint nicht! Mein Tod iſt ſüß,
Die Seligkeit gewiß.

Chor der Mädchen.

Ihr Mädchen klagt! Sie iſt dahin.
Streu't Blumen auf des Hügels Grün!
Die Erde muß verwehen,
Die Schönheit muß vergehen;
Nur das Gute währt,
Nur die Tugend ehrt.

Der Selbſtmörder.

Wohin? Wo find' ich Ruhe? Welches Aechzen
Durchſchaudert alle Tiefen der Natur?
Aus dumpfer Ferne ſteigen Todesbilder,
Und immer düſt'rer, immer ſchwärzer ſinkt
Die Nacht mit kaltem Druck auf's glüh'nde Leben.
Weß Ruf iſt's, der ſo laut und fürchterlich
Aus Wolken ſchallt und aus der Erde Tiefen?
Von allen Seiten dröhnt's:
Rache an dem Mörder!

Chor der Quälgeiſter.

Auf! Deiner Sünden Maß iſt voll,
Und dem Gericht entfloh kein Sünder.

Der Selbſtmörder.

Ha, welche Macht ergreift und faßt
Mich mit der Hölle Allgewalt?
Sie waffnet meine Hand mit Gift und Dolch,
Der Sünden grinſende Geſpenſter um mich her!
Vernichtung ſei mein Loos!
Fluch dir, o Stunde der Geburt!

Auf des Todes.

Verzweiflung sei Dein Loos!
Leb' ewig, Dir zum Fluch!

Die Quälgeister.

Stirb, Verruchter, stirb!
Sei Dir selbst die Hölle!

Der Dulder.

Sei willkommen, Tröster Tod,
Schönern Lebens Morgenroth!
Nimm, o Hoffnung, meinen Dank!
Ausgestoßen vom Geschicke,
Schwer an Leib und Seele krank,
Wehtest Du mir Tröstung zu;
Schmerz und Auge sank in Ruh'.
Und entfloh der Traum vom Glücke,
Strahlten mir noch Deine Blicke.
Nimm, o Hoffnung, meinen Dank!
Sei willkommen, Tröster Tod!
Schönern Lebens Morgenroth!

Stimme des Todes.

Schließ' Dein Aug', und ruh' in Frieden!
Viel der Leiden,
Wenig Freuden,
Dulder, war Dein Loos hienieden.
Leicht sei Dir die Mutter Erde!

Stärkend ſei Dein Schlummer,
Dein Erwachen ohne Kummer!
Schließ Dein Aug', und ruh' in Frieden!

Die Freunde.

Dulden war Dein Loos hienieden;
Schließ Dein Aug', und ruh' in Frieden!
Tragt den Todten froh zu Grab!
Senkt ihn ſtill zur Erd' hinab,
Daß er ſchlumm're ſanft und kühl!
Seiner Leiden waren viel.

Der Held.

Mein iſt der Sieg! Der Feind erlag;
Willkommen mir, o Tod der Ehre!
Mir wird die Grabesnacht ein Tag,
Mein Tod ein Siegesfeſt dem Heere.
Gerettet iſt mein Vaterland —
Mag ſtarren mir nun Herz und Hand!
Wohl mir! Ich lebe lange noch,
Hab' euch befreit vom fremden Joch.
Schon flieht mein Leben mit dem Blut;
Doch — auch zu ſterben hab' ich Muth!

Chor der Krieger.

Schließet euch, und hebt die Speere!
Ruhm und Sieg, und Glanz und Ehre
Sei dem großgefall'nen Helden!
Lorbeer, Inſchrift und Trophäen

[illegible] die ferne Nachwelt ſehen,
[illegible]en Tod Aeonen melden!

Stimme des Todes.

Doch ihr müßt ſcheiden, treue Liebende!
Die Liebe ward für dieſes Leben nicht;
Der Himmel iſt ihr Vaterland.

Das Mädchen.

O nimmer, Theurer, werd' ich von Dir ſcheiden!
Von Dir getrennt, erliſcht das Licht der Freuden;
Bei Dir allein iſt Seligkeit.

Der Jüngling.

Uns können Sarg und Todesnacht nicht ſcheiden.
Wir ſchwingen uns empor zu höhern Freuden;
Die Liebe lebt der Ewigkeit.

Beide.

Mund an Mund, und Herz am Herzen,
Soll das Leben uns entflieh'n!
Reiner Liebe ſchöne Schmerzen
Sind in jener Welt Gewinn.

Ein Kind.

Mutter! Vater! Welcher Schmerz!

Mutter.

Gott des Himmels, hab' Erbarmen!

Kind.

Hülfe! ach wie ſchlägt das Herz!

Vater.

Weh! es ſtirbt in meinen Armen.

Mutter.

Schon erbleicht der Wangen Blüte.

Vater.

Alles ſtarrt, was kaum noch glühte!

Beide.

Kleiner Engel, ſchweb' empor
Zu der Engel gold'nem Chor!
Makellos und blütenrein
Geh' in's Reich des Himmels ein!
Weiß wie Schnee ſei Dein Gewand,
Roſig Blumenſtrauß und Band!

Chor.

In die Erde pflanzen wir
Dich, o zarte Blume, hier,
Schließe Dich auf kurze Zeit —
Blüh' dann fort in Ewigkeit!

Mutter, Vater.

Reiner Liebe erſtes Pfand
Ruhet wohl in Gottes Hand.

Chor.

Mutterliebe! Vaterſorgen!
O wie groß, wie ſtark ſeid ihr!
Euch ſtrahlt einſt ein ſchöner Morgen;
Aber duldet muthig hier!

Ruf des Todes.

Dein Ende naht auch Dir, o Erde!
Verwehe in des Himmels Winden,
Und ſei ein Nichts, wie Du es warſt,

Kein Raub zaumloſer Leidenſchaft,
Herrſcht Ruhe, da ſie ſich verſammeln;
Und Reich und Arm, und Groß und Klein
Steht harrend in Geduld und Liebe.
Wenn einſt der Thränen letzte floß
Hin auf das Grab erblaßter Zeit,
Und in den Schooß der Ewigkeit
Der letzte Seufzer ſich ergoß:
Dann wird der ſchöne Morgen ſtrahlen,
Von Geiſtern nur allein begrüßt,
Wenn Trauer nicht dem Tod entſprießt,
Und der Vollendung Lieder hallen.

Chor der Anbetung.

Gott Erbarmer! ſei uns gnädig!
Richte nicht nach unſ'rer That!
Frei von Trug, des Körpers ledig,
Stehen wir, zerſchmettert, hier.
Laſſ' die Reu'gen Gnade finden,
Herr des Weltenalls, vor Dir!
Zähl' uns nicht der Schwachheit Sünden!
Richte nicht nach unſ'rer That!

Stimme des Richters.

Schuldloſe Dulder, hebt empor den Blick!
Unſterblich iſt die Tugend und ihr Glück.
Entweiche, Laſter, von der Ruhe Thron!
Unendlich ſei der Sünde Qual und Hohn!

Ithuriel und Abadonah.

Erfüllet euch, des Richters Worte!
Geſchloſſen ſei der Thaten Pforte!

Chor der Engel des Gerichts.

Geht ein zu ew'ger Freuden Spende,
O Auserwählte!
Fahrt hin zu Elend ohne Ende,
Dem Fluch Vermählte!

Die Hölle.

Chor der Verdammten.

Entfliehet, entfliehet, ihr Geiſter der Sünden!
Laßt einmal, nur einmal noch Ruhe uns finden!
Währt ewig dieſer Qualenbund?
Schließt nirgends dieſer Höllenſchlund?
Wie tief iſt der Verworf'nen Fall!
Verwirkt der Gnade Himmelsſtrahl!
Entfliehet, entfliehet, ihr Geiſter der Sünden!
Laßt einmal, nur einmal noch Ruhe uns finden!

Eine männliche Stimme.

Hülfloſe Waiſen, die auf Erden
Ich ihrer Habe frech beraubt,
Mag meine Qual verdoppelt werden —
Nur ſei ein Blick zu euch erlaubt!

Ein Quälgeist.

Sie sehen sollst Du und erzittern;
Ihr Glück soll Deine Qual verbittern!

Kindesmörderin.

Fluch Dir! Einst nanntest Du
In jener Welt Dich meinen Freund,
Nahmst Tugend mir und Seeelenruh',
Und keine Thräne ward geweint.
Kein Segen schloß die frechen Bande,
Von Sünd' und Schande
Zu frevelhafter Lust vereint.
Folg' nun der Kindesmörderin,
Verruchter, in den Abgrund hin!
Fort, meines Kindes Blutgestalt,
Eh' Dir sogar mein Fluch erschallt!

Ein Quälgeist.

Horch, wie der Unschuld Wimmern hallt,
Von Mutterhänden frech erwürgt!
Erlieg' unmenschlicher Gewalt,
Da Du der Menschheit Glück verwirkt!

Eine männliche Stimme.

Mit frechen Reizen lockte st Du,
Verführte, zur Verführung hin!
Dein Herz schloß sich der Tugend zu,
Und Lust entweihte Deinen Sinn.

Fluch Dir und mir, und Fluch dem Kinde!
Die Luſt floh mit dem ſiechen Leben,
Doch ewig währet fort die Sünde!
Nicht mich noch Dich ſoll Ruh' umſchweben!

Zwei Stimmen.

Erſter.

Verräther, flieh vor meinem Blick!
Dir nahe ſein, mehrt meine Qual.

Zweiter.

Hohn geb' ich Dir mit Hohn zurück;
Fluch ſei des Haſſes Wiederhall!

Erſter.

Gewährte Gott nur einmal noch,
Den Dolch zu bohren Dir in's Herz!

Zweiter.

Wie leidet meine Seele! doch —
Dich leiden ſeh'n, labt meinen Schmerz.

Beide.

Ja, ewig, ewig ſollſt Du leiden!
An Deiner Qual will ich mich weiden.

Eine andere Stimme.

Vor welchen Schlangenbiſſen
Entſetzt ſich mein Gewiſſen!

Wehgeheul und Angſtgeſtöhn'
Aechzen mir aus Tief' und Höh'n.
Ihr Armen, deren Glück und Wohl,
Mir einſt vertraut, ich frech zertrat,
Verfolgt mich nicht! Mein Maaß iſt voll,
Gerächt der Menſchlichkeit Verrath!

Die Quälgeiſter.

Von Rache und von Wuth zerriſſen,
Sollſt Du des Hochmuths Frevel büßen!

Reuige Sünder.

Zu ſpäte Reue! Ach, vergebens
Beweinen wir die Schmach des Lebens!
Nicht um Seligkeit und Glück
Flehen wir Dich an, o Gott!
Gönne aufwärts einen Blick —
Dann vernichte uns der Tod!

Die Quälgeiſter.

Ewig leiden, hoffnungslos,
Sei verworf'ner Sünder Loos!
Blickt empor zu jenen Höh'n,
Gottes Friedensreich zu ſeh'n!

Die Verdammten.

Verſchlinget uns, ihr Qualenſchlünde!
Daß uns nicht Gottes Auge finde,
Daß kein beglückter Geiſt uns ſeh'!
Weh! weh! weh!

(Leiſe Harmonien beginnen; es öffnet ſich — :)

Der Himmel.

Erſter Chor.

Heilig! heilig! heilig! rufen
Wir an Deines Thrones Stufen.

Zweiter Chor.

Verſchwunden ſind der Erde Leiden;
Unendlich ſtrömt der Quell der Freuden!

Beide Chöre.

Seelenfriede, ſüße Stille!
O wie reich iſt eure Fülle!

Eine Seele.

Selig, ſelig ohne Scheiden,
Schweſterſeele, jubeln wir.

Eine andere.

Seligfroh in Deinen Freuden,
Jauchz' ich unter Engeln Dir.

Beide.

Liebend darf mein Geiſt Dich finden,
Sich an Deinem Glück entzünden.

Eine andere.

Willkommen mir in Himmelshöh'n!
Dir, Gott der Gnade, Dank und Preis!

Die Engel.

Vom beglückten Geiſterchor
Schalle Lob und Dank empor!
Gerecht iſt Gott, groß ſeine Macht,
Unendlich ſeiner Werke Pracht!

Voller Chor.

Tugend, Glück und Wahrheit ſchmücken;
Glorreich Gottes Weltenthron;
Ueber Grab und Nacht erblicken
Schmerz und Unſchuld ihren Lohn.
Ewig, ewig, ewig freuen
Sie ſich in der Engel Reihen.

Saul und David.

Personen.

Saul, König in Israel.
Jonathan, deſſen Sohn.
Michol, deſſen Tochter.
Abner, Feldherr.
Samuel, der Prophet.
David.

Krieger. Sänger und Harfenſpieler. Hirten. Jungfrauen Volk.

Erſte Abtheilung.

(Freie Gegend. Auf einer Seite eine Felſenwand. Im Hintergrunde die Mauern der Stadt Gilgal.)

Saul, Jonathan und **Abner;**

(ihnen folgt das ſiegreich zurückkehrende Heer der Israeliten.)

Chor der Sänger.

Schalle, Triumphgeſang!
Brauſe wie Donner dahin!
Hört, ihr Völker, und bebt
In der Todesnacht

Ruhen die Beſiegten;
König Saul gebot, —
Und ſie ſind nicht mehr!
Hört, ihr Völker, und bebt!
Schalle, Triumphgeſang!
Brauſe wie Donner dahin!

Recitativ.

Abner.

Heil, König, Dir und Deinem Volk!
Dir gleicht kein König, Deinem Volk kein Volk.
An Schönheit, Kraft und Herrlichkeit
Biſt Du die Zeder Libanon's.
Dir weicht der Löw' an Tapferkeit;
Feſt wie ein Fels ſteht Deine Macht,
Und gleich der Sonne Mittagsglanz
Strahlt Deiner Schätze Pracht.

Saul.

Du ſprichſt es aus, was meinen Geiſt erfüllt.
Ich winke — und ein Heer folgt mir zum Sieg;
Ich winke — und ein Heer zerfällt in Staub.
Ja herrſchen will ich weit umher,
Wie Eine Sonne nur am Himmel ſtrahlt.

Chor.

Jubel ſchalle,
Freude halle

Durch das Reich!
Wer kommt ihm gleich?
Saul's Herrlichkeit
Strahlt weit und breit.

(Michol mit weiblichem Gefolge tritt ein.)

Recitativ.

Michol.

Verhallet iſt der Jubelchor,
Und ſchüchtern tritt Dein Kind hervor.
Wenn Tauſende den König,
Den Helden preiſen,
Ob ſeiner Thaten hochgeſinnt,
Erlaube, Vater, daß mit leiſen
Tönen Dich begrüße
Dein geliebtes Kind!

Chor.

Wir nahen Dir, o König! mit Geſang,
Mit Oel- und Lorbeerzweigen;
Es möge unſers Dankgebetes Klang
Für Dich zum Himmel ſteigen.

Arie.

Michol.

Von Gott beſchützt, kehrſt Du zurück,
Des Volkes Stolz, der Tochter Glück.
Ein Held, durchflogſt Du die Gefahren;
Sei gnädig nun der Feinde-Schaaren!

Den Lorbeer, den die Welt Dir zuerkannt,
Nimm, Vater, von der Tochter Hand!
Laß die Todeswaffen ruh'n!
Fried' und Freude walte nun!
Ich reiche Dir des Oelbaums Zweig, —
Der König geb' ihn ſeinem Reich!
Es herrſche die Ruhe, und jede Bruſt,
Dich ſegnend, ſei Echo von himmliſcher Luſt!

Chor.

Es herrſche die Ruhe, und jede Bruſt,
Dich ſegnend, ſei Echo von himmliſcher Luſt!

Recitativ.

Jonathan.

Beugt euch in Demuth! Seht!
Es nahet der Prophet.
Einher mit feierlichem Schritte wallt
Des greiſen Samuel
Ehrwürdige Geſtalt.

Chor.

Stille, ſtille, Siegeslieder!
Senket Speer und Schwert darnieder!
Stille, ſtille, ſtille!

Arie.

Samuel.

Ein ſchwacher Greis, dem Tode nah,
Eil' ich mit meines Lebens letzter Kraft,

Dich zu begrüßen, her.
Heil, König Israel's,
Heil Dir und Deinem Sieg!
Der Feinde Leichen ruh'n
Im düstern Todtenreich;
Der Feinde Beute glänzt
Um Dich wie Gold und Edelstein
An Deines Purpurmantels Saum.
Doch eh' des Festes Jubel brauſ't,
Sei Dank gebracht dem Herrn,
Der uns erhebt, der uns zermalmt,
Durch den wir Alles ſind, Nichts ohne ihn!

Recitativ.

Schmückt denn ſogleich den Feſtaltar,
Und mit des Weihrauchs Opferduft
Steig' unſer Dankgebet empor!

Terzett.

Saul. Samuel und **Jonathan.**

Saul.

Halt ein! Der eignen Kraft
Verdank' ich meinen Sieg,
Nicht fremder Hülfe, nicht Eloah ſelbſt!
Der kühne Geiſt — er iſt mein Gott.

Samuel.

Du frevelſt, Saul!
Des Hochmuths böſer Geiſt
Verblendet Deinen Sinn.

Jonathan.

Mein Vater! Höre des Propheten Ruf!

Saul.

Mein war der Sieg, mein ſei des Sieges Fr
Mein Siegesmal erhebe ſich ſogleich
Von Feindesbeut', an Gold und Silber reich!

Samuel.

Und willſt Du freveln, wehre nicht
Dem Volk des Dankes fromme Pflicht!

Saul.

Eloah ſei des Himmels Herr, —
Des Volkes Herr bin ich!

Samuel.

Verblendeter! wohin
Reißt Dich des Wahn's, des Hochmuth's irre

Jonathan.

Mein Vater! o verweig're nicht
Dem Höchſten Dank und Preis und Pflicht!

Recitativ.

Saul.

Befolget mein Geheiß!
Erhebet mir das Siegesmal!
Erſt mir — ſo will es mein Gebot —

Erſt mir der Preis,
Dann eurem Gott!

Samuel.

So wiſſe denn und zitt're Saul!
So hoch Dein Stolz ſich nun erhebt,
So tief wird ſein Dein naher Sturz.

Recitativ.

Dein böſer Geiſt erwacht;
Er weicht nicht mehr von Dir.
Schon ſteigt vom Schooß der Nacht
Verzweiflung auf.
Du trotzeſt Jova's Macht,
Biſt gottlos, ohne Gott.
Er wendet ſein Antlitz von Dir,
Du biſt verworfen von Gott.

Chor.

Entſetzlicher Spruch!
Erfülle nicht, Jova, den Fluch!

Samuel.

Der Zukunft Schleier ſinkt vor meinem Blick.

Chor.

Stille, ſtille, horcht
Dem Gottbegeiſterten!

Arioso.

Samuel.

Im Morgenlicht ſeh' ich ein Hirtenthal;
Ein Jüngling, hold und fromm und mild,
Kniet auf dem blumigen Gefild,
Und um ihn hüpft und weidet
Der Lämmer frohe Schaar.
Des ſchönen Jünglings Huldgeſtalt,
Der Augen heller Sternenglanz,
Der blonden Locken gold'ner Kranz —
Iſt's, den Gottes Geiſt beſeelt,
Er iſt's, den Gott erwählt!
In der Schöpfung Pracht verſunken,
Staunt er wonnetrunken;
Nun faßt er, entflammt von heiliger Glut,
Die Harfe, die neben ihm ruht;
Nun weckt er die ſchlummernden Saiten,
Den Himmelsgeſang zu begleiten.
Schon ergießt ſich der Töne Flut,
Ihm horcht die Natur;
Von Engeln leuchtet die Flur.
Auserwählter! Dein harret der Thron.
Ich folge Jehova's Gebot,
Ich bringe Dir Salbung und Segen von Gott;
Du aber zitt're, Saul! weh' Dir!
Du biſt verworfen von Gott!

Chor.

Er iſt verworfen von Gott!

Ein Theil des Chors.

Was wird er nun beginnen? —

Der andere Theil.

Er ſchweigt und ſtarrt, — ein Marmorbild!

Recitativ.

Jonathan.

Was Samuel ſpricht, es wird erfüllt.

Cavatina.

Blick hin! O ſeht!
Leblos zur Erde hin ſinkt der Prophet,
Und des geweihten Sehers letzte Worte
Verſchließen, Vater, Dir des Himmels Pforte!
Weh' ihm! Er ſchweigt und ſtarrt.

(Es wird Nacht. Die Todtenbeſchwörerin von Endor ſchreitet vorüber.)

Chor.

Der Sonne Bild
Flieht wie ein Traum,
Und Nacht erfüllt
Den Himmelsraum.
Und ſeht! vorüber wallt
Saul's böſer Geiſt.
Er iſt verworfen von Gott!

Recitativ.

Saul.

Wer wagt's, zu hemmen meine Allgewalt?
Wer bist Du, grauenvolle Nachtgestalt?
Hat Samuel mit der Hölle sich verschworen?
Verwerfung wagt er zu verkünden mir?
Ihn selber traf der Fluch, den er
Sprach über seines Königs Haupt.
Den Frevler hat die Strafe schnell erreicht;
Zu meinen Füßen liegt er, starr, erbleicht.

Arie.

Ich spotte Dein, mich schrecket nicht
Der Drohung falsches Traumgesicht.
Wie meine Kraft, steht fest mein Glück.
Verwerfung, die er mir verkündet,
Sie schleudr' ich auf ihn selbst zurück.
Sie folg' ihm in das Todtenreich!
Ich spotte Dein, mich schrecket nicht
Der Drohung falsches Traumgesicht.

Recitativ.

Jonathan.

Er läugnet seinen Schmerz,
Und dennoch bebt sein Herz!

Saul.

Wer biſt Du, ſchlau-erdachtes Schattenbild,
Zu dem der Geiſt des Sehers ſegnend eilt?
Wo blüht im Morgenglanz das Luſtgefild
In dem der holde Hirtenknabe weilt,
Der mir vom Haupt
Die Krone raubt?

Chor.

Bleicher wird ſein Angeſicht,
Flammender der Augen Licht.
Schrecken geht
Von ihm aus.

Recitativ.

Saul.

So ſei es, ſo! — Ich will's!
Eilet in raſtloſem Lauf!
Suchet das Knäblein mir auf!
Mir falle zu Füßen das lockige Haupt!
Ich künde dann
Der zarten Leiche an,
Daß mir kein Gott die Krone raubt!

Schluß-Chor.

Auf, ihr Rüſtigen, auf!
In raſtloſem Lauf

Mit beflügeltem Schritt
Durchspähet, durchzieht
Thäler und Felder,
Berge und Wälder!
Suchet ihn auf!
Führt ihn mit Jubelgeschrei
Zum Tode herbei!

Zweite Abtheilung.

(Das Thal Succoth bei Bethlehem. Tagesanbruch. Hirten führen ihre Herden auf die Weide. David kniet auf einem Hügel.)

Morgenlied der Hirten.

Die Dunkelheit der Nacht entflieht.
Gott ruft den Tag; sein Lächeln glüht.
Schon glänzt von seinem Purpurkleid
Die Erde rings in Herrlichkeit.
Im Morgenroth, im Morgenroth,
Lobpreisen wir Gott.

Seht, wie die Herde scherzt und springt
Im Morgenroth!
Horcht, wie der Vögel Lied erklingt
Im Morgenroth!

Wir lagern uns hin,
Mit fröhlichem Sinn

Im Morgenthau
Auf grünender Au,
Und preiſen Dich, Gott!
Im Morgenroth.

Recitativ.

David.

Im Morgenroth
Lobpreiſ' ich Gott,
Der mich aus wunderbarem Nachtgeſicht
Erwachen ließ zu neuem Lebenslicht.
Vernehmt, was ich erblickte!
Vernehmt, was mich entzückte!

Arioſo.

In der Schöpfung Pracht verſunken,
Staunt' ich träumend, wonnetrunken.
Plötzlich mir entgegenwallt
Eines Greiſes Lichtgeſtalt.
Mein Innerſtes fühlt' ich erglüh'n
Sank vor ihm auf die Knie hin;
Er aber hob die Hand empor,
Um ſie mir ſegnend auf das Haupt zu legen,
Und es zu ſalben mit dem heil'gen Oel.

Recitativ.

Gehoben ſah ich mich auf einen Thron,
Ein Diadem fühlt' ich die Stirne ſchmücken,

Und wie aus gold'ner Himmelspforte
Erſchollen mir die Worte:
„Heil, Jüngling, Dir! Du biſt von Gottes Geiſt beſeelt.
Zum König Iſrael's hat Jova Dich erwählt.“—
Des Greiſes glänzende Geſtalt verſchwand
Wie Goldgewölk am fernen Himmelsrand.

Ein Theil des Chors der Hirten.

O ſeht, wie ſeine Wangen glüh'n!
Ein neuer Geiſt beſeelet ihn.

(Jonathan tritt zu den Hirten.)

Recitativ.

Jonathan.

Hier iſt das Thal, des Jünglings Aufenthalt,
Des Meiſters in Geſang und Harfenſpiel.
Er wird den böſen Geiſt verbannen,
Der Saul's Gemüth in Schwermuth hüllt.
Ihr Hirten, ſprecht! wo find' ich ihn,
Der David, der Geliebte, wird genannt?

Ein Theil des Chors der Hirten.

Kniend in Entzücken
Kannſt Du ihn erblicken;
Ihn erfüllt mit hohem Geiſt
Gott, den ſeine Harfe preiſ't.

Recitativ.

Jonathan.

Gepriesen sei von mir auch Gott,
Der mich den Heißersehnten finden läßt.

Duett.

Jonathan. David.

Jonathan.

Fremdling, der nicht fremd mir ist,
Sei von Jonathan begrüßt!

David.

Verkünde Deinen hohen Willen!
Sieh mich bereit ihn zu erfüllen.

Jonathan.

Gott gab Gesang und Harfe Dir —

David.

In Demuth weih' ich Beide Ihm.

Jonathan.

Der düstern Schwermuth böser Geist
Erkor den König sich zum Raub.
O laß Dein Saitenspiel erklingen,
Den Geist des Unheils zu bezwingen!

David.

Schwach ist mein Geist, mein Saitenspiel,
Doch schön das mir gesetzte Ziel.

Jonathan.

Du bebſt?

Michol.

Er iſt's!

Jonathan.

Wie pocht Dein Herz!
Iſt Dir nicht fremd der holde Jüngling?

Michol.

Dir, Bruder! öffnet ſich mein Herz. Vernimm!

Arie.

Im Purpurlicht der Morgenröthe
Ging ich mit den Geſpielinnen
Auf thaubenetzten Fluren hin.
Wir pflückten Blumen, wanden Kränze,
Zu ſchmücken Tempel und Altar.
Horch, leiſe Geſänge!
Himmliſche Klänge!
Umſtrahlt vom Morgenſcheine,
Tritt aus dem Palmenhaine
Des Jünglings Huldgeſtalt,
Und immer mächtiger ſchallt
Der frommen Geſänge Gewalt.
Wir ſtaunen im ſtummen Entzücken
Mit himmelanſchauenden Blicken;

Da ſchwindet in des Waldes dunklen Raum
Der Sänger wie ein Paradieſes-Traum.
Doch — theurer Bruder!
Meine trunk'ne Seele ſieht
Stets des Sängers Lichtgeſtalt;
Unaufhörlich tönt und hallt
Durch die Seele Harf' und Lied.

Saul (auffahrend).

Weh' mir! Ein Flammenmeer
Tobt um mich her,
Und all' mein Blut
Wird wilde Glut,
Und aus dem rothen Feuer
Springt auf ein Ungeheuer,
Schwarz wie die Nacht,
Mit Adlerkrallen
Mich anzufallen.
Der Donner des Himmels erwacht.
Seht, wie die Gräber ſich theilen!
Hört, wie die Schatten aufheulen!
Laß ab! Entweiche, Geiſt der Nacht!
Und bin ich verworfen von Gott,
Erbarme dich meiner, o Tod!

Jonathan, Michol und **Chor.**

Jehova! ende
Des { Vaters / Königs } Qual.

Jehova! ſende
Deinen Gnadenſtrahl!

(David's Harfenſpiel klingt aus der Ferne.)

Saul.

Welche Himmelsklänge, mild und leiſe!
Wie herzdurchdringend dieſe Weiſe!

Jonathan.

Ein Hirtenjüngling, gottgeliebt,
Harr't Deiner, Vater! O geſtatte,
Daß er eintrete in den Saal!
Die Harfe und ihr frommes Lied
Wird Balſam ſein für Dein Gemüth.

Saul.

Kann er den böſen Geiſt beſchwören,
Der mir zerrüttet das Gemüth?
Er trete ein!

(David trit ein, die Harfe im Arm.)

Chor.

O Du, den Erd' und Himmel preiſ't,
Erleuchte Du des Sängers Geiſt!
Laſſ' Deine Engel ihn umringen!
So wird das fromme Werk gelingen,
Durch Dich, den Erd' und Himmel preiſ't.

Recitativ.

David.

Beugt euch, ihr Knie! Senke dich, mein Haupt!
Bet' an, o Seele, deinen Herrn und Gott!

Arie.

Gehüllt in düst'res Dunkel, liegt die Nacht
Auf kalter Erd' in tiefer Todesstille.
Und sieh'! von seinem Throne sendet Gott
Das lebenglüh'nde Morgenroth.
Die Sonne schwebt empor
In ihrem heil'gen Licht,
Wie Gottes Angesicht.
Aufjubelt die Erde, es springt der Quell,
Silberhell und freudig schnell;
Es gleitet der spiegelnde Bach,
Und Blumen winken ihm nach;
Es rauschet der Strom, es brauset das Meer
Voll Funken und Flammen rings umher;
Sanft säuselt der Hain, und feierlich schallt
Der dunkle Wald.
So prangt die Erd' in Jugendfülle,
Das Werk von Gottes Herrlichkeit,
Wo Wunder sich an Wunder reiht.
Und diesen Tempel öffnet Gott,
Dir, o Mensch! mit jedem Morgenroth.
Laut schall' im großen Wesen-Chor
Dein Lobgesang zu Gott empor!

Recitativ.

Saul.

Ich aber rufe, Weh'!
In euren Lobgeſang.
Den Tag verſchlingt die düſt're Nacht,
Ein Sturm zerſtört der Fluren Pracht;
Das Große und das Schöne ſinkt in Staub,
Das Beſte wird des Böſen Raub.

David.

Hoch ſteht der Menſch, der König über Alle.
Er iſt's, zu dem die Völker fleh'n.
Wer kann ihm widerſteh'n?
Er winkt, und Städte fallen;
Er winkt, und Jubel ſchallen.
Er prangt in Ruhm und Herrlichkeit;
Er ſtrahlt in ſeinem Reich'
Der Sonne gleich.

Chor.

Dem König Heil! Dem König Heil!
Er prangt in Ruhm und Herrlichkeit;
Er ſtrahlt in ſeinem Reich,
Der Sonne gleich.

Recitativ.

David.

Hoch über aller Erdenthrone Glanz,
Strahlt Gottes Thron im Sternenkranz.

Was Großes Könige vollbringen
Durch Gott nur kann's gelingen.
Vor Gott der Böſe nicht beſteht;
Er wird wie Spreu vom Wind verweht.

Dem Sünder ſtrahlt kein Himmelslicht;
Die Strafe führt ihn zu Gericht.

Saul.

Weh' mir!

Chor.

Herr! zähle nicht der Schwachheit Sünden!
Den Reuigen laß Gnade finden!

Recitativ.

David.

Nur edler Fürſten Thun der Herr beglückt.
Der Gute gleicht dem Baum am Silberquell,
Der Früchte bringt voll Süßigkeit,
Der grün't und blüh't zu jeder Zeit.
Der gute Fürſt iſt Gottes Ebenbild;
Ihn ſchützt der Herr mit ſeinem Schild.

Saul.

Warum hat Gott verlaſſen mich?
Mich, der ein Gott auf Erden war?
Schien ich dem Höchſten ſelbſt zu hoch?
War meine Größe ihm zu groß?

David.

Dir, Saul, verlieh Gott Macht und Ruhm;
Vor Deinen Fahnen ging der Sieg;
Als Du die Götzendiener ſchlugſt,
Als Du in Demuth herrlich warſt.
Nichtig iſt die ird'ſche Größe,
Stark iſt nur der, mit dem der Herr!

Saul.

Ein Strahl des Himmels fällt auf mich.
Auf meine Knie möcht' ich ſinken, rufen:
„Gott, nimm mich wieder gnädig auf!"

Cavatina.

David und Chor.

Friede, Friede ſei mit Dir!
Sohn und Tochter fleh'n zu Gott
Um des Vaters Glück und Ruhe,
Und das Volk von Iſrael
Stimmet ein in ihr Gebet.
Heil Dir, Saul! Du biſt geliebt;
Gib nun Liebe auch für Liebe,
Und es wird des Himmels Friede
Dein Herz mit Ruh' und Wonne füllen.

Chor.

Friede, Friede, ſei mit Dir!

Recitativ.

Saul.

Der Reuige hofft nicht auf Gott vergebens;
Verſchwunden iſt das Nachtſtück meines Lebens.
Die böſen Geiſter ſind entfloh'n,
Und beten kann ich, darf ich ſchon.

Arie.

O ſüße Thränen fließet
Herab die bleichen Wangen!
O ſeliges Verlangen,
Das meinen Gott begrüßet!
O ſüße Thränen fließet!
Denn beten kann ich, darf ich ſchon.

Recitativ.

Dank, David, Dir! Als König lohnet Saul.
Sei gleich den Edelſten in meinem Reiche!
Das Beſte, was ich geben kann, ſei Dein!
Nimm hin erſt meine, dann der Tochter Hand!

Quartett.

David, Michol, Saul, Jonathan.

O Herzenswonne! Himmelsglück!
Ihr ſtrahlet auf den Geber ſelbſt zurück.

Saul.

Gott ſegne euch!

Schluß-Chor.

Mädchen! windet den Myrtenkranz!
Israel! juble in Freudenglanz!
Herzensluſt und Himmelsglück
Wende nie von euch den Blick!
Mädchen! windet den Myrtenkranz!
Israel, juble in Freudenglanz!

Saul's Tod.

Personen.

Saul, König in Israel.
Jonathan, dessen Sohn.
Michol, dessen Tochter.
Abner, Feldherr.
David.

Chöre von Kriegern, Jungfrauen, Volk, Dämonen.

Erste Abtheilung.

(Saal in der königlichen Burg. Michol in einem Armstuhl ruhend, von ihrem Gefolge umgeben.)

Chor.

Liebe ist des Lebens Licht;
Ohne Liebe waltet Nacht,
Bis die Gegenlieb' erwacht.
O daß die Liebe
Uns ewig bliebe;
Sie ist uns Lebensluft,
Sie ist uns Himmelsduft.
Aber furchtbar sind der Liebe Leiden;
Todesschmerz bringt ihr das bitt're Scheiden.
Seht die Königstochter, wie sie schmachtet,

Seit der Gatte, ihr entriſſen,
Lorbeern auf dem Schlachtfeld pflückt!
O laßt uns erheitern der Trauernden Leiden!
Das Saitenſpiel wecke der Hoffnung Freuden!
Sie ſchaue den Gatten im Siegerkranz!
Beginnet Geſänge! Beginnet den Tanz!

Recitativ.

Michol.

Nicht dieſe Freudenklänge!
Verſtummet, Luſtgeſänge!
Nur dir, o Schmerz!
Gehört mein Herz.
Das Schlachtfeld ſeh' ich vor mir düſtern,
Der Leichenhügel ſtarre Menge,
Und Geiſter hör' ich um mich flüſtern;
Sie deuten, winken himmelwärts.
Traf, David, Dich der Todespfeil,
Dann, Jova, ſend' auch mich hinab
Zu ihm in's dunkle Grab!

Chor.

Jehova! Mild're ihren Schmerz!
Gib Troſt und Hoffnung in ihr Herz!

Recitativ.

Michol.

Weh Dir, mein Vater! Du,
Du, der ihn mir zum Gatten gab,

Du ſandteſt ihn nun in den Tod;
Mein Herz, dem Du den Himmel gabſt,
Zerreißeſt Du mit Höllenqual.
Noch wohnt in Dir der böſe Geiſt,
Läßt nur den Haß, die Liebe nicht gedeih'n.
Verloren iſt David, verloren bin ich,
Wenn Du uns nicht ſchützeſt, allmächtiger Gott!

Arie.

Jova! Du, den Vater preiſen
Die Verlaſſ'nen und die Waiſen,
Schütze Deinen frommen Sohn!
Gib dem Helden Siegeslohn!
Laſſ' ihn glücklich wiederkehren,
Mich zu lieben, Dich zu ehren,
Zu erfüllen Dein Gebot!

Chor.

Ende, Jehova, der Trauernden Leiden!
Gewähre der ſehnenden Liebe ihr Glück!

(Michol entfernt ſich mit dem Gefolge.)

(Eine Säulenhalle.)

Saul und **Abner.**

Recitativ.

Saul.

Kaum ſind verhallt die feſtlichen
Geſänge der Vermählungsfeier;
Noch ſtrömt des Volkes Jubelluſt
Durch alle Straßen dieſer Stadt:
Und dennoch weicht die Freude ſchon
Aus meiner ruheloſen Bruſt.

Abner.

Du biſt beinahe ſchon vergeſſen
Auf Deines Thron's einſamer Höh'!
Dem Jüngling, ihm, den Du erhoben
Zu Deiner Höh' aus ſeinem Staub,
Ihm ſind nun alle Herzen zugewendet:
Bewund'rung folget jedem ſeiner Schritte;
Ein Gottbegabter ſcheint er allem Volk.

Saul.

Halt ein! Leicht iſt der Schlummer der **Dämonen**;
Ein leiſes Wort weckt ſie aus ihrer Nacht,
Und unheilbringend rauſchen ſie empor.

Abner.

Der Hirtenknabe flammt in Hochmuth auf;
Er ſtrahlt im Licht — und Schatten deckt den König

Saul.

Und wie ein böſer Geiſt ſteht Samuel
Vor mir, und wie aus einem Grabe ſchallt
Die Stimme, die Verwerfung mir verkündet
Von Gott!

Abner.

Und wie? Wenn der geſalbte König,
Der Dich vom Thron ſtürzt, David wäre, Er,
Den Du emporgehoben aus dem Nichts?

Arie.

Saul.

Entſetzliche Gedanken!
Wie ſoll ich euch ertragen?
Des Thrones Pfeiler wanken,
Und Nachtgeſpenſter klagen.
Mich faſſet unendlicher Schmerz;
Verzweiflung zerreißt mir das Herz.
Euch Höllenmächte! euch ruf' ich herauf,
Mit mir zugleich end' auch ſein Lebenslauf

Recitativ.

Abner.

Wohl mir! Es iſt gelungen.
Todesglut flammt aus des Königs Augen —
Und David ſtirbt!

Chor (in der Entfernung).

Heil, David, Dir! dem Sieger Heil!

Saul.

Erſchallt der Höllengeiſter
Triumphlied mir zu Spott und Hohn?

Abner.

Als Sieger kehrt er aus der Schlacht zurück,
Mein König! Du haſt ihn ſo hoch geſtellt;
Du ſelbſt haſt ihm das Heer vertraut.

Chor (ſich nähernd).

Heil, David, Dir! dem Sieger Heil!
Gott gab dem Jüngling Heldengeiſt,
Dem Arm des Jünglings Heldenkraft.
Er, der die Lämmerherde führte,
Er ward ein Löwe in der Schlacht.
Heil, David Dir! dem Sieger Heil!

(David, Jonathan und Michol treten in die Halle.)

Recitativ.

David.

Ich eile, Dich, mein Herr und König!
In Demuth zu begrüßen.
Die Knie beugend, leg' ich Dir
Mich und mein Glück zu Füßen.

Saul.

Empfange den verdienten Lohn!

(Er entreißt einem Krieger den Speer, um ihn gegen David zu ſchleudern. Jonathan hält ihn zurück.)

Recitativ.

Jonathan.

Halt ein, mein Vater! Ihn, ihn willſt Du tödten,
Ihn, der für Dich gekämpft,
Ihn, der für Dich geſiegt?

Arie.

Saul.

Mir nach Thron und Leben
Willſt Du, Heuchler, ſtreben!
Vor meinem Angeſicht
Duld' ich Dich länger nicht.
Verwerfung ſprach der Seher mir,
Verwerfung auch verkünd' ich Dir,
Das Urtheil, über Dich geſprochen, ſei:
Zieh' hin zu Schlangen in die Wüſtenei!
Zertrümmert ſei Dein unverdientes Glück!
Verräther, kehre in Dein Nichts zurück!

(Er verläßt die Halle.)

Recitativ.

Abner.

Des Königs Urtheil ſei ſogleich vollzogen!
Ergreift ihn, führt ihn in die Wüſte!

Arie.

David.

O Gott! der prüfend in die Herzen ſchaut,
Auf Dich, auf Dich allein hab' ich gebaut.

Rein, ohne Makel ſteh' ich hier,
Und hebe meinen Blick zu Dir.
Kein Haar fällt von des Menſchen Ha
Ohne Deinen heil'gen Willen.
All' meines jungen Glücks beraubt,
Eil' ich, Deinen Willen
In Demuth zu erfüllen.

Recitativ.

Theure Gattin! lebe wohl!
Lebe wohl, mein edler Freund!

Quartett.

Michol. Jonathan. Abner. D

Michol. Jonathan.

Nimmer ſcheide ich von Dir;
Des Lebens Blüte biſt Du mir.

Abner.

Trennen müßt ihr euch —
Der König will's — ſogleich!

Michol.

Keine Macht der Erde ſoll
Mich von meinem Gatten trennen.

David.

Jova will es. Lebe wohl!

Abner.

Gehorche, David! Fort von hier!

Michol und Jonathan.

Ich folge Dir.

Michol, Jonathan und David.

Gottes Wille sei erfüllt!
Er läßt aus Nacht den Tag erscheinen
Er, der uns trennt, wird uns vereinen.

Chor.

Lieb' und Freundschaft müssen scheiden.
Herbe Qualen! Bitt'res Leiden!
Weh Dir, o Israel!
Die Sterne Deines Ruhms erbleichen;
Mit ihm wird Jova's Segen weichen,
Weh Dir, o Israel!

Zweite Abtheilung.

(Wilde Felsengegend. Auf einer Seite Samuel's Grabmal, auf der andern die Höhle der Todtenbeschwörerin von Endor. — Im Vordergrunde Saul mit Bewaffneten.)

Recitativ.

Saul.

Vertheilet euch und späht umher!
Erklimmet jede Felsenhöh'!
Der tiefsten Höhle Schlund durchsucht!

Wer David's Haupt mir vor die Füße legt,
Sei reich belohnt!

(Die Bewaffneten entfernen ſich.)

Saul.

Allein ſteh' ich im Grau'n der Mitternacht.
Dich fordr' ich auf, des Schickſals dunkle Macht!
Was mir droht in der Zukunft Schooß —
Ich will es wiſſen.
Beſchwörerin der Todten!
Höre Deines Königs Ruf!
Auf! Schwinge Deinen Zauberſtab!
Es öffne ſich des Sehers Grab!
Samuels Geiſt erſcheine!

Chor der Dämonen.

Erhebe Dich aus Deiner Gruft!
Der König ruft.
Samuel erſcheine
Im Todtenkleid, in Moderduft!
Der König ruft.

(Das Grabmal öffnet ſich; eine Schattengeſtalt erſcheint in düſterrothen Lichte.)

Recitativ.

Saul.

Du, der aus Grabesnacht
Auf mein Geheiß erwacht
Vom ſtarren Tod —

Vernimm mein Machtgebot!
Gib Kunde mir! ſprich wahr:
„Droht durch David mir Gefahr?“

Stimmen aus dem Grabe.

David lebt; Dein harrt der Tod!

Saul.

Ha! Truggeſtalt der Hölle!
Du lügſt.
In Trümmer falle dieſes Grab!
In ſeine Tiefe ſchleudr' ich dann
Mit Spott und Hohn
Dir David's blut'ges Haupt hinab
Als Deines Frevels Lohn.

Chor der Dämonen.

Saul! frevle nicht
In der Todten Angeſicht!
Bald zieht das Grab
Den Frevler ſelbſt hinab.

Saul.

Wer ſchließt das Auge mir?
Welches Ächzen füllt die Luft?
Die Erde bebt — und kalte Schauer —
Mich faßt der böſe Geiſt! Weh mir!

(Er ſinkt zu Boden. David tritt aus einer Felſenſchlucht hervor.)

Recitativ.

David.

Schauerlich droh'n dieſe Felſenmaſſen;
Grau'nhaft ſtarrt das blinde Aug' der Nacht;
Und doch iſt mir der öde Schreckensort
Aſyl der Ruhe und des Friedens.
Du Strahlenkranz des Ruhms, der Königspracht,
Liſch aus!
Du, meiner Jugend ſtilles Thal!
O nimm mich wieder auf in Deinen Schooß!
Dort bin ich wieder nahe Dir, mein Gott!
Und Du wirſt mir auch wiedergeben Sie,
Die meines Herzens Wonne,
Glück meines Lebens iſt.
Was ſeh' ich? Iſt es Sinnentrug?
Saul hier im tiefen Schlaf?
Starr wie der Fels, auf dem er ruht?
Du, der mich haßt, mich tödten wollte,
Du biſt in meiner Macht, Dein Leben liegt
In meiner Hand; ein Stoß des Schwertes, und —
Du lebſt nicht mehr!
Mein König und mein — Feind!
Ich, den Du haſſeſt, liebe Dich.
Ich will Dich bewachen, ich will Dich beſchirmen
Vor Thieren der Wüſte, vor wüthenden Feinden;
Ich kämpfe für Dich nun mit Menſchen und Stürmen,
Ich bin Dein Getreuer, ich ſterbe für Dich.

Doch zum Beweis, daß Du in meiner Macht,
Dein Leben war in meiner Hand,
Wehrloſer Schläfer! trenne ich
Mit dieſes Stahles Schärfe
Von Deines Purpurmantels Saum ein Theil;
Er ſei der Zeuge: David war Dir treu!

(Indem David ein Stück von Saul's Mantel mit dem Schwerte abſchneidet, treten mehrere Bewaffnete, David's Anhänger, auf.)

Chor.

David! David! ſei willkommen!
Er, der Dich tödten wollte,
Sink' in die Todesnacht!
Und Dich begrüßen wir
Als König Israels.

(Sie wollen Saul mit den Speeren durchſtoßen. David ſtellt ſich mit gezücktem Schwerte vor ihn.)

Recitativ.

David.

Geheiligt iſt des Königs Haupt,
Und heilig iſt der Schlaf!
Zurück, Verräther ihr an Gott und König!
Den Weg zu ſeiner Bruſt zu finden,
Müßt ihr erſt mir das Herz durchbohren.

(Saul erwacht, ſtaunend, zürnend.)

Saul.

Bin ich von Mördern hier umgeben? —
Zur Erde ſtürzet Sclaven! fallt auf's Antlitz,
Und betet euren König an!

Saul lebt — und Tauſende ſind Nichts!
Wie? David in der Mörderſchaar?
Wie? mit gezücktem Schwert?
Verräther! Dein treuloſes Herz
Durchbohre ich zuerſt mit dieſem Stahl.

(Saul zieht das Schwert. David ſtürzt vor ihm auf die Knie.)

Recitativ.

David.

O wolle nicht ſchuldloſes Blut vergießen!
Der Schein iſt wider mich, doch rein mein Herz!

Cavatina.

Starr in tiefem Schlaf
Fand ich Dich am Felsgeſtein;
Und ich ſtellte ſchützend mich
Vor meines Herrn verehrtes Haupt.
Zeuge deſſen, was ich ſage,
Sei dies Stück des Purpurmantels,
Das ich trennte mit dem Schwert,
Als Du lagſt im Todesſchlaf,
Preisgegeben jedem Feind.
Kein Verräther, Saul, bin ich;
Bin Dir treu, bis in den Tod!

Recitativ.

Saul.

Steh auf, Verkannter! An mein Herz
Drück' ich Dich nun als zweiten Sohn.

David.

In Jubel wandelt ſich mein Schmerz,
Und Gott gewährt mir reichen Lohn.

(Abner und Jonathan eilen mit Kriegern herbei.)

Abner.

Die Feinde nah'n —

Jonathan.

Mit Heeresmacht.

Saul.

Steht mir das Heer zur Schlacht bereit?

Abner.

Es ſteht bereit —

Jonathan.

Doch nicht wie ſonſt,
Von Muth und Siegesluſt entflammt.

Saul.

Was drückt den Muth der Tapfern nieder?

Jonathan.

Der Schmerz um David, den Verbannten.

Saul

David! dem ich das Leben danke
Dir will ich danken auch den Sieg.

Komm! Zieh' mit mir dem Feind entgegen!
Gib Muth dem Heer: Gott iſt mit Dir!

David und Jonathan.

An Deiner Seite will ich kämpfen,
Bis mich der Pfeil des Todes trifft,
Dein Freund bleib' ich bis in den Tod;
Dein Will' geſcheh', mein Herr und Gott!

Saul, Jonathan, David, Abner.

Gib uns, der Schlachten Gott,
Sieg oder Tod!

(Sie ziehen in die Schlacht. Zeichen zum Angriff; dann Kampfgetümmel, welches ſich in die Entfernung verliert.)

Dritte Abtheilung.

(Dieſelbe Felſengegend. Michol mit weiblichem Gefolge tritt auf. Es wird Tag.)

Recitativ.

Michol.

In dieſer düſtern Felſenſchlucht,
Dem Raubthier Preis gegeben,
Hier, wo kein Quell mit Silberflut,
Kein Baum mit Kühlung labt,
Hier weilet Er, der mir entriſſen,
Hier weilt er ohne Schutz und Dach.

Arie.

Jehova, deſſen goldnes Licht
Nun aus den Morgenwolken bricht,
Laß mich ihn finden, den Erwählten,
Ihn, meinen Freund, den mir Vermählten!
Auf Dich allein will ich vertrauen,
Auf Dich all' meine Hoffnung bauen.
Du wirſt ihn entreißen den feindlichen Schaaren,
Dein Schild wird ihn ſchützen in allen Gefahren.
Der Haß muß entfliehen, vergehen der Schmerz!
Ich werde ihn drücken an's glühende Herz,
Vor den Menſchen und vor des Allmächtigen Thron.
Dem Liebenden blüht in der Liebe ſein Lohn.

Chor.

Jehova, deſſen gold'nes Licht
Nun aus den Morgenwolken bricht,
Beſchütze Du der Duld'rin Leben!
Woll' ihr den Gatten wiedergeben!

Recitativ.

Michol.

Horch! näher wälzt ſich die brauſende Schlacht.
Wie gräßlich erſchallet der Schwerter Geklirr,
Das Ziſchen der Pfeile, das wilde Geſchrei!

(Abner und andere Krieger von Saul's Heere kommen flüchtend.)

Recitativ.

Abner.

Jehova zürnt; die Feinde ſiegen.
O Fürſtin! fliehe! rette Dich!
Saul liegt in ſeinem Blut erſtarrt,
In Todeswunden Jonathan.

Recitativ.

Michol.

Weh mir! Es ſinkt ein Königshaus
Vom Glanz des Ruhms in Todesnacht.

Arie.

Verbergt mich, ihr Klüfte! ſtürzt, Felſen herab!
O ſelig, wer nicht überlebt ſolche Schmach!
O ſelig, wem mit dem entfliehenden Glück
Das Leben entfliehet im Augenblick!

Recitativ.

Abner.

Darf ich den Augen trauen!
Jehova! groß iſt Deine Macht:
Gewender hat ſich die Schlacht.
Im Siegesglanz naht Iſrael,
Und David ſchreitet freudig
An des Heeres Spitze.

Michol.

Er iſt's! Ihn ſchützte Gottes Huld;
Gott gab den Sieg in ſeine Hand.

(David erſcheint an der Spitze des Heeres.)

Chor.

Willkommen, David, von Gott erwählt!
Willkommen, Sänger und Sieger und Held!
Dich ſegnet die Liebe, Dich führet der Ruhm
Zu des Thrones hochſtrahlendem Heiligthum.

David.

Schweig' Hörnerſchall und Paukenklang!
Verſtumme, du Triumphgeſang!
Noch eh' des Feſtes Jubel ſchallt,
Sei hochgeprieſen Gott der Herr,
Der uns erhebt, der uns zermalmt,
Durch den wir Alles ſind,
Nichts ohne ihn!
In Todesnacht ruht König Saul;
Ihm zur Seite ſchläft
Sein Sohn, mein Freund, mein Jonathan!

Chor.

Gott winkt — es fällt ein Herr;
Gott winkt — Saul iſt nicht mehr!

Recitativ.

Abner.

Und Gottes Wink erhebt
Dich, David! auf den Thron,
Dich, der ſein Volk beglücken,
Dich, der dem Feind verzeihen,
Und ehren wird die Todten!

Cavatina mit Chor.

David.

Senkt die Speere
Zu der Todten Ehre!
Trauer walle
Bang und bleich;
Klag' erſchalle
Durch das Reich!

Recitativ.

Nun erſt, o Gattin! darf ich Dich begrüßen,
Und liebend an mein Herz Dich ſchließen.

Duett.

Wend' ab vom Todtenreich den Blick!
Am Himmel ſuche Troſt und Glück!
Muß eine Welt in Trümmer ſinken,
Dem Reinen wird ſein Engel winken.

Michol.

Heil Dir, den Gottes Geiſt beſeelt!
Als Gatte mir vermählt,
Hat Dich zum König Iſraels
Gott und ſein Volk erwählt.

David.

Allmächtiger! Dein Wille iſt Geſetz.
Laſſ' Deiner Huld mich würdig ſein!
Laſſ' Dein mir anvertrautes Volk
Sich meiner hochbeglückt erfreu'n!

Michol. David.

Laſſ' uns durch Liebe glücklich ſein,
Durch Liebe Iſraels Volk erfreu'n!
Gib, Jova, daß wir, frei von Schuld,
Dir treu im Geiſt, im Herzen rein,
Stets würdig bleiben Deiner Huld!
Gelobt ſei Deine Macht und Herrlichkeit
Von Thron und Flur in Ewigkeit!

Recitativ.

David.

Volk Iſraels! Empfange
Deines Königs Gruß!
Wachen will ich über Dich;
Gott wache über mich!
Glück ſtröme Dir von meinem Thron!
Und Gottes Gnade ſei mein Lohn!

Von Thron und Flur in Ewigkeit!

Inhalt.

Erzählungen.

	Seite
Das Schiffs-Ungethüm	5
Das Wiederfinden auf dem Dämonenſchiffe . . .	15
Blitz und Donner, oder: Minchen, die Waſſerbraut .	55
Der Liebesdienſt	64
Der Ananas-Ritter, oder: Der Regenbogen der Liebe	69
Selmar's diplomatiſche Sendung in das Reich der Liebe	96
Haß und Liebe eines Doppelmenſchen	109
Honig beſiegt den Heldengeiſt. (Eine Geſchichte aus der lappländiſchen Heroenzeit.)	122
Das Unglück gelehrter Eitelkeit. (Eine perſiſche Geſchichte.)	125
Tquaſſou und Knonmquaiha. (Eine hottentotiſche Geſchichte.)	13
Wanderungen unter Schutt und Trümmern, Staub und Aſche.	
I. Die Kynaſt-Burg	138
II. Kunigunde von Kynaſt	151
Werther's und Wilhelm Meiſter's Reiſeabenteuer. (Ein literariſches Märchen ohne Ende.) .	181
Der Tod auf Reiſen. (Scenen und Bilder aus dem Leben.)	
I. Der Hof des Todes	225
II. Kirchhof-Soirée	234

III. Der Porträtmaler 246
IV. Die Pharaobank 260

Kantaten und Oratorien.

Rosa von Viterbo 271
Die Mondnacht 287
Haydn's Todesfeier 294
Die vier letzten Dinge 30
Saul und David. (In zwei Abtheilungen.) . . 3
Saul's Tod. (In drei Abtheilungen.) . . . 3

Gedruckt bei C. Ueberreuter.

Stanford University Libraries
3 6105 015 207 553
PT
2388
.k83
1843
v.13

Stanford University Libraries
Stanford, Ca.
94305